This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

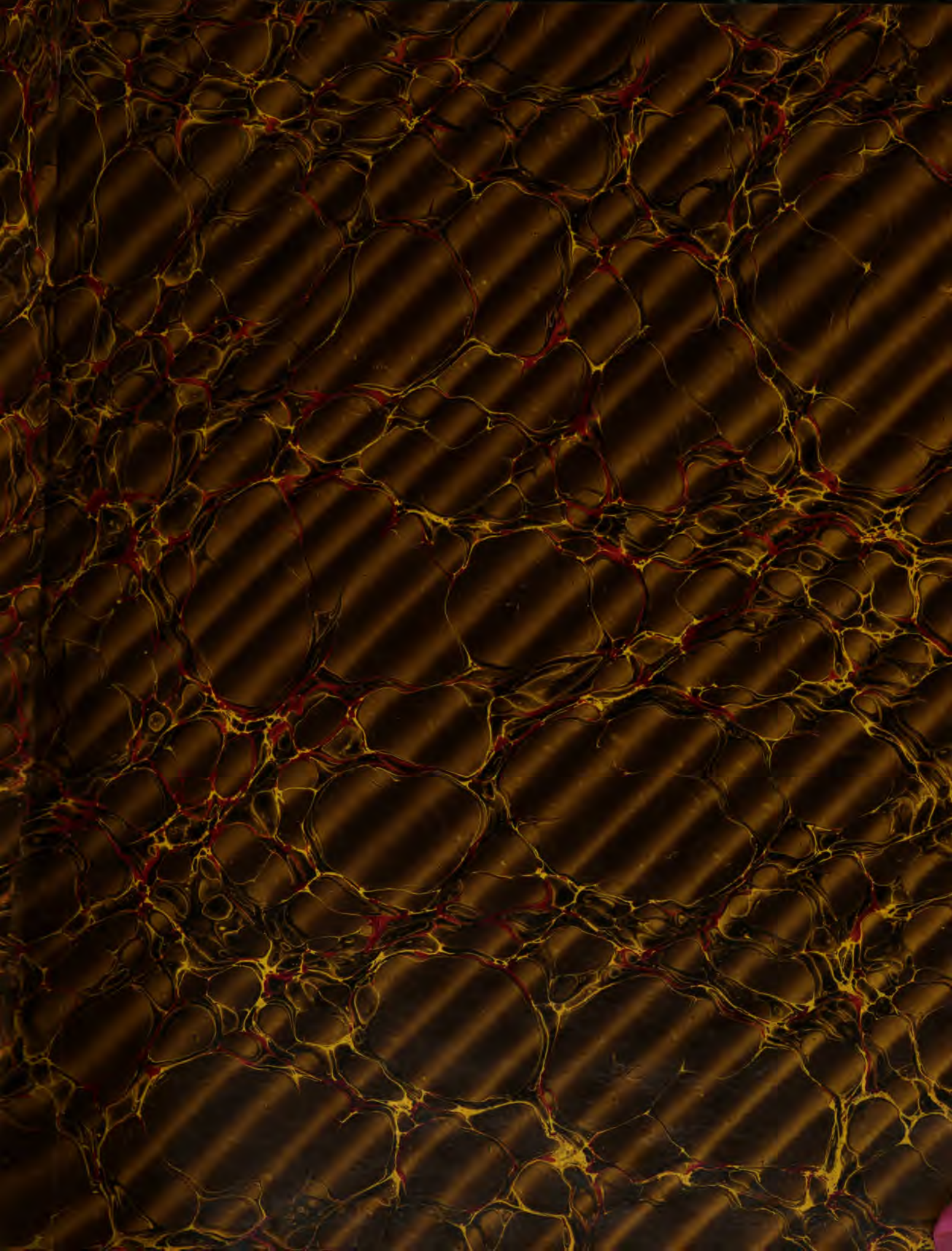
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

14 DAYS
BOOK

Philol, 225 Bd. Dec., 1880.

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE GIFT OF
STEPHEN SALISBURY,
OF WORCESTER, MASS.
(Class of 1817).

10 Feb., 1875.



VERHANDLUNGEN

DER

NEUNUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

INNSBRUCK

VOM 28. SEPTEMBER BIS 1. OCTOBER 1874.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1875.

VERHANDLUNGEN

DER

NEUNUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

25-½2 1877
2

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

INNSBRUCK

VOM 28. SEPTEMBER BIS 1. OCTOBER 1874.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1875.

1875, Feb. 10.

Sanitary fund.

Inhalt.

	Seite
Verzeichniss der Mitglieder	V—IX
Erste allgemeine Sitzung	1—38
Eröffnungsrede des Präsidenten Prof. Dr. *Jülg*	1—5
Begrüssungen durch den Hrn. Statthalter, Landeshauptmann, Bürgermeister	6—7
Geschäftliche Mittheilungen	7—12
Vortrag des Bibliothekars Dr. *Thomas* aus München: Ueber Humanismus und Zeitsinn	12—16
Vortrag des Prof. Dr. *Arnold* aus Würzburg: Ueber antike Theatermasken	16—37
Geschäftliches	37—38
Zweite allgemeine Sitzung	38—81
Geschäftliche Mittheilungen	38—39
Vortrag des Prof. Dr. *Brunn* aus München: Die Demeter von Knidos	39—46
Vortrag des Prof. Dr. *Riese* aus Frankfurt a. M.: Die Beurtheilung der Germanen durch die alten Römer	46—54
Vortrag des Gymn.-Dir. *Schiller* aus Constanz: Darstellung des Standes und der Aufgabe der Geschichte der römischen Kaiserzeit	55—65
Vortrag des Hofr. Prof. Dr. *Köchly* aus Heidelberg: Zu Aeschylos' Persern	65—80
Dritte allgemeine Sitzung	81—98
Vortrag des Prof. Dr. *Linker* aus Prag: Zur Kritik des Horatius	81—89
Vortrag des Prof. Dr. *Dieterici* aus Berlin: Aristotelismus und Platonismus im X. Jahrhundert n. Chr. bei den Arabern	89—96
Schlussworte des Vicepräsidenten Gymn.-Dir. *Biehl*	96—97
Worte an die Leiter und Gönner der Versammlung von Hofr. Prof. Dr. *Köchly* aus Heidelberg	97—98
Verhandlungen der pädagogischen Section	99—148
Constituirung der Section	99
Erste Sitzung	99—114
Vortrag des Prof. Dr. *Malfertheiner* aus Innsbruck über die Thesis: „Der Schulunterricht hat es dahin zu bringen, dass die Schüler in der Regel eines Hauslehrers nicht bedürfen“	99—103
Verhandlungen darüber	103—113
Zweite Sitzung	114—131
Verhandlungen über den Antrag des Prof. Dr. *Egger von Möllwald* aus Wien: „Ueber das Bedürfniss zweckmässig eingerichteter pädagogischer Seminarien“	114—130
Dritte Sitzung	131—148
Vortrag des Prof. Michael *Stolz* aus Innsbruck über die These: „Der Zeichenunterricht als obligater Gegenstand am Gymnasium“	132—134
Verhandlungen darüber	134—147
Verhandlungen der archäologischen Section	149—166
Erste Sitzung: Begrüssungsrede des Vorsitzenden und Constituirung der Section	149
Zweite Sitzung	150—158
Vortrag des Studienlehrers *Ohlenschlager* aus München: Ueber einige der wichtigsten neuen Funde auf rätischem Boden	150
und	
Ueber den Plan einer antiquarischen Karte der römischen Ueberreste im ehemaligen Rätien, mit Vorlage von Kartenproben	150—152

Seite

Vortrag des Adjuncten Wilh. *Klein* aus Graz: Ueber zwei strittige Vasendarstellungen . 152—156
Bemerkungen dazu von Prof. Dr. *Brunn* . . . . . 157—158
Dritte Sitzung . . . . . 158—166
Vortrag des Prof. P. *Flavian Orgler* aus Hall (Tirol): Ueber einige in neuerer Zeit in Süd-Tirol gefundene Antiken . . . . . 158—162
Vortrag des Studienlehrers Dr. *Flasch* aus Würzburg: Ueber den Athletenkopf der Glyptothek zu München (No. 302) . . . . . 162—166
Verhandlungen der deutsch-romanischen Section . . . . . 167—185
Verzeichniss der Mitglieder 167
Erste Sitzung: Constituirung der Section . . . . . 167—168
Zweite Sitzung . . . . . 168—172
Auszug aus dem Vortrag des Gymn.-Dir. Dr. *Strehlke* aus Marienburg: Die Goethe-Ausgaben der letzten sieben Jahre . . . . . 168—169
Auszug aus dem Vortrag des Prof. Dr. *Sachs* aus Brandenburg a. H.: Ueber den heutigen Stand der romanischen Dialektforschung . . . . . 169—171
Auszug aus dem Vortrag des Prof. Dr. *Mahn* aus Berlin: Ueber die provenzalische Sprache und ihr Verhältniss zu den übrigen romanischen Sprachen 172
Dritte Sitzung . . . . . 172—177
Antrag des Prof. Dr. *Weinhold* aus Kiel 172
Auszug aus dem Vortrag des Hofr. Prof. Dr. *Bartsch* aus Heidelberg: Proben einer neuen Dante-Uebersetzung in Terzinen . . . . . 172—173
Auszug aus dem Vortrag des Prof. *Michaeler* aus Bozen: Ueber den Tiroler Dialekt mit besonderer Berücksichtigung des Eisakthales 173
Vortrag des Gymn.-Dir. Dr. *Grion* aus Verona: Ueber Anordnung und die vom Verfasser besorgte Originalausgabe des Canzoniere des Petrarca . . . . . 174—176
Auszug aus dem Vortrag des Dr. *Steub* aus München: Ueber tirolische Ethnologie . . 176—177
Vierte Sitzung . . . . . 177—185
Vortrag des Prof. *V. Hintner* aus Wien: Ueber tirolische Dialektforschung . . . . 177—182
Bemerkungen dazu von Prof. Dr. *Weinhold* . . . . . 182—183
Auszug aus dem Vortrag des Dir. Dr. *Imm. Schmidt* aus Falkenberg i. M.: Die Perioden der englischen Literatur im Zusammenhang mit der Geschichte der Sprache . . . 184—185
Verhandlungen der orientalischen Section . . . . . 186—208
Erste Sitzung: Constituirung der Section 186
Zweite Sitzung: Geschäftliches . . . . . 186—187
Dritte Sitzung . . . . . 187—204
Auszug aus dem Vortrag des Prof. Dr. Rudolf v. *Roth* aus Tübingen: Ueber das von der kais. Akademie zu St. Petersburg herausgegebene von O. Böhtlingk und ihm bearbeitete Sanskrit-Wörterbuch . . . . . 187—188
Auszug aus dem Vortrag des Prof. Dr. *Lauth* aus München: Ueber altäthiopische Königsnamen . . . . . 188—190
Vortrag des Prof. Dr. *Budenz* aus Budapest: Bemerkungen über ugrische Sprachvergleichung . . . . . 190—198
Auszug aus dem Vortrag des Dr. *Orterer* aus München: Zum Sâmaveda . . . . . 198—200
Vortrag des Prof. Dr. *Savelsberg* aus Aachen: Ueber lykische Inschriften . . . . . 200—204
Vierte Sitzung . . . . . 205—208
Vortrag des Prof. Dr. *Schlottmann* aus Halle: Ueber die unweit des Onondaga ausgegrabene Statue mit phönizischer Inschrift . . . . . 205—208
Verhandlungen der indogermanischen Section . . . . . 209—219
Vortrag des Dr. *Jolly* aus Würzburg: Zur Geschichte der Wortstellung in den indogermanischen Sprachen . . . . . 209—219
Beilage: Nachtrag zu den Begrüssungsschriften 220

Verzeichniss der Mitglieder.

Präsidium der Versammlung.

1. Jülg, Prof. Dr. Bernhard, aus Innsbruck, Präsident.
2. Biehl, Wilhelm, Gymn.-Director aus Innsbruck, Vicepräsident.

Secretariat der Versammlung.

3. Hintner, Valentin, Gymn.-Prof., aus Wien.
4. Hirschfelder, Prof. Dr. Wilh., aus Berlin.
5. Lechner, Prof. Dr. Max, aus Ansbach.
6. Malfertheiner, Prof. Dr. Jos., aus Innsbruck.

Präsidia der Sectionen.

7. Eckstein, Rector Dr. F. A., aus Leipzig, Präsident der pädagogischen Section.
8. Wildauer, Prof. Dr. Tobias, aus Innsbruck, Präsident der archäologischen Section.
9. Zingerle, Prof. Dr. Ign. Vinc., aus Innsbruck, Präsident der deutsch-romanischen Section.
10. Weiss, Prof. Dr. Joh. Bapt., aus Graz, Präsident der orientalischen Section.
11. Schmidt, Prof. Dr. Johannes, aus Graz, Präsident der sprachvergleichenden Section.

Mitglieder.

12. Achleuthner, Leonhard, O. S. B., Gymn.-Prof. in Kremsmünster.
13. Aichinger, Franz, Berg-Commissär aus Hall in Tirol.
14. Aichner, Andreas, suppl. Lehrer am Gymnasium in Innsbruck.
15. Albani, R., Gymn.-Oberlehrer in Freiberg in Sachsen.
16. Albert, Dr. Eduard, Universitäts-Professor in Innsbruck.
17. Alsleben, A., Gymnasiallehrer aus Dessau.
18. Alton, Dr. Johann, Gymn.-Prof. in Prag.
19. Arnold, Dr. Bernhard, Prof. aus Würzburg.
20. Arz, Graf Anton, Statthalterei-Rath in Innsbruck.
21. Ascherson, Dr. Ferd., I. Custos der kgl. Univ.-Bibl. in Berlin.
22. Attlmayr, Alex. v., Statthalterei Rath in Innsbruck.
23. Bagnato, Dr. v., Prof. aus Ehingen an d. D.
24. Bálinth, Gabriel v., aus Budapest.
25. Banz, Rector aus Schwäbisch-Hall.
26. Barach-Rappaport, Dr. K. S., Univ.-Prof. in Innsbruck.
27. Bartal, Anton, Director des Seminars für Mittelschulen in Budapest.
28. Barth, Franz Ritter v., Statthalterei-Rath i. P. in Innsbruck.
29. Barth, Dr. Ludwig v., Univ.-Prof. in Innsbruck.
30. Bartsch, Prof. Dr. Karl, Hofrath aus Heidelberg.
31. Bászel, Dr. Aurel, Privatdocent aus Budapest.
32. Baumgarten, Dr. Anton, Univ.-Prof. in Innsbruck.
33. Baur, Josef, Prof. aus Ehingen an d. D.
34. Beidtel, Dr. Karl, Univ.-Prof. in Innsbruck.
35. Benecke, Dr. Alb., Oberlehrer aus Berlin.
36. Benicken, Dr. Hans Karl, Gymn.-Lehrer aus Gütersloh.
37. Benvenuti, Alois, Gymn.-Prof. aus Trient.
38. Berger, Joh. Georg, Lehramtscandidat aus St. Johann in Tirol.
39. Bermann, Dr., Conrector am Gymnasium zu Liegnitz.
40. Bernhard, Prof. aus Schwäbisch-Hall.
41. Billek, Johann, Prof. an der Lehrerbildungs-Anstalt in Innsbruck.
42. Bircker, Dr., Gymnasiallehrer aus Quedlinburg.
43. Birlinger, Dr. A., Prof. aus Bonn.

44. Bissell, E. C., A. M., aus Boston.
45. Bobrik, Dr. Franz, aus Mohrungen (Ostpreussen).
46. Bobrik, Rudolf, Rector des Progymnasiums in Belgard (Pommern).
47. Bohle, Dr. Stephan A., Gymn.-Director in Osnabrück.
48. Brathe, Gymnasiallehrer aus Landsberg a. d. W.
49. Brunn, Dr. Heinrich, Prof. aus München.
50. Buckeisen, Dr. Fritz, Prof. an der Oberrealschule in Innsbruck.
51. Büch'eler, Dr. Franz, Prof. aus Bonn.
52. Budenz, Dr. Josef, Prof. aus Budapest.
53. Buff, Dr. Adolf, aus München.
54. Burger, M., Studienlehrer aus Freising.
55. Burmann, Dr. Karl, Gymn.-Lehrer in Landsberg a. d. W.
56. Bursian, Dr. Konrad, Prof. aus München.
57. Busson, Dr. Arnold, Prof. in Innsbruck.

58. Canestrini, Anton, Gymn.-Lehrer in Rovereto.
59. Christ, Dr. Wilhelm, Prof. aus München.
60. Clarck, Alb. W., A. M., aus Connecticut.
61. Clason, Dr. Octavius, Prof. aus Rostock.
62. Clemm, Dr. Wilhelm, Prof. aus Giessen.
63. Cristofolini, Cäsar, stud. philol. in Innsbruck.
64. Császár, Dr. Karl, Prof. aus Budapest.

65. Dalpiaz, Barthol., Gymn.-Lehrer aus Trient.
66. Dantscher, Dr. Karl, Univ.-Prof. in Innsbruck.
67. Delbrück, Dr. Bernhard, Prof. aus Jena.
68. Dieterici, Dr. Fr., Prof. aus Berlin.
69. Dinter, Dr. Bernhard, Prof. aus Grimma.
70. Dinter, Dr. Josef, aus Innsbruck.
71. Disertori, Nikolaus, Gymn.-Lehrer aus Trient.
72. Dittel, Dr. Heinrich, Gymn.-Prof. in Innsbruck.
73. Dum, Georg, Lehrer an der Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Innsbruck.
74. Düntzer, Prof. Dr. Heinrich, Bibliothekar aus Köln.
75. Durig, Josef, Director der Lehrer-Bildungsanstalt in Innsbruck.

76. Ebner, Johann Ritter v., Hofrath in Innsbruck.
77. Ebner, Dr. Robert R. v., Statthalterei-Secretär in Innsbruck.
78. Ebner, Dr. Victor, Univ.-Prof. aus Graz.
79. Eckstein, Dr. Hermann, aus Leipzig.
80. Edelspacher, Anton v., aus Budapest.
81. Egger v. Möllwald, Dr. Alois, Prof. aus Wien.
82. Egger, Josef, Prof. am II. Staatsgymnasium in Graz.
83. Egger, Dr. Josef, Gymn.-Prof. in Innsbruck.
84. Ehrhart, Josef v., Statthalterei-Rath in Innsbruck.
85. Eilles, Studienlehrer aus München.

86. Falkner, Eugen, Prof. an der Oberrealschule in Innsbruck.
87. Fell, Dr. Winand, Lehrer am Gymnasium an Marzellen in Köln.
88. Ficker, Heinr., Gymn.-Prof. aus Wien.
89. Fiechtl, Bartholomäus, stud. philol. in Innsbruck.
90. Ficgl, Josef, Gymn.-Prof. aus Wien.
91. Fischer, Ludwig, Gymn.-Prof. in Feldkirch.
92. Flach, Dr. Hans, Docent an der Universität in Tübingen.
93. Flasch, Dr. Adam, Prof. am humanistischen Gymnasium in Würzburg.
94. Frauer, Dr. Ludwig, Prof. aus Stuttgart.
95. Freybe, Dr. A., Collaborator am Gymnasium in Parchim.
96. Friedersdorff, Dr. F., Oberlehrer aus Marienburg in Westpreussen.
97. Friedrich, Dr. Karl, Rector des Lyceums in Reutlingen.

98. Garbari, Valentin, Gymn.-Prof. aus Trient.
99. Garbiński, Andreas, aus Innsbruck.
100. Gasteiger, Dr. Gustav v., Bezirks-Commissär in Innsbruck.
101. Geldner, Karl, stud. orient. aus Tübingen.
102. Gensicke, Oberlehrer aus Dessau.
103. Gildemeister, Dr. J., Prof. in Bonn.
104. Gnad, Dr. Ernst, Landesschulinspector in Innsbruck.
105. Gosche, Dr. Richard, Prof. aus Halle a. d. S.
106. Greguss, Dr. A., Prof. an der Universität in Budapest.
107. Greve, Dr. Gerhard, Oberlehrer aus Markirchen i. Elsass.
108. Grion, Dr. Justus, Director des Lyceums in Verona.
109. Grosfeld, Dr. Peter, Gymn. Director aus Rheine in Westfalen.
110. Gutscher, Johann, Gymn.-Director aus Marburg a. d. Drau.

111. Hainebach, Dr., Gymn.-Prof. aus Giessen.
112. Halm, Prof. Dr. Karl, Director der Hof- und Staatsbibliothek in München.
113. Hammerl, Hermann, stud. philos. in Innsbruck.
114. Hatala, Peter, Prof. der semit. Sprachen an der kgl. Universität in Budapest.
115. Hehle, Dr., Prof. aus Ehingen.
116. Heigl, Gustav, Lehramtscandidat in Innsbruck.
117. Heigl, Peter Paul, Bergverwalter in Innsbruck.
118. Heigl, Dr. iur. Richard, aus Innsbruck.
119. Heinrich, Dr. Gustav, Prof. aus Budapest.
120. Held, Franz, stud. philos. aus Innsbruck.
121. Hell, Dr. Thomas, aus Welsberg.
122. Herzog, Dr. Ernst, Prof. in Tübingen.
123. Hillebrand, Josef, Conrector aus Weilburg.
124. Hinterwaldner, Johann, Prof. an der Lehrer-Bildungsanstalt in Innsbruck.
125. Hirn, Dr. Josef, Gymn.-Prof. aus Krems.
126. Hirzel, Dr. K., Oberpräceptor aus Krailsheim.
127. Hofmann, Dr. Eduard, Univ.-Prof. in Innsbruck.
128. Holaus, P. Max, Gymn.-Director in Hall in Tirol.
129. Holder, Dr. Alfred, Bibliothekar aus Karlsruhe.
130. Hölscher, Dr. Bernhard, Gymn.-Director aus Recklinghausen.
131. Horawitz, Dr. Adalb., Prof. aus Wien.
132. Huber, Dr. Alfons, Univ.-Prof. in Innsbruck.
133. Hueber, Dr. Ad., Prof. an der Oberrealschule in Innsbruck.
134. Hüls, Johann, Priester aus Imst.

135. Hunfalvy, Paul, Akademiker aus Budapest.
136. Hupfeld, Lic. theol., Oberpfarrer u. Religionslehrer am Gymnasium in Schleusingen.

137. Jan, Dr. v., Oberlehrer aus Landsberg an der Warthe.
138. Janežić, Franz, Geistl. Rath und Prof. aus Marburg an d. Drau.
139. Jeitteles, Dr. Adalb., Univ.-Bibliothekar in Innsbruck.
140. Inama-Sternegg, Dr. Karl Theod. v., Univ.-Prof. in Innsbruck.
141. Innerhofer, Josef, Weltpriester, Lehramtscandidat aus Marling (Tirol).
142. Jolly, Dr. Julius, Privatdocent aus Würzburg.
143. Jörg, Heinrich, Lehramtscandidat in Innsbruck.
144. Iskrzycki, Dr. M., Univ.-Prof. in Krakau.
145. Juffinger, Georg, stud. med. in Innsbruck.
146. Julius, Dr. Leopold, aus Dessau.
147. Jung, Dr. Julius, Docent aus Innsbruck.
148. Jungmann, Dr. Emil, aus Leipzig.
149. Jungwirth, Theodor, O. S. B., Gymn.-Prof. aus Melk.

150. Keinz, Friedrich, Secretär der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München.
151. Keller, Dr. Otto, Prof. aus Freiburg i. Br.
152. Kern, Dr. Frz., Director des Stadtgymnasiums in Stettin.
153. Kern, Georg, Oberlehrer am Stadtgymn. zu Stettin.
154. Kiechl, Dr. Franz, Gymn.-Prof. in Feldkirch.
155. Kiechl, Johann, Hofrath in Innsbruck.
156. Kius, Dr. Oskar, Gymn.-Lehrer aus Cassel.
157. Klaucke, Oberlehrer aus Landsberg an der Warthe.
158. Klein, Wilhelm, Adjunct am Münz u. Antikencabinet in Graz.
159. Kleinmann, Dr. M., Prof. aus Budapest.
160. Kleinstauber, Christ., Conrector aus Regensburg.
161. Klinglmair, Peter, O. S. B., Gymn.-Prof. aus Kremsmünster.
162. Klohn, J., Gymn.-Lehrer in Pyritz.
163. Klussmann, Dr. Rud., Gymn.-Lehrer aus Gera.
164. Koch, Bernhard, Gymn.-Director aus Meran.
165. Koch, Dr., Prof. der Landesschule zu Grimma.
166. Köchly, Prof. Dr. H., Hofrath aus Heidelberg.
167. Kramer, Dr., Gymn.-Lehrer aus Schleusingen.
168. Krause, E., Lehrer an der Realschule I. O. in Gera.
169. Kraut, Professor aus Heilbronn.
170. Kremer, M., Lehrer an der Selecten-Schule in Frankfurt a. M.
171. Krenn, Isidor, O. S. B., Gymn.-Prof. aus Melk.
172. Krichenbauer, Anton, Gymn.-Dir. aus Znaim.
173. Kripp, Joh. v., Gymn.-Prof. in Innsbruck.
174. Krischek, Eduard, Ministerialrath im Unterrichts-Ministerium in Wien.
175. Kuhn, Dr. E., Privatdocent aus Leipzig.

176. La Roche, Gymn.-Prof. aus München.
177. Lammel, Anton, Oberrealschuldirector in Innsbruck.
178. Lamprecht, Dr., Gymn.-Lehrer am grauen Kloster in Berlin.
179. Lang, Adolf, Landesschulinspector aus Wien.
180. Laubmann, Dr. Georg, Secretär der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München.
181. Lauth, Dr. Frz. Josef, Prof. aus München.
182. Lechthaler, Isidor, Gymn.-Lehrer aus Meran.
183. Linker, Dr. Gust., Prof. aus Prag.
184. Lisch, Michael, Gymn.-Prof. in Innsbruck.
185. Lissner, Ambros, Prof. am akad. Gymnasium in Wien.
186. Lorenzoni, Hannibal, Priester, Lehramtscandidat in Innsbruck.
187. Loth, Dr. O., Prof. aus Leipzig.
188. Lugebil, Dr. Karl, Prof. aus St. Petersburg.
189. Lünzner, Dr., Gymn.-Lehrer aus Gütersloh.
190. Lutterotti, Ludwig v., Bezirkscommissär in Innsbruck.

191. Madiera, Anton, Gymn.-Prof. aus Pisek.
192. Mages, Alois, aus Innsbruck.
193. Mahn, Dr. A., Prof. aus Berlin.
194. Maier, Dr. Friedr., Prof. aus Stuttgart.
195. Majer, Ludwig, Prof. am Gymnasium zu Tübingen.
196. Mann, Dr., Oberlehrer aus Brandenburg a. H.
197. Maresch, Anton, Landesschulinspector aus Troppau.
198. May, Josef, Gymn.-Prof. in Constanz.
199. Mayr, Dr. Aurel, Prof. aus Budapest.
200. Mairhofer, Jakob, Priester, stud. philol. in Innsbruck.
201. Mayrhofen, Dr. Virgil Ritter v., Univ.-Prof. in Innsbruck.
202. Megnin, Ober-Präceptor aus Schwäbisch-Hall.
203. Mensi, Alfred Baron v., aus Innsbruck.
204. Meyer, Arthur, stud. med. in Innsbruck.
205. Meyncke, Dr., Secretär der Stadtbibliothek in Hamburg.
206. Michaeler, Anton, Gymn.-Prof. in Bozen.
207. Mikusch, Dr. Josef, Gymn.-Director aus Mährisch-Weisskirchen.
208. Mischi, Josef, Priester, stud. philol. in Innsbruck.
209. Mitterrutzner, Dr. Joh. Chrysost., Gymn.-Director aus Brixen.
210. Mitterstiller, Gabriel, Gymn.-Lehrer aus Görz.
211. Monro, Mr. D. Binning, Fellow aus Oxford.
212. Most, Dr., Oberlehrer aus Stettin.
213. Müller, Dr. Eduard, aus Berlin.
214. Müller, Dr. Emil, Rector der Landesschule zu Grimma.
215. Müller, Dr. Johann, Univ.-Prof. in Innsbruck.
216. Müllner, Josef, stud. philol. in Innsbruck.

217. Nader, P. Vincenz, Lehramtscandidat aus Hohenfurt in Böhmen.
218. Nissl, Anton, stud. iur. in Innsbruck.
219. Nitsche, Dr. Adolf, Gymn.-Prof. aus Marburg a. d. Drau.
220. Nottebohm, Dr. G. W., aus Berlin.

221. Ohlenschlager, Friedr., Studienlehrer in München.
222. Ohms, Dr. G. R. v., Hof- und Ministerial-Secretär aus Wien.

223. Orgler, P. Flavian, Gymn.-Prof. aus Hall in Tirol.
224. Orterer, Dr. Georg, aus München.
225. Oskard, Andreas, Schulrath und Gymn.-Dir. aus Lemberg.

226. Palm, Karl, Lehramtscandidat in Innsbruck.
227. Pantke, Theodor, Gymn.-Dir. in Bozen.
228. Payr, Dr. Karl, Secretär der Handelskammer in Innsbruck.
229. Peche, Dr. Ferd., Univ.-Prof. in Innsbruck.
230. Perathoner, Dr. Victor, Gymn.-Prof. aus Innsbruck.
231. Perels, Dr. Martin, aus Wien.
232. Perkmann, Dr. Peter, Gymn.-Prof. aus Innsbruck.
233. Pfaff, Dr. Leopold, Univ.-Prof. aus Wien.
234. Pfaundler, Dr. Leopold, Univ.-Prof. in Innsbruck.
235 Pfundheller, Dr. E., Lehrer am Stadtgymnasium zu Stettin.
236. Pichler, Benedict, stud. philol. in Innsbruck.
237. Pick, Dr. Hermann, Schulrath und Gymn.-Director in Salzburg.
238. Planck, Dr. Ad., Prof. aus Heilbronn.
239. Praetorius, Dr. Christian, Oberlehrer aus Cassel.
240. Prager, M. J., Oberrealschul-Prof. aus Wien.
241. Prien, Dr. K., Prof. aus Lübeck.
242. Pullich, Dr. Georg, Gymn.-Dir. aus Trient.
243. Puntschart, Dr. Val., Univ.-Prof. in Innsbruck.
244. Purgaj, Jakob, Gymn.-Prof. in Marburg an d. Drau.
245. Purtscher, Hermann, stud. philol. aus Innsbruck.
246. Purtscher, Othmar, stud. med. aus Innsbruck.

247. Rappold, Jakob, Gymn.-Prof. aus Klagenfurt.
248. Rastbichler, Josef, Gymn.-Prof. aus Feldkirch.
249. Rehdantz, Dr. Karl, Gymn.-Director aus Kreuzburg in Oberschlesien.
250. Reifferscheid, Dr. Aug., Prof. in Breslau.
251. Reimer, Hans, Chef der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin.
252. Reinke, Dr. Lorenz, Privatgelehrter aus Langförden in Oldenburg.
253. Rembold, Dr. Otto, Univ.-Prof. in Innsbruck.
254. Rieckher, Dr. Julius, Gymn.-Rector aus Heilbronn.
255. Riese, Dr. Alexander, Prof. aus Frankfurt a. M.
256. Römer, Adolf, Studienlehrer aus München.
257. Rösch, Prof. aus Heilbronn.
258. Roseck, Dr., Oberlehrer am Magdalenen-Gymnasium in Breslau.
259. Rössler, Dr., Prof. an der Landesschule zu Grimma.
260. Roth, Dr. Rudolf v., Prof. aus Tübingen.
261. Rottmanner, Max, Studienlehrer aus München.
262. Rühl, Dr. Hugo, Lehrer am Stadtgymnasium zu Stettin.

263. Sachs, Dr., Prof. aus Brandenburg a. H.
264. Savelsberg, Dr. Joh., Gymn.-Prof. aus Aachen.
265. Schaller, Josef, Gymn.-Prof. aus Marburg an der Drau.
266. Schauberger, Gustav, stud. philos. in Innsbruck.
267. Schaum, Ludwig, stud. philos. aus Giessen.
268. Schedle, Franz, Gymn.-Prof. aus Bozen.
269. Schenk, Stephan, Prof. an der Oberrealschule in Innsbruck.
270. Scherer, Dr. Jos., Gymnasialdirector aus Coesfeld.
271. Schiefner, Dr. Anton v., kais. russ. wirkl. Staatsrath und Akademiker aus St. Petersburg.
272. Schiestl, Dr. Josef, aus Innsbruck.
273. Schiller, Herm., Gymn.-Dir. aus Constanz.
274. Schlottmann, Dr. Const., Prof. in Halle an der Saale.
275. Schmidt, Dr. Immanuel, Director des Victoria-Instituts in Falkenberg in der Mark.
276. Schmidt, Richard, Rentamtmann und Inspectionsmitglied d. Fürstenschule zu Grimma.
277. Schmitt, Dr. Aug., Buchhändler in Leipzig (Firma B. G. Teubner).
278. Schmuck, Heinr. v., Prof. an der Oberrealschule in Innsbruck.
279. Schneller, Christ., Landesschulinspector in Innsbruck.
280. Šolar, Johann, Landesschulinspector in Laibach.
281. Scholle, Dr., Oberlehrer aus Berlin.
282. Scholz, Ed., Landesschulinspector in Innsbruck.
283. Schönherr, Dr. David, kais. Rath u. Archivar in Innsbruck.
284. Schott, Dr. Ferd., Univ.-Prof. in Innsbruck.
285. Schröer, Dr. K., Prof. aus Wien.
286. Schuler, Johann, Gymn.-Prof. in Innsbruck.
287. Schultz, Dr. Ferd., Gymn.-Director aus Charlottenburg.
288. Schultze, Dr. R., Subrector aus Königsberg i. N.
289. Schumacher, Anton, Buchhändler in Innsbruck.
290. Schwabe, Dr. Ludwig, Prof. aus Tübingen.
291. Schwammel, Ed., Landesschulinspector in Linz.
292. Simmerle, P. Pius, Gymn.-Prof. aus Hall in Tirol.
293. Spengel, Dr. Andreas, Gymn.-Prof. aus München.
294. Spielmann, Dr. Alois, Lehrer am fürstbischöfl. Knaben-Seminar in Rotholz.
295. Spielmann, Ferd., Lehrer am fürstbischöfl. Knaben-Seminar in Rotholz.
296. Stade, Dr. Bernhard, Docent aus Leipzig.
297. Staffler, P. Augustin, Hilfspriester in Gries (Sellrain).
298. Steffan, Franz, stud. philos. in Innsbruck.
299. Steger, Josef, Priester, Gymn.-Prof. in Salzburg.
300. Steinacher, Johann, stud. philol. in Innsbruck.
301. Steinlechner, Dr. Paul, Univ.-Prof. in Innsbruck.
302. Steub, Dr. Ludwig, aus München.
303. Stier, G., Director des Franziscums in Zerbst.
304. Stier, H., Oberlehrer am Gymnasium in Mühlhausen in Thüringen.

305. Stockmayer, H., Prof. am Gymnasium in Heilbronn.
306. Stolz, Dr. Friedr., Gymn.-Lehrer aus Klagenfurt.
307. Stolz, Michael, Prof. an der Oberrealschule in Innsbruck.
308. Stolz, Dr. Otto, Univ.-Prof. in Innsbruck.
309. Strehlke, Dr. Fr., Gymn.-Director aus Marienburg in Westpreussen.
310. Svoboda, Dr. Franz, Prof. am Kleinseitner Gymnasium in Prag.
311. Thaner, Dr. Friedrich, Univ.-Prof. in Innsbruck.
312. Theobald, Dr. phil., aus Hamburg.
313. Theser, Dr. Ernst, Univ.-Prof. in Innsbruck.
314. Thomas, Dr. G. M., Bibliothekar aus München.
315. Thomas, Realschullehrer aus Tilsit.
316. Thrämer, Eduard, Privatgelehrter aus München.
317. Treuber, Dr. O., Präceptor aus Oehringen.
318. Tschurtschenthaler, Dr. Anton, Univ.-Prof. in Innsbruck.
319. Tusch, Julius, stud. philol. in Innsbruck.
320. Valentini, Anton, Gymn.-Lehrer aus Trient.
321. Vintschgau, Dr. Max Ritter v., Rector der Universität Innsbruck.
322. Voigt, Dr., Oberlehrer aus Berlin.
323. Vorhauser, Johann, Hofrath in Innsbruck.
324. Vorhauser, Otto, Gymn.-Prof. in Innsbruck.
325. Waibl, Alois, Lehramtscandidat aus Innsbruck.
326. Walz, Dr. Mich., Bezirksschulinspector in Linz.
327. Warth, A., Präceptor aus Böblingen.
328. Wascher, Fr., stud. phil. aus Kalocsa in Ungarn.
329. Wecklein, Dr. Nikol., Prof. aus Bamberg.
330. Weicker, Dr. Gust., Gymn.-Dir. aus Schleusingen.
331. Weidlich, Dr., Prof. aus Maulbronn.
332. Weiler, Josef, Prof. an der Oberrealschule in Innsbruck.
333. Weinhold, Dr. Karl, Prof. aus Kiel.
334. Weissteiner, Aldobrand, Gymn.-Prof. in Brixen.
335. Wellmann, Dr. Ed., Oberlehrer aus Waren in Mecklenburg.
336. Wenig, Dr. Johann S. J., Univ.-Prof. in Innsbruck.
337. Wetzstein, Dr. J. G., kgl. preuss. Consul a. D. in Berlin.
338. Wieser, P. Maurus, Gymn.-Prof. in Seitenstetten (Niederösterreich).
339. Winkler, Martin, Gymn.-Prof. aus Baden bei Wien.
340. Wittstock, Dr. A., Schuldirector aus Reudnitz-Leipzig.
341. Wopfner, Dr. Ferd., Gymn.-Lehrer aus Villach.
342. Worms, Ferdinand, Lehrer am Friedrichs-Gymnasium in Berlin.
343. Würzer, Dr. Julius, Notar aus Bozen.
344. Zacherl, Johann, aus Innsbruck.
345. Zahlfleisch, Johann, Gymn.-Lehrer aus Ried.
346. Zambra, Valentin, Gymn.-Lehrer aus Trient.
347. Zehetmayr, Sebastian, Gymn.-Prof. aus Freising.
348. Zingerle, Dr. Anton, Prof. an der Universität Innsbruck.
349. Zingerle, Dr. Pius, O. S. B., Schulrath aus Marienberg.
350. Zirwik, P. Michael, Benedictiner-Ordenspriester von St. Peter in Salzburg.

Erste allgemeine Sitzung.

Montag den 28. September 1874. Anfang 10½ Uhr Vormittags.

Eröffnungsrede des Präsidenten Prof. Dr. B. Jülg.

Hochgeehrte Versammlung!

Bei der letzten 28. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Leipzig in den Pfingsttagen 1872 haben Sie den hocherfreulichen Beschluss gefasst, die nächste allgemeine Zusammenkunft nach Innsbruck zu verlegen, und meinen schwachen Kräften haben Sie die ehrenvolle Aufgabe anvertraut, die einleitenden Schritte zu übernehmen, um Sie an dieser Stätte begrüssen zu können. So heisse ich Sie denn alle, die Sie es nicht verschmäht haben in die Nähe sich zu wagen zu den „Genaunos, implacidum genus, Breunosque velocis immanisque Raetos", freudig und herzlich willkommen auf dem Boden der uralten Raetia, auf der Stätte von Veldidena!

Dass Sie ein ganz absonderliches Land betreten, wo dem Philologen und namentlich dem Etymologen der Boden unter den Füssen zu wanken beginnt, das haben Ihnen schon auf der Herfahrt die seltsam an das Ohr klingenden Laute von Stationsnamen wie Wörgl, Kundl, Brixlegg, Schwaz, Terfens zu Gemüthe geführt; und wie erst, wenn Sie selbst in näherer oder weiterer Umgebung von Innsbruck Namen von Dörfern wie Absam, Tulfes, Amras, Sistrans, Aldrans, Lans, Igls, Axams, Perfus hören! oder schön klingende Namen wie Vulpmes, Puig, Pflersch, Gschnitz, Pfitsch, Perfux, Angedair, Latzfons, Bschlapps Ihnen entgegentönen: da muss selbst einem Philologen, der sonst viel vertragen kann, angst und bange werden! Und mitten unter diesen Monstra wieder gute, ehrliche, allgemein verständliche Namen wie Kirchbühl, Neustift, Rattenberg, Mühlau, Mühlbach, Ried, Erlach, Steinach. Und doch kann ein solches Namengewirre uns nicht so gar sehr befremden, wenn wir an unserem geistigen Auge alle die Schaaren der verschiedenartigsten Völkerstämme vorüberziehen lassen, die seit unvordenklichen Zeiten bis zur endgiltigen letzten Ansiedlung in diesem Lande sich herumgetummelt haben. Auf diesem Boden lässt sich so recht der harte „Kampf um das Dasein" verfolgen.

Rätien war das grosse Durchgangsthor, an welchem eine Völkerschichte nach der andern sich lagerte, eine von der andern verdrängt wurde, um von den Wällen der Alpen nach dem Lande der Sehnsucht Italien herniederzusteigen. Jedes dieser durchziehenden Völker hat seine Spuren, bald freundliche, bald verheerende zurückgelassen.

Die vorhistorische Bevölkerung gehörte aller Wahrscheinlichkeit nach nicht dem indoeuropäischen Stamme an, Ueberbleibsel derselben haben wir wohl in den Iberer-

Basken zu suchen. Bei dem ersten Dämmerlichte der Geschichte treten uns Räter und Kelten entgegen.

Dass die Räter in Beziehung zu dem mächtigen Volke der Etrusker stehen, hat man frühzeitig erkannt, und es ist das unbestrittene Verdienst eines Forschers, den wir in unserer Mitte begrüssen, diesem Zusammenhange zuerst eindringlicher nachgespürt und ihn, wenn auch mit unzureichenden Mitteln, weiter verfolgt zu haben. Doch die Sprache der Etrusker war bisher ein ungelöstes Räthsel. Aber auch hier hat unsere Wissenschaft einen neuen Sieg erfochten; das bahnbrechende Werk von Corssen, das so lange erwartete, das eben im Augenblick des Beginnes unserer Versammlung erschienen, ist geeignet das Dunkel, welches bisher über dem Etruskischen lagerte und es zu einem wüsten Tummelplatze aller erdenklichen Hypothesen machte, hell zu beleuchten: die Etrusker reihen sich den übrigen Italikern an; die Sprache der Rasnas der rätischen Alpenthäler auf den zahlreichen Inschriften ist dieselbe wie die der eigentlichen Etrusker in Italien. In welcher Weise die Verbreitung des Volkes vor sich gieng, ob die Etrusker aus den Alpen nach Italien gewandert sind oder ob ein Theil derselben bei dem Einbruch der Gallier nach Italien in die Alpenthäler geflüchtet, wird die weitere Forschung lehren.

Aber neben den etruskischen Rätern muss auch die keltische Bevölkerung stark vertreten gewesen sein. Die Kelten hatten, dem Drange ihrer unbezwinglichen Wanderlust folgend, sich einst über ganz Mittel- und Westeuropa ergossen; in allen Rätien umschliessenden Ländern sassen ringsum keltische Stämme; es wäre unwahrscheinlich, dass sie nicht auch im eigentlichen Rätien Fuss gefasst haben sollten. Manche Forscher wollen dies zwar in Abrede stellen. Dass diejenigen Theile Tirols, die zu Noricum gehörten, das Drau- und Iselgebiet, echt keltische Bevölkerung besassen, ist anerkannt und wird bestätigt durch die vielfachen unzweifelhaft keltischen Benennungen für Grund und Boden, Bäche, Thäler, Bergspitzen, die aus jener Zeit trotz des steten Wechsels der Bevölkerung dort haften geblieben sind; aber viele dieser Benennungen treffen wir bis heute noch auch in den übrigen Theilen Tirols. Es ist zwar ein arger Missbrauch mit dem Keltischen getrieben worden, indem unberufener Dilettantismus alles, was man sonst nicht unterbringen konnte, für keltisch erklären zu dürfen glaubte. Geraume Zeit hindurch hat das die keltischen Studien in Verruf gebracht. Bereits ist aber auch für die lange vernachlässigten keltischen Sprachen eine neue Aera angebrochen, die auch für die Aufhellung der Urgeschichte Tirols ihre Früchte tragen und den Kelten den ihnen gebührenden Antheil in der Entwicklung des Landes zuerkennen wird: in der Betreibung des Bergbaues, der Verarbeitung des Metalls, der Salzgewinnung waren die Kelten Meister.

In der Reihe der Entwicklungsperioden erscheint nun das gewaltige Römervolk. Zuerst ward Rom durch den Einfall der Kimbern und Teutonen auf die Wichtigkeit der Alpenpässe aufmerksam gemacht, doch dauerte es in Folge der inneren Wirren noch ein Jahrhundert, bis Augustus durch seine Stiefsöhne Drusus und Tiberius im Jahre 15 v. Chr. nach hartem Kampfe in gedoppeltem Angriff die muthigen Bergvölker bezwang; die grosse dem Augustus zu Ehren gesetzte Siegesinschrift, die uns Plinius überliefert, nennt unter vielen Stämmen die Venostes, Isarci, Breuni, Namen, die uns noch heute in Vinstgau, Eisak, Brenner entgegen tönen. Von da an begann das Colonisationswerk, in welchem die Römer so gross sind: kunstvolle Militärstrassen wurden

sofort angelegt mit ihren Post- und Reisestationen, Mansionen und Standquartieren; vom Süden her durchzog das Land die eine Hauptstrasse durch das Etschthal von Verona über Tridentum, Pons Drusi, Sublavio (Seben) nach Vipitenum (Sterzing), Matreium, Veldidena, auf dessen Boden wir tagen, und führte über Partanum (Partenkirchen) nach Augusta Vindelicorum, der „splendidissima Raetiae provinciae colonia". In diese mündete die zweite Heeresstrasse, die ihren Ausgang von Aquileia nahm, dem mächtigen Bollwerk und blühenden Haupthandelsplatz, und über Iulium Carnicum (Zuglio) und Loncium ins Pusterthal sich wendet, wo die Stationen Aguontum, Littamum, Sebatum. Hier hat, um eine für tirolische Alterthumskunde wichtige Frage im Vorbeigehen zu berühren, der Scharfsinn des genialen Meisters, unter dessen Händen das Riesenwerk des Corpus Inscriptionum seinem gedeihlichen Abschlusse entgegenschreitet, die Lage von Aguontum der bisherigen Annahme entgegen, die es in Innichen zu suchen gewohnt war, nach Lienz verlegt, und Loncium in das Gailthal nach Kärnten versetzt; die Angabe der Meilendistanz der Itinerarien von Aquileia aus sowie hauptsächlich der Meilenstein von Sonnenburg (C. I. 5708) lassen an der Richtigkeit kaum zweifeln, wobei man den Namen Lienz, der doch unzweifelhaft an Loncium anknüpft, an der Stätte des davon weit entfernten Aguontum sich nur so erklären kann, dass, nach der Zerstörung Aguontum's, Bewohner von Loncium, welches zu Aguontum gehört haben muss, sich dort wieder angesiedelt und den Namen ihrer Heimat mit herübergebracht haben, eine durch analoge Fälle zu stützende Hypothese*). Und unterstützt wird diese Annahme andrerseits, ganz abgesehen davon, dass die Funde von Alterthümern zahlreich in Lienz sind, noch durch die natürliche Lage der Thalweitung bei Lienz, die für eine bedeutende Stadt, wie Aguontum immer angenommen wird, den entsprechenden Raum bietet, während er in Innichen sehr beschränkt ist. Auch des Venantius Fortunatus Schilderung entspricht dann der richtigen localen Aufeinanderfolge:

Inde Valentini benedicti templa require
Norica rura petens, ubi Birrus vertitur undis.
Per Dravum itur iter qua se castella supinant:
Hic montana sedens in colle superbit Aguntus.

Von nun an ward Rätien nach den Maximen römischer Staatskunst gründlich umgestaltet; römisches Wesen, römische Bildung und Sprache durchdrang alle Lebensverhältnisse und hat selbst das Ende der Römerherrschaft lange überdauert; ein Zeitraum von 5 Jahrhunderten war mehr als hinreichend alles zu romanisiren. Ganz Tirol ist eine einzige Fundstätte römischer Alterthümer aller Art, Bauwerke, Statuen, Gräber, Münzen, Geräthe, Inschriften, Meilensteine; die römische Sprache verdrängte die einheimische und erhielt sich bis tief in das Mittelalter, ja selbst bis in das vorige Jahrhundert, in einzelnen Thälern wie Enneberg, Gröden bis auf den heutigen Tag. Kein Wunder, dass allenthalben auf Schritt und Tritt in Tirol romanische Localbenennungen unser Ohr treffen, trotzdem dass seit mehr denn einem Jahrtausend abermals eine neue Völkerschichtung vollzogen ist.

*) z. B. Cività vecchia an der Stelle von Centumcellae, dessen Namen in dem benachbarten Cincelle fortlebt; Ceri dem Namen nach = Caere, dessen Ortslage aber Cerveteri heisst; und so viele andere Beispiele.

Seit dem 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung beginnen die Kämpfe der deutschen Völkerschaften mit den Römern in Rätien; als Plänkler giengen die Alemannen voran. Der Sturm der Völkerwanderung brauste über Tirol dahin. Es folgt die Herrschaft der West- und Ostgothen. Die Gothen haben überall Spuren zurückgelassen; Dietrich von Bern, der gefeierte König, wurde Gegenstand der Dichtung; die reckenhaften Gestalten einzelner Thäler von heute führt man noch gern auf jene Zeiten zurück. Sucht man noch in Gossensass den alten Gothensitz!

Nach dem Verfalle des Ostgothenreiches kommen die Longobarden, die namentlich im Etsch-, aber auch im Eisak- und Drauthal sich niederliessen. Seit der 2. Hälfte des VI. Jahrh. erfolgte die Einwanderung und Ausbreitung der Bajuwaren, die wir als den letzten Grundstock der heutigen Bevölkerung ansehen müssen.

Und noch eines Stammes habe ich nicht gedacht, der gleichfalls ein bedeutendes Gebiet tirolischen Bodens besetzt hat: der Slawen. Bald nach dem Abzug der Longobarden nach Italien breiteten sie sich im Drau- und Iselthal aus; noch allenthalben, obgleich nirgends mehr slawisch gesprochen wird, treten uns slawische Ortsnamen entgegen. Die westliche Gränze scheint auf der Wasserscheide des Toblacher Feldes zu sein, wo Vierschach am Fusse des aussichtreichen Helm noch deutlich an das slawische verch (virch) erinnert; und das in der Nähe mündende Villgraten-Thal hat gewiss seinen Namen von der am Eingang in das Thal liegenden mächtigen Burg (velegrad), die dann in Heunfels umgetauft wurde; tief im Hintergrund des Virgenthals unter sonst unzweifelhaft keltischen Namen liegt Pregraten, welches das überall im Slowenenlande uns begegnende Pregrada ist; Windisch-Matrei trägt das Kennzeichen noch an der Stirn; selbst der deutschklingende Dorfname Glanz ober Lienz ist nichts anderes als das slawische klan(i)ec (Anhöhe).

So haben Sie ein Land betreten, in welchem wie nicht leicht anderswo eine Schichte der Bevölkerung an die andere sich ansetzte, einen Boden, der für alle Richtungen der philologischen Wissenschaft ein reiches Feld bietet: für den classischen Philologen, den Romanisten, den Germanisten, den Forscher auf slawischem Gebiete, den Keltologen; selbst der Sanskritaner darf sich freuen über den Namen der Drau (Drawe), den Fluss κατ' ἐξοχήν, oder über die Sanna (Trisanna, Rosanna), die doch wohl auch dem Stamme snâ angehört.

So vielerlei Völker nun auch im Laufe der Zeiten in diesem Lande die Hand sich reichten, immer gehörten sie ein und demselben Stamme der Indoeuropäer an, und, wo das der Fall, da wird nach ethnologischen Gesetzen ein in jeder Beziehung tüchtiges Product geliefert: die Mischung veredelt und kräftigt. Und wenn auch die Aussenseite hie und da herb und derb sich zeigt, doch zu einem biederen Kernvolk sind Sie gekommen! Aus dieser Mischung ist ein deutsches Volk erwachsen, das deutsch fühlt und denkt. Um einem deutschen Bruderstamm in den Grenzmarken, so weit noch die deutsche Zunge erklingt, Ihre Sympathie zu bezeigen, um zu beweisen, dass, wenn wir Oesterreicher auch politisch geschieden sind, auf dem Gebiete der Wissenschaft und geistigen Cultur keine Schranken bestehen, desshalb haben Sie vor zwei Jahren zu Leipzig in hocherfreulicher Weise den Sitz Ihrer Versammlung auf österreichischen, auf tirolischen Boden verlegt. Oesterreich ist durch deutsche Kraft geschaffen, durch deutschen Fleiss und deutsche Staatstreue erhalten, ist deutsch durch seine Geschichte, seine Gesetze

und Institutionen, vor allem gemäss seiner Culturaufgabe. Sie sind hieher gekommen uns in dieser Aufgabe zu unterstützen, aus dem reichen Schatze Ihres Wissens uns zu spenden; wir sind die Empfangenden, die ihren Dank nur schwach ausdrücken können durch den guten Willen, den lieben Gästen den Aufenthalt hier nach Kräften angenehm zu gestalten. Es ist uns nicht gegeben, mit den grossen Welt- und Handelsstädten, denen reichliche Mittel zu Gebote stehen, wetteifern zu können; allein, wenn wir auch unter unsern schlichten Verhältnissen unser Möglichstes zu leisten bemüht sein werden, müssen wir dennoch die gütige Nachsicht unserer freundlichen Gäste auf das energischeste in Anspruch nehmen. Es soll Ihnen auf jeden Fall unter unsern Gletschern und Dolomiten ein wenig behaglicher zu Muthe werden, als den muthigen Söhnen Oesterreichs und Ungarns, welche im höchsten Norden auch auf Gletschern und Doleriten tagten, wenn man ein Verweilen in mitternächtlichen Regionen tagen nennen darf.

Und somit heisse ich Sie, Männer der germanischen Zunge aus dem Süden, Norden, Westen und Osten Deutschlands, auch Sie Männer aus den Gegenden slawischer Zunge, und Sie aus dem stolzen Magyarenlande, die Sie zum ersten Mal auf unseren Versammlungen in reichlicher Anzahl erschienen sind, und Sie aus dem freundnachbarlichen Italien auf das herzlichste willkommen und bitte wiederholt um Ihre gütige Nachsicht.

Es erübrigt mir noch die Erfüllung einer ernsten Pflicht, derer zu gedenken, welche seit unserer letzten Vereinigung uns entrückt worden sind. Es sind Meister der Wissenschaft und Namen vom besten Klange in allen Zweigen philologischen Wissens und bewährte Schulmänner; ich nenne nur die Namen, eine Aufzählung ihrer Verdienste wäre vor kundigen Zuhörern überflüssig. Ich nenne die verdienten Schulmänner:

Joh. Christoph von Held in Bayreuth, Christian v. Elsperger in Ansbach, Prov.-Schulrath Lucas in Coblenz, Rob. Enger in Posen, Thudichum, Petersen, Bellermann, Mezger in Augsburg, Münscher, den unermüdlich thätigen Mor. Seyffert, den Platoniker Steinhart, den Grammatiker K. W. Krüger.

Den Meister auf dem classischen wie deutschen Gebiete Mor. Haupt, Bähr, Zell, Winiewski, den Herausgeber des Sophokles Gust. Wolff, Hirzel in Tübingen.

Auf dem germanischen Gebiete Theod. Georg von Karajan, Hoffmann von Fallersleben, Oskar Jänicke, Arthur Amelung, Eduard von Kaussler, Heinrich Kurz, Karl Schiller, Massmann.

Auf dem Gebiete der orientalischen Wissenschaft Mark Jos. Müller in München, Rödiger in Berlin, und den unersetzlichen H. C. von der Gabelentz.

Endlich betrauern wir den Heimgang des Ob.-Stud.-Rathes Hassler aus Ulm, des langjährigen belebenden Elementes unserer Versammlung.

Und hiemit erkläre ich die 29. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten für eröffnet.

Ich ersuche nunmehr Se. Excellenz den Hrn. Statthalter von Tirol und Vorarlberg, im Namen der kaiserlichen Regierung die Worte an die geehrte Versammlung zu richten, die er so freundlich war uns zuzusagen.

Statthalter Graf Taaffe:

Hochgeehrte Herren! Getragen von dem erhebenden Gefühle, die bewährten Vertreter hochschätzbarer Wissenszweige aus weiten Gauen in glänzendem Kreise hier vereint zu sehen, und herzlich einstimmend in den warmen festlichen Gruss, mit dem Sie diese Stadt empfangen hat, heisse ich Sie, meine Herren, im Namen der kaiserlichen Regierung willkommen auf österreichischem Boden. Woher könnte auch den Trägern tiefer Forschung und fruchtbaren Schaffens auf geistigem Felde ein aufrichtigerer Gruss entgegentönen, als aus den Landen des österreichischen Kaiserreiches, in dem das geflügelte Wort „Wissenschaft ist Macht" zur Geltung gelangt ist? Sie sind es, hochverehrte Herren, die sich die mühevolle Arbeit nicht verdriessen lassen, mit schwer erworbenem Rüstzeuge gewaffnet, nachspürend einherzuwandeln in den Gedankengängen des Mittelalters und der classischen Zeit und beim matten Scheine des Grubenlichtes in die noch geheimnissvolleren Schachte entfernterer Epochen hinabzusteigen, um aus Schutt und Moder von Jahrtausenden die Spuren und Wege eines einstigen reichen Culturlebens aufzudecken, seine vergrabenen Schätze zu heben. Sie sind es, m. H., die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, die Errungenschaften der hervorragendsten Geister dem heranwachsenden Geschlechte zu vermitteln, an dem Beispiele der markigen Gestalten grosser Culturvölker Geist und Herz der Jugend zu bilden und sie zur Erkenntniss und freien Bethätigung des Guten, Wahren und Schönen zu führen. In Ihren Händen halten Sie die Werkzeuge und Waffen zum Baue und zum Schutze einer schönen und reichen Zukunft. Darum mögen Sie auch, wenn irgend jemand, mit berechtigtem Stolze auf Ihre Fahne die Devise schreiben: „Wissenschaft ist Macht".

Ihren Zielen und Bestrebungen von Herzen noch ein „Glück auf!" zurufend, heisse ich Sie, m. H., nochmals auf das herzlichste willkommen in dem schönen Gebirgslande Tirol. (Lebhafter Beifall; die Versammlung erhebt sich).

Präsident Dr. Jülg: Ich glaube nur im Sinne der Versammlung zu sprechen, wenn ich Sr. Excellenz die Gefühle des tiefsten Dankes für seine Bewillkommnung darbringe.

Ich ersuche nun den Hrn. Landeshauptmann von Tirol, Dr. Ritter v. Rapp, die Worte an die Versammlung zu richten, die er so gütig war uns zuzusagen.

Landeshauptmann von Tirol Dr. Ritter v. Rapp:

Hochansehnliche Versammlung! Es gereicht mir zu hohem Stolze und ich fühle mich ausserordentlich glücklich, Sie, hochgeehrte Herren, im Namen des Landes herzlich zu begrüssen. Ich fühle mich um so mehr glücklich, als Sie Ihre Versammlung in der Hauptstadt des Landes Tirol halten, eines Landes, in welchem gerade Männer Ihrer Wissenschaft seit unvordenklichen Zeiten bis auf unsere Tage herab wirkten und noch wirken; Männer, deren Klang nicht nur im Inlande, sondern weit über die Grenzen desselben hinaus einen vorzüglichen wissenschaftlichen Ruf begründete; Männer, deren Namen ich Ihnen wol nicht zu nennen brauche, weil diese Namen ohnehin genug bekannt sind. M. H.! Ich schliesse meine Begrüssung von dem aufrichtigen Wunsche beseelt, dass Sie es auch in der gegenwärtigen Versammlung dahin bringen möchten, auf dem Gebiete Ihrer Wissenschaft weitere Erfolge zu erzielen, und bitte Sie, dem Lande Tirol stets eine freundliche Erinnerung zu bewahren.

Präsident Prof. Dr. Jülg: Ich lade nunmehr den Hrn. Bürgermeister Dr. Tschurtschenthaler ein im Namen der Stadt Innsbruck das Wort zu ergreifen.

Bürgermeister von Innsbruck Dr. Tschurtschenthaler: Auch ich heisse Sie, hochgeehrte Herren, im Namen der Stadt Innsbruck herzlich willkommen. Nehmen Sie die Versicherung entgegen, dass die Hauptstadt des Landes Tirol die Ehre Ihres zahlreichen Besuches zu würdigen und den Werth der Aufgabe hoch zu halten weiss, welche in Ihrem Berufe gelegen und die erfreuliche Veranlassung der gegenwärtigen Versammlung ist. Möge es mir gestattet sein, dieser Werthschätzung in kurzen Worten Ausdruck zu geben. Die Philologie sucht die Ausdrucksweise der Culturvölker des Alterthums, ihre Denkmale und ihre Sitten in richtiger Bedeutung aufzufassen; sie hat den Organismus ihrer schönen und grossartigen Lebensgestaltung wissenschaftlich wieder festzustellen und so der Gegenwart die geistigen Errungenschaften der Vergangenheit in ihrer ganzen Fülle und Echtheit zu überliefern. Dieser Wissenschaft gelang es einen Reichthum von schätzbaren Idealen und praktischen Anschauungen des classischen Zeitalters in echtem Golde zu bewahren, der Cultur der Gegenwart eine der reichsten Quellen frisch, rein und unversiegbar zu erhalten, anderen Wissenschaften sichtbare Bahnen zu eröffnen, erprobte Methoden festzustellen und dadurch der menschheitlichen Entwickelung ein ungehemmtes und lebendiges Fortschreiten zu sichern. M. H.! Die Stadt Innsbruck erkennt den hohen Werth dieses Ihres Strebens, sie hält die Gabe der Wissenschaft hoch und ist, so viel an ihr liegt, bereit, jeder Zeit für die volle Freiheit des Denkens und Forschens einzustehen. Mit um so grösserer Freude begrüssen wir es daher, dass Ihre Versammlung, welche die besten Kräfte, die hervorragendsten Vertreter der Hauptrichtungen Ihrer Wissenschaft, die tüchtigsten und erprobtesten Schulmänner in sich schliesst, den diesjährigen Sitz bei uns aufgeschlagen hat, und um so höher wissen wir die Ehre zu würdigen, die uns durch diese Ihre Anwesenheit zu Theil geworden ist.

Indem ich Sie, hochgeehrte Herren, nochmals im Namen der Stadt auf das herzlichste und freundlichste willkommen heisse, verbinde ich damit den Wunsch, dass Sie sich innerhalb unserer Berge, der Heimat Walthers von der Vogelweide, recht behaglich und heimisch fühlen mögen.

Präsident Jülg: Ich glaube im Namen der ganzen Versammlung zu sprechen, wenn ich den beiden geehrten Herren Vorrednern den herzlichsten Dank abstatte.

Um nun die Versammlung rite beginnen zu können, ist vor allem die Constituirung des Bureaus nöthig. Das Präsidium schlägt Ihnen vor als Secretäre Herrn Prof. Dr. Hirschfelder aus Berlin, Herrn Prof. Dr. Lechner aus Ansbach, Herrn Prof. Dr. Malfertheiner aus Innsbruck und Herrn Prof. Hintner aus Wien. Wenn die geehrte Versammlung hiemit einverstanden ist und kein Widerspruch erfolgt — so lade ich die genannten Herren ein, hier an unserem Tische ihre Plätze einzunehmen. (Geschieht).

Ich erlaube mir nun einige geschäftliche Mittheilungen vorzubringen und zwar zu allernächst ein Schreiben Sr. Exc. des kais. königl. Ministers für Cultus und Unterricht Herrn Dr. v. Stremayr folgenden Inhalts mitzutheilen:
„Umfang und Dringlichkeit der Geschäfte meines Amtes gestatten mir leider nicht die hochansehnliche Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Innsbruck persönlich zu begrüssen. Indem ich mit Beziehung auf die freundliche Einladung vom 21. Sept. das löbl. Präsidium ersuche hievon Kenntniss zu nehmen, füge ich die Versicherung bei, dass ich die Förderung, welche unseren Schulmännern aus der Theilnahme an der Ver-

sammlung erwächst, vollkommen zu würdigen weiss und dass ich den Berichten über die Berathungen mit aller Theilnahme folgen werde. Der Minister für Cultus und Unterricht.

Wien, den 24. September 1874. (gez.) Stremayr."

Als Begrüssungsschriften, von denen ein grosser Theil schon mit der Ausgabe der Mitgliederkarte vertheilt worden ist, sind für die Versammlung eingegangen: aus dem vorigen Jahre eine vom Gymnasium in Innsbruck, zwei vom zweiten Staatsgymnasium in Graz und eine dritte vom Gymnasium in Hall. Für dieses Jahr haben unsere Versammlung begrüsst das Gymnasium in Bozen durch die Arbeit des Herrn Prof. Michaeler: „Ueber die Reden im Geschichtswerke des Thukydides"; das Gymnasium in Klagenfurt durch die Schrift des Herrn Prof. Dr. Stolz: „Die zusammengesetzten Nomina in den Homerischen und Hesiodeischen Gedichten"; das Gymnasium in Znaim durch Herrn Director Krichenbauer: „Beiträge zur Homerischen Uranologie. A. Das tropische und natürliche Jahr in der Ilias. B. Das Nordgestirn in der Odyssee". Ferner Herr Prof. Linker aus Prag durch ein Schriftchen, das erst bei seinem Vortrage zur Vertheilung kommen wird: „Q. Horati Flacci satira libri primi septima". In einzelnen Exemplaren für diejenigen Herren, die sich speciell dafür interessiren, sind auf den Tisch des Empfangsbureaus niedergelegt worden von Prof. Dr. Bergmann aus Strassburg noch vom Jahre 1872: „Sprachliche Studien"; von Prof. Hagen aus Bern: „Anonymus Bernensis über die Bindemittel und das Coloriren von Initialen"; von Prof. Dr. Kvíčala in Prag: „Scholiorum Pragensium in Persii satiras delectus"; vom Studienlehrer Bacher aus Augsburg: „Dramatische Composition und rhetorische Disposition der Platonischen Republik" (Programme der königl. Studien-Anstalt bei St. Anna von 1868/69 und 1873/74); von Herrn Anton Bartal, Director des Seminars für Mittelschulen in Buda-Pest, in magyarischer Sprache, 1) zwei Jahrgänge der von ihm und Dr. Homann herausgegebenen „Philologischen Mittheilungen"; 2) „Die Pflege der classischen Philologie und der vergleichenden indogermanischen Sprachforschung in Ungarn"; 3) „Lateinische Formenlehre von Anton Bartal und Karl Malmosi". Für die einzelnen Sectionen sind Begrüssungsschriften eingelaufen und zwar zur Mittheilung an die pädagogische Section von Prof. Dr. Egger v. Möllwald aus Wien: „Industrie und Schule in Oesterreich"; von Prof. Lindner in Kuttenberg: „Die pädagogische Hochschule". Diese beiden sind niedergelegt auf den Tisch des Bureaus der pädagogischen Section. Für die deutsch-romanische Section sind eingegangen: von Prof. Hintner aus Wien das zweite Heft seiner „Beiträge zur tirolischen Dialektforschung"; ferner für dieselbe Section ein Exemplar von Ludwig F. A. Wimmer in Kopenhagen: „Runeskriftens oprindelse og udvikling i norden".

Für die orientalische Section von Prof. Dr. Savelsberg aus Aachen: „Beiträge zur Entzifferung der lykischen Sprachdenkmäler". Endlich für die deutsch-romanische Section, oder für die Section für moderne Sprachen von Prof. Dr. Mahn aus Berlin: „Ueber die epische Poesie der Provenzalen".

Ich habe ferner noch ein Wort der Rechtfertigung vorzubringen und um Ihre nachträgliche Genehmigung zu bitten bezüglich der Wahl des Vice-Präsidenten und bezüglich der Vertagung der für 1873 anberaumt gewesenen Versammlung.

Auf der Versammlung in Leipzig hatten Sie die Güte, mich zum Präsidenten dieser Versammlung zu bestimmen und, wie es Sitte und Herkommen ist, soll in einer Universitätsstadt der Director des Gymnasiums Vicepräsident sein. Zu jener Zeit war

aber der Directions-Posten des hiesigen Gymnasiums erledigt und die Besetzung liess voraussichtlich länger auf sich warten. Desswegen schlugen Sie als zweiten Präsidenten meinen damaligen Collegen Hrn. Prof. Dr. Wilmanns vor. Doch kurze Zeit darauf wurde Prof. Dr. Wilmanns nach Kiel berufen und so musste in anderer Weise vorgesorgt werden. Da blieb wohl nichts anderes übrig, als auf den Usus zurückzukommen, der auch in Leipzig schon bei der Berathung über den Versammlungsort und über das Präsidium besprochen wurde, nämlich den Director des Gymnasiums zum Vicepräsidenten zu nehmen. Inzwischen war nämlich diese Stelle durch Herrn Prof. Biehl besetzt worden. Und so habe ich mir erlaubt ihn als Vicepräsidenten in das Präsidium zu berufen. — Bezüglich der Zeit der Versammlung habe ich Folgendes zu erwähnen. Im vorigen Jahre 1873, wo die Versammlung abgehalten werden sollte, war so ziemlich alles vorbereitet, um die Gäste würdig zu empfangen. Allein gerade in jener Zeit trat wieder rings um Tirol herum die Cholera auf das bedenklichste auf. Namentlich in unserem Nachbarlande Baiern hat sie in entsetzlicher Weise gewüthet, viel ärger, als es öffentlich bekannt wurde. Dringende Briefe kamen aus München, Würzburg, Augsburg, Erlangen, die Versammlung nicht abzuhalten. Ferner sollten viele Gäste aus dem Norden durch Baiern reisen, scheuten sich aber das Land zu betreten, und die Einheimischen in Baiern selbst, die sich schon angemeldet hatten, erklärten schliesslich nicht kommen zu können und nicht kommen zu wollen. In Innsbruck selbst wurde die Besorgniss rege, es könnte durch den Fremdenzufluss die Cholera eingeschleppt werden, obgleich für sie hier kein Boden ist. Ferner kam noch die Wiener Weltausstellung in Betracht. Viele der Collegen, welche die Wiener Ausstellung besucht hatten, waren nicht mehr in der Lage, noch eine weitere Reise bis Innsbruck zu unternehmen. Alle diese Verhältnisse haben uns bestimmt, die Versammlung auf dieses Jahr zu vertagen. Wir hofften dabei namentlich auch aus dem freundnachbarlichen Baiern einen grösseren Zufluss von Gästen zu erzielen, als es im vorigen Jahre möglich war. Leider aber ist gerade durch die neue Ferienordnung in Baiern auch diese unsere Hoffnung wieder vereitelt worden, indem mit 25. September die baierischen Gymnasiallehrer präsent an Ort und Stelle sein sollen. Und so sind wir auch dieses Jahr in der betrübenden Lage nur eine spärliche Zahl von Gästen aus Baiern begrüssen zu können. Für dieses Vorgehen nach beiden Richtungen erlaube ich mir also um Ihre nachträgliche Genehmigung zu bitten. (Zustimmende Rufe). Wenn kein Widerspruch erfolgt — so habe ich die Ehre, hiemit als Vicepräsidenten Herrn Director Biehl vorzustellen. (Bravo!).

Gymn.-Director Biehl: Ich sage den Herren meinen verbindlichsten Dank für die nachträgliche Zustimmung.

Präsident Dr. Jülg: Es wäre nun weiter zu besprechen die Wahl des nächsten Versammlungsortes. Da es voraussichtlich wieder eine Stadt im Norden sein wird, so lade ich ausser den hier anwesenden Präsidenten der früheren Versammlungen — ich bin augenblicklich nicht in der Lage zu constatiren, wie viele da sind — auch noch den einen oder andern Herrn aus dem Norden ein, an dieser Berathung Theil zu nehmen; ich möchte hiezu Herrn Prof. Dr. Prien aus Lübeck und Herrn Prof. Dr. Clason aus Rostock bitten, und ersuche die Herren heute nach dem Mittagsmale in dem Redoutensaale etwa um 3 Uhr oder 4 Uhr, je nach der Beendigung des Males, zur Berathung zusammenzutreten, damit in der allgemeinen Sitzung am Donnerstag oder vielleicht morgen schon

abgeändert werden. Wenn sie nun zum dritten Mal geändert würden, so könnte uns das in Bozen grosse Verlegenheiten bereiten. Ich bitte das berücksichtigen zu wollen.

Gymn.-Director Rehdantz: Ich erlaube mir das Wort zu ergreifen, nur um zu sagen, es wäre doch wünschenswerth für das Präsidium dadurch, dass es die Wünsche der Majorität erfährt, irgend einen Massstab für sich zu gewinnen; darum würde ich eine Art Abstimmung doch nach dieser Seite für räthlich halten. Nachher mag das Präsidium nach Gutdünken beschliessen. (Lärm).

Prof. Dr. Bursian: Ich meine, nach den Worten, die wir eben von dem Obmann des Empfangscomité's in Bozen gehört haben, ist es ganz unmöglich, die Fahrt auf einen andern Tag verlegen zu wollen. Wir nehmen mit grossem Dank die uns dargebotene Fahrgelegenheit an, können aber nicht bestimmen sie an dem oder jenem Tag zu benützen. Ich schlage daher vor nicht abzugehen, sondern ganz einfach an den vom Präsidium getroffenen Verabredungen festzuhalten. Wer kommt oder nicht kommt — das ist Privatinteresse der einzelnen, das unmöglich für die ganze Versammlung massgebend sein kann. (Beifall).

Jülg: Damit wäre dieser Zwischenfall erledigt, und es würde also dabei bleiben, dass wir am 30. September früh die Fahrt antreten. Und da würde ich bitten (es ist freilich eine harte Tour, aber es lässt sich nicht anders machen), es so einzurichten, dass früh $5^3/_4$ Uhr von hier die Abfahrt stattfinden kann. Abends 7 Uhr wieder würde dann für diejenigen Herren, welche nach Innsbruck zurückkehren wollen, die Rückfahrt eintreten. Billete zu dieser Fahrt werden ausgetheilt werden theils im Empfangsbureau (Gymnasium), theils Abends in den Redoutenlocalitäten. Da uns nur eine bestimmte Anzahl von Billeten zur Verfügung steht, und dieselben nur gelten für die Tour hin und zurück, aber sonst keine Giltigkeit haben, so bleibt uns nichts übrig als Billete 2. und 3. Classe zu vertheilen. Billete 2. Classe stehen uns nur in geringer Anzahl, solche 3. Classe schon in grösserer Menge zur Verfügung. Wir haben die Verabredung so getroffen, dass diejenigen Herren Collegen, welche mit Damen gekommen sind, Billete 2. Classe erhalten, und ältere Herren, die ihrer Gesundheit wegen sich schonen müssen, mit eben solchen Billeten betheilt werden. Die grössere Zahl aber würden wir bitten sich mit Billeten 3. Classe begnügen zu wollen.

Und nun würden wir wohl der Geschäftsordnung gemäss vorgehen, wenn ich die Herren, die uns Vorträge für heute zugesagt haben, einlade dieselben zu halten. Zunächst also ersuche ich den Herrn Dr. Thomas das Wort zu ergreifen.

Dr. Thomas (München):

Ueber Humanismus und Zeitsinn.

Hochansehnliche Versammlung!

Es liegt im Haushalt wie der Natur, so der Geschichte als der Erziehung des Menschengeschlechts: beide haben ihre stetigen unermüdlichen Werkstätten und ihre sicheren unerschöpflichen Vorrathskammern; es ist von einer Zeit zur andern weise vorgesehen und gütig vorgesorgt, dass das Allgemeingute, der wirkliche Hort der Menschheit, von allen Völkern und aus allen Zeiten sich erhält, aufspart und fortpflanzt; nichts

sittlich grosses und geistig hohes, nichts wahrhaft schönes und erhabenes geht dem Geschlecht verloren — in diesem tiefen Erkenntniss, im Erfassen dieses ewig waltenden Gesetzes liegt eben darum der höchste und weihevolle Genuss des denkenden Beobachters, und desswegen heisst die Geschichte die Lehrerin der Weisheit.

Unter den Bildnern und Erziehungsmeistern des Geschlechts, welche die wissenschaftliche Sprache in feste Begriffe geschlossen und mit unwandelbaren Namen bezeichnet hat, unter den idealen Mächten, steht bis jetzt der Humanismus obenan, der Humanismus als die Durchbildung von Geist, Herz und Gemüth zu edler Menschlichkeit, vermittelt durch das classische, vornehmlich hellenische Alterthum, und durch all dasjenige was dieses edeln Geistes Kind und Erbe ist.

Der Humanismus, entsprossen aus der Wiederbelebung der classischen Literatur im Abendlande — während dieses seine dunkelsten Zeiten hatte, diente das arabische Morgenland, dienten, was nicht zu vergessen ist, die arabischen Schulen von Bagdad bis Córdova dem Genius der Menschheit zum Haushalt seiner Bildungsschätze — der Humanismus, sage ich, hat seit den Trecentisten Italiens alles entweder hervorgebracht oder gestalten helfen was im Reiche des Geistes wahr, gross und schön aufgeblüht und zur Vollendung gediehen ist.

Ihm verdanken alle gebildeten Nationen durch Erweckung und Pflege des classischen Sinnes die Befreiung der Geister, die Erhebung der Gemüther, die Läuterung des Geschmacks, die Veredlung ihres ganzen Wesens. Wo uns im öffentlichen Leben, in Gesetzen und Einrichtungen Humanität entgegentritt, sind es die meistens unerkannten Folgen und Wirkungen seiner still waltenden Macht.

Mit demselben und durch denselben haben sich, anhebend von jenem begabten Volke welches jüngsthin seinem ersten Humanisten ein würdiges Andenken gefeiert hat, in herrlicher Reihenfolge alle Literaturen des erneuten Europa und alle Kunstschöpfungen desselben staunenswerth emporgebildet und mit eigener Kraft eine neue Classicität zum Leben gebracht.

Fürwahr, wie ein erster Sonnentag nach langen düsteren Nebelwochen erscheint das Licht des Humanismus in der Culturgeschichte, allerregend, allerquickend, allerfreuend.

Der Humanismus hat mit seinem geistigen Vater, dem Hellenismus, auch das köstliche und vornehme Gut gemein dass er nicht, wie die religiösen Vorstellungen, diese tief eingreifenden Mitgestalter der neuen Zeit, so oft leidenschaftlichen Eifers oder wilden Sturmes über die Völker dahin fährt, sondern, jedem Zwang abhold, mild wie der Hauch des Lenzes, eine „genitabilis aura Favoni," den Boden gelockert und fruchtbare Keime zu langsam sicherer Anreife in empfängliche Seelen gestreut hat, überall Segen und Wonne verbreitend.

Ist nun aber naturgemäss die classische Philologie die eigentliche Trägerin des Humanismus, waren die ersten Humanisten eben auch die ersten Philologen in diesem Sinne, und steht es durch die Geschichte der Philologie unbestreitbar fest dass, wann immer und wo immer dieselbe Achtung gebietend und die Staaten beglückend gewirkt hat, sie diess im öffentlichen Leben als Bildnerin der Jugend, als Veredlerin der Sitte, als Richterin des Geschmacks gethan hat, so zeigt sie dagegen dass, wo die Feinde des freien Menschenthums oder die Gegner strenger Geistesarbeit und des ernsten Erziehungswerkes Platz gefunden oder gar die Obhand gewonnen haben, die Gemüther verdüsterten

oder verwilderten, die Sitten sich lockerten oder vergemeinten, die Einbildung sich verirrte, die Geister selbst verflachten oder zu unwürdiger Knechtschaft versanken.

Vielfach und verschieden sind die Aufgaben, sind die Bestrebungen der Zeiten. Bald richtet sich der allgemeine Sinn mehr und vorzugsweise auf das Edle und Geistige; bald trachtet er, klug und gierig, nach Gewinn und auf jähen Genuss des Daseins.

Dieser Zeitsinn, diese allgemeine Bewegung ist um so mächtiger, kann um so bedenklicher werden, je mehr sie, von grossartigen Neuerungen begleitet, die Thätigkeit lockt und anspannt und über die Schranken bemessener Entwicklung getragen wird.

Die Gegenwart ist eine Zeit des Mechanismus; er beherrscht auf den Flügeln des Verkehrs das mitlebende Geschlecht, tritt überall breit und erobernd auf den Plan, und indem er, geschäftig und erfindungsreich, vieles rasch und fast mühelos gewährt was sonst der schwere und desshalb geschätzte Lohn langer Arbeit und sauern Schweisses gewesen ist, gewöhnt er, obwohl selbst gleichsam die verkörperte Darstellung eiserner Kraftgesetze, mit dem leichteren Erwerb auch an Ansprüche und Reize welche dem Gesetze der Vernunft, wie der Natur der Gesellschaft und dem Masse der Einzelnen zuwider laufen.

Sind die Wirkungen des Mechanismus schon vor den Augen ganz überraschende, so liegen die Folgen, wenn die Hochfluth zur Ruhe gelangen wird, ausser aller Berechnung; sicherlich aber folgt diesem Zeitalter der Hast und des Getriebes wieder ein anderes: der inneren Sammlung und der geistigen Verwerthung.

Das Wesen des Mechanismus und die Sinnesart der Zeit spiegelt sich in allem wieder; die Kunst wie die Literatur unterliegt der Mode, der Manier, ihre freien und hohen Ziele treten zurück; so haben auch die Wissenschaften dem schmeichlerischen Eindringling nicht widerstanden: die Theilarbeit, die oft mehr mechanische Einzeluntersuchung, findet raschen Erfolg und glänzenden Preis; die schönen Wissenschaften, die „Humaniora“ sind wenig begehrte und selten gesuchte Werthe; nirgends aber spürt man den Zeitsinn empfindlicher als in den Neigungen der leicht lenksamen Jugend, als im Befund jener Schulen welche als Pflanz- und Nährstätten des Humanismus gelten.

Die Philologie selbst, deren forschungseifrige Arbeitsamkeit keiner Lobrede bedarf, hat bei dieser mehr breiten als tiefen Strömung der Zeit, und mitten unter unverhohlener Abneigung gegen die schulgerechte Strenge humanistischer Heranbildung, eine schwere Probe der Treue und des mannhaften Ernstes für ihren hohen nur sich selbst lohnenden Beruf zu bestehen.

Ist dieselbe in früheren Zeitläuften, einmal durch eingeschränkte Nachahmung der blossen Form, ein andermal durch ungenügende oder ungefällige Behandlung ihrer Stoffe, mit sich selbst oder mit der Zeit in Widerstreit gerathen, so erleidet der ideale Zweck der classischen Philologie seit den letzten vier Jahrzehnten — um es mit einem Wort zu sagen — durch einen gewissen Alexandrinismus der Studien eine merkliche, aber auch lang' gefühlte und gerügte Beeinträchtigung*).

Hält — diese Frage darf hierorts ein Mann stellen welcher das Glück, das für ihn höchste Glück, gehabt hat vor 40 Jahren im Gymnasium und auf der Universität

*) Ein Zeuge genügt, wie G. Bernhardy; vgl. dessen Vorrede zum Grundriss der römischen Literatur vom Jahr 1850.

von Humanisten und Philologen ersten Ranges unterrichtet zu werden — hält die heutige Philologie, in ihrer Machtstellung zu Schule und Leben, den Vergleich aus mit dem vorausgehenden Menschenalter? Erfüllt dieselbe noch jene reine und edle Begeisterung für die Musterwerke des Alterthums, und birgt sie, der Sprachen Meisterin, noch jenes klare, tiefe und volle Verständniss ebendesselben? Entsenden die philologischen Seminare, wie es ihre Bestimmung heischt, noch unmittelbar jene frischen Schaaren tüchtiger und fertiger Lehrer für die Gymnasien? Und diese selbst wieder — entlassen sie eine Jugend, körperlich und geistig gesund, die Hoffnung des Vaterlandes, mit richtigem Gefühl für das Schöne, mit offenem Sinn für die Wahrheit, Bescheidenheit mit strebsamer Wissbegier verbindend, für ihr Leben abgewandt dem platten Aberwitz der Halbbildung wie dem finstern Aberglauben der Unbildung?

Oder — um diese Fragen der Schule ins Gebiet der ganzen Culturgeschichte zu erweitern und zu erheben — halten wir unserem Jahrhundert den Spiegel des vorigen vor: wenn Kant dem Zeitalter Friedrichs nur die Bezeichnung eines Zeitalters der Aufklärung zuerkannte, stehen wir bei allem sichtbaren Aufschwung und Aufputz der Gesellschaft, nach solcher Abschätzung der Bildung und des freien Vernunftgebrauchs gegen die mechanisch-hörige Unmündigkeit, höher oder niederer?

Eine grosse ins Herz und Mark des Geschlechts einschneidende Frage; in der scharfen aus Selbsterkenntniss geschöpften Antwort liegt zugleich der Aufruf zur Wachsamkeit im allgemeinen, und insbesondere für die Haushalter der idealen Macht des Humanismus, für die deutschen Philologen und Schulmänner. Diese werden ihre Schuldigkeit thun: dazu treibt das leuchtende Vorbild unvergesslicher Meister, dazu drängt das hohe Ziel, welches dem Germanismus als idealem Bildner des Geschlechts zur Aufgabe in der Zukunft der Tage gesteckt ist.

Noch wirken an vielen Universitäten Männer der strengeren Schule, bei allem Hausschatz feinster Gelehrsamkeit mitten im Leben und Weben der Zeit, noch weisen unsere Gymnasien allenthalben einen festen Stock trefflicher Lehrer auf, und die offene Mahnung hervorragender Forscher auf andern Gebieten, die wahre menschliche Bildung nicht über dem Fachstudium und der Einzelfertigkeit zu versäumen, kommt der eigenen Einsicht zu erwünschter Hilfe.

Auch dieses Alpenland, Tirol und Vorarlberg, mit seiner altberühmten und nun wunderbar erneuten Verkehrs- und Handelsstrasse zwischen Süd- und Nordeuropa, und schon im sechzehnten Jahrhundert bei der welthistorischen vom Humanismus durchgeistigten Bewegung für ein deutsches Christenthum geradezu vorangehend, stellt uns hierin ausgezeichnete Beispiele vor Augen.

Ueber dem Brenner, wo der Eisak an steilen rebgeschmückten Geländen vorbeirauscht, ist Philipp Jacob Fallmerayer geboren, der vieler Menschen Städte gesehen und ihren Sinn erkannt hat, ein scharfsichtiger Lehrer, ein bewunderter Geschichtsforscher, ein „Gebietiger“ der Sprachen von West und Ost, ein feuriger Liebhaber und glücklicher Nachahmer der alten Classiker, welcher durch Kraft, Schönheit und Würde der Schreibart sich selbst unter die Classiker deutscher Nation ruhmvoll eingereiht hat, — und über dem Arlberg im waldesgrünen Algäu Konrad Halder, ein so feiner als tiefer Sprachforscher, ein γραμματικώτατος, ein Humanist mit Leib und Leben, welcher sich als Schul-

rath in diesen Landen ungetheilte Liebe erworben und ein Andenken reiner Verehrung gesichert hat.

Das Zeugniss welches dieser Jugend- und Menschenfreund über die ihm zugetheilten Schulen von Tirol und Vorarlberg, über den Ernst und Eifer, die Sachkenntniss und Tüchtigkeit der Lehrer, der geistlichen und weltlichen, mir dem Freund in naheliegendem Vergleich anderer Anstalten mehrmals und in bestimmten Beispielen gegeben hat, gereicht diesen zu wahrer Ehre, und es ist gerecht dass diese Ehre hier in öffentlicher Versammlung feierlich bekannt und anerkannt wird.

Wo Vorbilder solchen Geistes und solchen Ruhmes allerwege zuwinken, da kann der Eifer nicht gebrechen und die Ausdauer nicht fehlen: darum, viri humanissimi,

„αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων."

Jülg: Wünscht einer der Herren irgend eine Bemerkung zu machen über den so eben gehörten herrlichen Vortrag? Wenn das nicht der Fall ist, so würde ich den Herrn Professor Dr. Arnold ersuchen, uns seinen Vortrag über antike Theatermasken und antikes Theatercostüm zu halten. — Ich erlaube mir, da ich einige Herren weggehen sehe, darauf aufmerksam zu machen, dass Herr Professor Dr. Halm, Director der Hof- und Staatsbibliothek in München, eine Autographen-Sammlung mitgebracht hat von berühmten Humanisten, Philologen und Schulmännern aus dem 16. und 17. Jahrhundert, welche er zur Ausstellung vorbereitet. Dieselben sind in den Stunden von 3—5 Uhr Nachmittags im Conferenzzimmer des hiesigen Gymnasiums, im 2. Stocke, aufgestellt. Wer sie zu besichtigen wünscht, wird gebeten in diesen Stunden das zu thun.

Dr. Bernhard Arnold, Professor am humanistischen Gymnasium zu Würzburg:

Ueber antike Theatermasken[1]).

Hochansehnliche Versammlung! Es war ursprünglich meine Absicht Ihnen die Entwicklung und Gestaltung des gesammten antiken Theaterkostüms in zusammenhängender Darstellung vorzuführen: während des Arbeitens aber habe ich die Unmöglichkeit erkannt einen so ausgedehnten Stoff innerhalb einer Zeit zu bewältigen, wie sie mir für heute zugemessen ist, und ich erlaube mir daher, lediglich die Masken der antiken Bühne in den Kreis meiner Besprechung zu ziehen. Sie werden also im Verlauf der letzteren von nichts als Masken und wieder Masken hören und vielleicht auch finden, dass sich die Erörterung bisweilen in allzu minutiöses Detail verliert. Gleichwohl hoffe ich, dass gerade dadurch auch das Ganze wieder Förderung findet, und bitte nur, da ich der Uebersichtlichkeit wegen so manches schon bekannte nicht umgehen konnte, Sie möchten auch Ihrerseits freundlichst die Maske der Geduld vornehmen.

Der Gebrauch von Masken ist ohne Zweifel diejenige Einrichtung des antiken Theaters, von der unser modernes Gefühl am lebhaftesten abgestossen wird. Desswegen hat man sich auch gewöhnt über jene als mehr oder minder verzerrte Gebilde mit hochmüthigem Schönheitsbewusstsein spottend hinwegzusehen. Und doch waren es gerade die Griechen,

---

[1]) Die beim mündlichen Vortrage wegen Kürze der Zeit weggebliebenen Partien sind wieder eingesetzt, ausserdem auch noch die Belegstellen hinzugefügt worden.

jenes Volk, dessen Schönheitsideal auch unserer Zeit noch mustergiltig ist, waren es gerade die Griechen, sage ich, welche die Masken nicht nur auf ihrer Bühne angewendet und selbst in der höchsten Blüte ihrer Culturentwicklung beibehalten haben, sondern darin auch von dem römischen Kunstdrama nachgeahmt worden sind. Von diesem Gesichtspunkte aus will ich im folgenden zwar nicht den Masken das Wort reden, aber doch einen Beitrag zu ihrer richtigeren Würdigung geben.

Der in der menschlichen Natur liegende Nachahmungstrieb ist nirgends zu lebhafterer Entfaltung gekommen als da, wo er sich mit religiösem Cultus in Verbindung gesetzt hat. Aber die Feste der ländlichen Gottheiten, die hier zunächst in Betracht kommen, zerfielen in zwei Theile: in einen religiösen und in einen profanen. Den naiven Leuten war es vor allem Bedürfniss, was nur im Glauben existierte, auch sichtbar darzustellen und so entweder die Gottheit oder doch wenigstens ihre Begleiter nachzubilden. Geschah dies — unter Absingung von preisenden Liedern und Aufführung von mimischen mit einfacher Musik begleiteten Tänzen — zu Ehren der Gottheit, so wurde im zweiten Theile auch die gleichzeitige Menschheit in Mitleidenschaft gezogen. Auch aus ihr bildete man einzelne Persönlichkeiten nach und erging sich dabei in lustigen wie scharfen Neckereien und Wechselgesprächen.

Bei Nachahmung der fremden göttlichen oder menschlichen Persönlichkeiten nun suchte man dem gedachten oder wirklich vorhandenen Original mehr oder minder nahezukommen, das eigne Ich aber möglichst unkenntlich zu machen. Dies wurde durch Vermummung erstrebt, diese aber hinwiederum vor allem am Gesichte angebracht, das am leichtesten zum Verräther werden konnte. So ist Gesichtsvermummung für beide Theile jener Festlichkeiten charakteristisch geworden.

Bei den Griechen war es der Dienst des Dionysos, der in höherem Grade als jeder andere Cultus die Lust an Vermummung begünstigte. Auch hier lassen sich die so eben geschilderten Theile unterscheiden, und in beiden war das Gesicht mit Hefe zu bestreichen[1]), namentlich aber dasselbe roth zu färben[2]) ebenso üblich als es mit Eppich oder Feigenblättern zu verhüllen[3]). Dieser Brauch hatte sich somit zu einem wesentlichen Merkmal dionysischer Festlust[4]) gestaltet, und als nun im Laufe der Zeiten aus dem religiösen Theil derselben die Tragödie und aus dem mit dem Cultus nicht minder innig zusammenhängenden profanen die Volksposse sammt ihrer höheren Stufe, der Komödie, sich entwickelte, da wurde er auch für diese Bühnenspiele um so mehr beibehalten, als man bei denselben ihres religiösen Ursprungs nie vergass und sie daher nur im Verein mit dionysischen Festen zur Aufführung brachte.

Auch die Italiker, zu denen bekanntlich die Römer gehören, hatten bei den Festen, die sie zu Ehren ihrer ländlichen Gottheiten veranstalteten, die Gesichter mit Mennig gefärbt[5]) oder mit Korklarven verhüllt[6]). Auch sie hatten aus jenen Festen ein dramatisches Spiel entwickelt, aber ihrem derberen Charakter gemäss nur aus dem von

---

[1]) περὶ κωμῳδίας 2. (Bergk Prolegg. de com. III, 2 p. XXIII).
[2]) Paus. II, 2, 5; VII, 26, 4.
[3]) Suid. s. v. θρίαμβος.
[4]) Witzschel in Paulys R. E. s. v. Persona (Bd. V, S. 1374).
[5]) Tibull. II, 1, 55.
[6]) Verg. Georg. II, 387.

mir so genannten profanen Theil. Die aus diesem hervorgegangene Volksposse, die Satura, hat ohne Zweifel die Vermummung mitherübergenommen. Bezeugt wird dies freilich nicht, ist aber schon darum höchst wahrscheinlich, weil eine andere Art der italischen Volksposse, die Atellana, welche später in Rom wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Satura an deren Stelle trat, stets in Masken vorgeführt wurde und die römische Jugend es überhaupt lange Zeit als ein nur ihr gebührendes Vorrecht betrachtete in Masken spielen zu dürfen[1]). Das römische Kunstdrama kommt hier nicht in Betracht, da es erst durch griechischen Einfluss zugebracht wurde und daher ursprünglich ausser allem Zusammenhang mit dem einheimischen Cultus stand.

Religiöser Conservatismus also, der aus Furcht die Gottheit zu erzürnen keinen der einmal bestehenden Bräuche zu beseitigen wagt, ist nach der bisherigen Erörterung das eigentliche und ursprüngliche Motiv gewesen, dass man für dramatische Spiele die Vermummung des Gesichtes oder die Masken, wenn gleich in sehr vervollkommneter Form, immerdar beibehielt. Er ist ferner auch das einzige Motiv gewesen: denn alle andern Gründe, durch welche man jene Erscheinung zu erklären versucht hat[2]), weist Geppert[3]) treffend mit dem einfachen Worte zurück: „aber dies alles hätte anders sein können". Dass man z. B. die Frauenrollen durch Männer und mehrere Partien durch einen Schauspieler darstellen liess, das waren eben nur praktische Vortheile, welche die Bühne aus der einmal bestehenden Einrichtung zog.

Darüber, wie sich aus der ursprünglichen Färbung und Verhüllung des Gesichts bei den Griechen die Maske entwickelt hat, sind wir nur nothdürftig berichtet.

Noch von Thespis, der den Grund zur eigentlichen Tragödie gelegt und sie Ol. 61, 1 (536 v. Chr.) vom Lande in die Stadt übergeführt hat, wird erzählt, er habe beim Spielen zuerst das Gesicht mit Bleiweiss gefärbt, dann mit Portulak verhüllt. Erst in dritter Linie führte er den Gebrauch der Masken ein. Dieselben waren aus feiner, weisser, also unbemalter Leinwand gefertigt[4]). Sein Schüler Phrynichos brachte zuerst Frauenrollen auf die Bühne[5]): wir erfahren nicht, welche entsprechende Neuerung damit bezüglich der Masken verbunden war. Den entscheidenden Schritt that wie in poetischer Hinsicht so auch hier Aischylos, der Ol. 70, 1 (500 v. Chr.) die Bühne betrat. Mit der gewaltigen ja oft schrecklichen Grossartigkeit seiner Charaktere suchte er auch die Masken in Einklang zu bringen und dies durch Bemalung derselben zu erreichen[6]). Das ist alles, was uns über die Geschichte der tragischen Masken überliefert wird: doch steht zu vermuthen, dass bezüglich ihrer auch Sophokles und Euripides manches geneuert, dass sie namentlich dem Wesen ihrer Dichtungen gemäss auch die darin gebrauchten Masken schöner und milder gestaltet haben. Ich werde im Verlauf dieser Darstellung

---

[1]) Liv. VII, 2. — Fest. p. 217a Müll., s. S. 19, A. 11.

[2]) Vgl. G. C. W. Schneider, d. att. Theaterw., S. 155.

[3]) Die altgriech. Bühne, S. 260.

[4]) Suid. s. v. Θέσπις.

[5]) Suid. s. v. Φρύνιχος.

[6]) Suid. s. v. Αἰσχύλος. οὗτος πρῶτος εὗρε προσωπεῖα δεινὰ καὶ χρώμασι κεχρισμένα ἔχειν τοὺς τραγικούς. Die Worte πρῶτος εὗρε erklären, wie Horaz (Epist. II, 3, 278) sagen kann: personae . . . repertor . . . Aeschylus.

hierüber noch eine oder die andere Andeutung machen können. — Der ernsten Tragödie hatte bald nach ihrem Entstehen Pratinas in dem Satyrdrama ein heiteres Nachspiel gegeben, worin ebenfalls Masken gebraucht wurden[1]).

Wer die Masken in der attischen Komödie eingeführt hat, wusste schon Aristoteles nicht mehr[2]). Als Erfinder bestimmter Arten von Masken nennt uns die Ueberlieferung den Maison[3]), dem sie zwei[4]) von der attischen Komödie bis in ihre letzte Stufe hinein beibehaltene[5]) Masken, den θεράπων Μαίσων und den θεράπων τέττιξ, zuschreibt, und den Myllos, der mit Mennig bemalte Masken angewandt haben soll[6]). Aber schon im Alterthum hat man Μαίσων zu μασᾶσθαι 'kauen, verzehren' gestellt und mit βορὸς 'der gefrässige' erklärt, wie denn auch Μύλλος von Hesychios z. B. gleich στρεβλὸς 'der schielende' genommen wird. Dazu kommt noch, dass die erste der erwähnten Masken mit dem Namen des angeblichen Erfinders selbst und nicht, wie zu erwarten stünde, mit einem davon abgeleiteten Adjectiv bezeichnet ist. Daher halte ich es nunmehr auch für richtiger in Maison und Myllos Personen der Komödie selbst zu erkennen. Dagegen lässt sich wol immer noch annehmen, dass ein gewisser Hermon, der man weiss nicht wann lebte, jedenfalls aber Dichter oder Schauspieler war, nach ihm benannte[7]) und fortan beibehaltene[8]) Masken geschaffen hat. Endlich darf man das gleiche von einem Lykomedes vermuthen, dessen Namen Meineke[9]) aus einer bei Pollux[10]) angeführten Maske entnommen hat.

Von Neuerungen und Verbesserungen, die organisatorisch auftretende Dichter der „alten" Komödie wie Krates, Kratinos und namentlich Aristophanes sicherlich vorgenommen haben, wird uns im allgemeinen nichts berichtet: vereinzelte Angaben bezüglich des letzteren werden wir späterhin noch kennen lernen, ebenso die hieher zu beziehende Wirksamkeit der „neuen" Komödie, für die namentlich Menandros thätig gewesen ist.

Ueber den Gebrauch der Masken in der altitalischen Volksposse (Satura und Atellana) ist bereits gesprochen. Rücksichtlich der Atellana wird er für die Zeit des Dichters Naevius (235—199) auch schriftlich bezeugt[11]). Das im Jahre 240 v. Chr. nach griechischem Muster eingeführte Kunstdrama d. h. die Tragödie und die Komödie überliess man professionierten Schauspielern. Diese, die anfänglich nur Fremde waren,

---

[1]) Poll. IV, 142.

[2]) Poet. 5.

[3]) Die bisherige Ansicht über ihn bei Bernhardy, Griech. Litt.-Gesch. II, 2, 517.

[4]) Athen. XIV, 77, p. 659a.

[5]) Poll. IV, 148. 150.

[6]) Eustath. ad Odyss. p. 1885, 21. Rom. bei Meineke, quaest. scen. I, 8. — Vgl. dagegen über die ganze Frage: v. Wilamowitz-Möllendorff, die megarische Komödie, Hermes IX, 3, 319 ff.

[7]) Ἑρμώνεια πρόσωπα οὕτω καλούμενα ποιὰ ἀπὸ Ἕρμωνος τοῦ πρῶτον εἰκονίσαντος. Etym. M. p. 376, 48.

[8]) Poll. IV, 143 sqq.

[9]) Frgm. Com. Graec. I, 562.

[10]) Poll. IV, 143. 145

[11]) Personata fabula quaedam Naevi inscribitur quam putant quidam primum ⟨actam⟩ a personatis histrionibus. sed cum post multos annos comoedi et tragoedi personis uti coeperunt, verisimilius est eam fabulam propter inopiam comoedorum actam novam per Atellanos, qui proprie vocantur personati, quia ius est is non cogi in scena ponere personam, quod ceteris histrionibus pati necesse est. Fest. p. 217a.

durften nicht in Masken spielen, was damit übereinstimmt, dass wir den Gebrauch der Masken als ein Reservatrecht der römischen Jugend [1]) kennen gelernt haben; sie mussten sich vielmehr mit Kopfaufsätzen begnügen, deren Haare je nach Alter und Geschlecht weiss, schwarz oder roth gefärbt waren [2]). Die ältesten Nachrichten, dass man auch jenen das Tragen von Masken gestattete, datieren aus der Zeit des Terentius (166—159) [3]). Möglicher Weise hängt dies, wie Mommsen [4]) vermuthet, damit zusammen, dass Einrichtung und Instandhaltung des Bühnenapparats im Jahre 174 auf die Staatskasse übernommen und seitdem auch die Inscenierung der Stücke, wie bisher schon ihre Bearbeitung mehr und mehr nach griechischem Muster bewerkstelligt wurde. Doch gab man das alte Privilegium, scheint es, nur ungerne dahin und nöthigte noch öfter die Schauspieler die Masken bei Seite zu lassen [5]). Erst der berühmte Schauspieler Roscius, ein Zeitgenosse Ciceros, setzte — angeblich weil er schielte — den ständigen Gebrauch der Masken auch für das Kunstdrama durch [6]).

Der in der Kaiserzeit aufgekommene balletartige Pantomimus bediente sich ebenfalls der Masken [7]), welche sonach nur in der ausgelassensten Art der römischen Volksposse, dem Mimus, nicht zur Anwendung kamen.

Ehe ich auf Namen, Material und Gestaltung der antiken Masken eingehe, sei es mir gestattet ein paar Worte über die antiken Quellen zu sagen, aus denen ich schöpfe. Vor allen kommen dabei die griechischen und römischen Schriftsteller in Betracht, unter diesen wieder ganz besonders Julius Pollux, der unter Kaiser Commodus in griechischer Sprache sein Onomastikon abfasste, das für diese Untersuchung von der grössten Bedeutung ist.

Als Kunstdenkmäler, die in zweiter Linie Beachtung verdienen, nenne ich Reliefs, geschnittene Steine, grössere und kleinere Statuen aus Marmor, Bronze und Terracotta, ferner Vasenbilder und namentlich die Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten campanischen Städte. Auch die Miniaturbilder zu Terenz, die in Handschriften seiner Komödien enthalten sind, gehören hieher.

Hat sich gleich die bildende Kunst in der Darstellung von Masken manche Freiheit gestattet, so ist doch im allgemeinen Uebereinstimmung mit den Berichten der Schrift-

---

[1]) Liv. l. l. — Fest. l. l.

[2]) Diom. III p. 489, 10 sq. Keil. — Charis. I p. 80, 9 sq. Keil.

[3]) Personati primi egisse dicuntur comoediam Cincius Faliscus, tragoediam Minutius Prothymus. Donat. comm. de com. ed. Reiffersch. (p. 10, 1). Bezüglich des letzteren vergl. die Didaskalie zu Terent. Adelph.: Egere L. Atilius Praenestinus, Minutius Prothymus. — Acta plane est ludis Megalensibus L. Posthumio L. Cornelio aedilibus curulibus (161 v. Chr.) etiam tunc (iam tum?) personatis L. Numidio Posthumio, L. Ambivio Turpione. Donat. praef. in Terent. Eun. — Haec sane acta est ludis scaenicis funebribus L. Aemilii Pauli (160 v. Chr.) agentibus L. Ambivio et L. Turpione, qui cum suis gregibus etiam tum ('iam tum' Becker-Marquardt, Hdb. d. röm. Alterth. IV, 543 [71]) personati agebant. Donat. praef. in Terent. Adelph.

[4]) Röm. Gesch. II[3], 442 mit Anm.

[5]) Fest. l. l.

[6]) Personis vero uti primus coepit Roscius Gallus, praecipuus histrio, quod oculis perversis erat (vgl. Cic. d. nat. deor. I, 28, 79) nec satis decorus in ('sine' Lange vind. trag. Rom. p. 43) personis nisi parasitus pronuntiabat. Diom. III, p. 489, 11 sqq.

[7]) Luc. de salt. 29.

steller vorhanden, und ihre Beiziehung ist um so mehr angezeigt, als sich von einer wirklich auf der Bühne gebrauchten Maske bis jetzt noch keine Spur gefunden hat.

Der griechische Ausdruck für Maske ist πρόσωπον. Er bezeichnet ursprünglich das was an den Augen, am Gesicht (ὤψ) ist und entspricht somit unserm 'Angesicht'. Beide Worte haben sodann gleichmässig die Bedeutung von Larve, Maske angenommen; bezüglich des deutschen vergleiche man das Grimm'sche Wörterbuch, das unter 'Angesicht' aus Kirchhofs in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts geschriebenem Wendunmut folgendes Beispiel anführt: 'Da er ein Angesicht oder Schempart vorthet'. Eine antike Maske aber ist auch in der That, wie wir sogleich hören werden, ein förmliches Angesicht. Wie ich glaube, lediglich um Zweideutigkeit zu vermeiden und nicht um damit eine compliciertere Bedeutung zu verbinden hat man aus πρόσωπον die Form προσωπεῖον weitergebildet. Μορμολυκεῖον bezeichnet, wenn ich nicht irre, bloss eine Maske, die eine Schreckgestalt, wie die Gorgo, zur Darstellung bringt[1]). Aehnlich enthält wol auch das römische Wort 'larva' den Nebenbegriff des Furchtbaren oder Abschreckenden[2]), während der gewöhnliche Ausdruck 'persona' ist. Diesen hat man schon im Alterthume mit 'personare' in Verbindung gesetzt[3]). Gewiss mit Recht: an der Maske fiel, wie noch später zu erörtern sein wird, besonders die Mundöffnung auf. Da aber diese dazu diente die Stimme durchtönen zu lassen, so ging man bei der Namengebung von diesem Gesichtspunkte aus, und persona bezeichnet also einen Apparat, dessen Zweck ist die Stimme aus sich herausschallen zu lassen. Gegen die Verlängerung des o ist von sprachlicher Seite nichts einzuwenden.

Die von Aischylos eingeführten bemalten Leinwand-Masken scheinen bis in die späteste Zeit beibehalten worden zu sein: wenigstens erklärt der bekannte Bischof Isidorus[4]) von Sevilla, der zwischen 570 und 640 lebte, Schauspieler seien Leute mit linnenen Masken, welch letztere mit Gips überzogen und je nach Bedürfniss bemalt wären. Der Dichter Prudentius[5]) dagegen (348—410) spricht von hölzernen Masken, welche die tragischen Schauspieler getragen hätten. Ich weiss diesen Widerspruch nicht zu lösen; vielleicht wurden beide Arten neben einander gebraucht. Für die Annahme[6]), dass auch Masken aus Wachs oder Thon auf der Bühne getragen wurden, habe ich keinen genügenden Beweis finden können.

Die gewöhnliche Form der Maske war derart, dass sie den Kopf des Schauspielers an Höhe übertraf[7]) und das ganze Gesicht sowie das ganze Hinterhaupt bedeckte[8]). War sie aus Holz gefertigt, so konnte sie es nur soweit sein, als sie über das Gesicht

---

[1]) Suid. s. v. Μορμολύκεια τὰ τῶν τραγῳδῶν προσωπεῖα· τὰ τῶν ὑποκριτῶν προσωπεῖα, ἃ Δωριεῖς γόργια καλοῦσιν. — Id. s. v. Γόργια (γόργεια Hesych. s. v.) παρὰ Δωριεῦσι τὰ τῶν ὑποκριτῶν προσωπεῖα, τῶν ἀπὸ τῆς σκηνῆς τραγῳδῶν. — Ἔλεγον . . τὰ προσωπεῖα τὰ αἰσχρὰ μορμολύκεια, ἀφ' οὗ καὶ τὰ τραγικὰ καὶ τὰ κωμικά. Schol. ad Aristoph. Pac. 474.

[2]) Hor. Sat. I, 5, 64.

[3]) Gell. V, 7.

[4]) Origg. X, 119.

[5]) Adv. Symm. II, 643 sqq.

[6]) Hoelscher, de personarum usu in ludis scenicis ap. Romanos, p. 56 sqq.

[7]) Luc. de salt. 27.

[8]) Gell. l. l.

ging. Zu sehen vermochte der Träger der Maske nur durch die an Stelle der Pupille gelassene Oeffnung[1]). Die Iris war noch an der Maske selbst angebracht und verschieden bemalt, wie ja auch die ältere griechische Kunst die Augensterne von andersfarbigem Material einlegte oder malte[2]). Jede Maske war ferner mit gemalten Augenbrauen versehen; ebenso waren Stirne, Nase, Wangen und Kinn je nach Bedürfniss bemalt, letzteres, wenn passend, durch einen Bart verdeckt. Ueber der Stirn war künstliches Haupthaar angebracht, das bei gewissen Masken mit dem Onkos, einem Λförmigen Aufsatz[3]), in Verbindung stand. Während die Ohren nicht immer sichtbar waren, zeigten weitaus die meisten Masken eine mehr oder minder weite Mundöffnung[4]), die öfter mit künstlichen Lippen[5]), bisweilen auch noch mit künstlichen Zähnen[6]) versehen war. Ihre auf Kunstdenkmälern hie und da vorkommende trichterförmige Bildung hat bis jetzt noch keine genügende Erklärung gefunden[7]).

Darf man, ohne schriftstellerische Beweise zu haben, von Kunstdenkmälern auf die Bühnenpraxis rückschliessen, so kamen bei den Schauspielern auch Halbmasken vor, d. h. solche, welche die untere Gesichtspartie ganz freiliessen[8]).

Die Maske ward wie unser Visier am Kinn gefasst, von unten nach oben über den Kopf gezogen[9]) und unter dem Kinn mit Bändern befestigt[10]), während der Hals durch sie wie durch die Kleidung so ziemlich vollständig verdeckt wurde[11]). Unter die Masken legte man kleine Filzkappen[12]), damit die Kopfhaut nicht wund gedrückt werde, eine Notiz, die allerdings auf den Gebrauch von hölzernen Masken hinzuweisen scheint. Oben an der Maske war eine Handhabe zum bequemen Tragen oder Aufhängen angebracht[13]). Hatten die Schauspieler Pause, so schlugen sie die Maske wie ein Visier über den Kopf zurück[14]). Gefertigt wurden die Masken durch die Costümiers oder Larvenfabrikanten[15]).

---

[1]) Saepe ipse vidi, ut ex persona mihi ardere oculi hominis histrionis viderentur. Cic. de or. II, 46, 193.

[2]) Vgl. Conze, üb. d. Gesichtsausdruck in d. Antike. Preuss. Jahrbb. 1874, S. 93.

[3]) Poll. IV, 133.

[4]) Luc. de salt. 27—29.

[5]) Poll. IV, 147.

[6]) Poll. IV, 151.

[7]) Wieseler, Theatergeb. S. 44b, 54a.

[8]) Wieseler, a. a. O., S. 45b, Taf. V, 53.

[9]) Wieseler, a. a. O., Taf. VI, 4. X, 1.

[10]) Helbig, Wandgemälde, S. 353, No. 1469; S. 414, No. 1729.

[11]) Wieseler, a. a. O., S. 49b.

[12]) Ulpian. ad Demosth. d. f. leg. p. 130 C ed. Frcf.

[13]) Wieseler, a. a. O., Taf. VI, 2. — Die Griechen bezeichnen a) das Anlegen oder Anhaben der Maske wie folgt: πρόσωπον ἀνειληφότες Luc. Nigr. 11. — ὑποδὺς τὸ σὸν πρόσωπον Luc. Apol. 2. — τὸ προσωπεῖον περιθέμενοι Luc. Tim. 28. — περίθετον πρόσωπον Schol. ad Aristoph. Thesm. 258. — προσωπεῖον περικείμενος Luc. Nigr. 11. — πρόσωπον ὑπὲρ κεφαλῆς ἀνατεινόμενον ἐπικείμενος Luc. de salt. 27. — b) das Ablegen: ἀποθέμενος τὸ προσωπεῖον Luc. Menipp. 16; — die Römer: a) induisse suo capiti personam. Fronto de orationibus, ed. Med. II, p. 253. — personatus. Suet. Ner. 21. — b) ponere personam. Fest. l. l. — cum ... personam deposuissent (histriones atque comoedi). Quintil. inst. orat. VI, 2, 35.

[14]) Wieseler, a. a. O., S. 45, Taf. V, 51. IX, 2.

[15]) Ἡ δὲ νέα κωμῳδία καὶ προσωποποιὸν εἵρηκεν ὃν ἡ ἀρχαία σκευοποιόν. Poll. II, 47. —

Die griechischen Masken theilt Pollux[1]) in 3 Hauptklassen: in tragische, in satyrische d. h. solche, die dem Satyrspiel allein eigenthümlich waren, und in komische. Tragische zählen wir bei ihm 11, satyrische 4, komische 44, im Ganzen also 59. Die Namen der einzelnen Masken sind nach sehr verschiedenen Gesichtspunkten, oft nach mehreren zugleich, gewählt:

a) nach körperlichen Eigenschaften, wie

Alter und Leibesbeschaffenheit; z. B. das Mädchen (κόρη), Papa Silen (Σειληνὸς πάππος), das dürre alte Weibchen (γραΐδιον ἰσχνόν), die dicke Alte (γραῦς παχεῖα);

Form oder Farbe der Haupthaare: der kraushaarige junge Mann (οὖλος νεανίσκος), die kleine Fackel (λαμπάδιον), d. h. eine Frauenmaske, die auf dem Wirbel eine Haarflechte trug, deren Form sich einer kleinen Fackel vergleichen liess; die geschorene Jungfrau (κούριμος παρθένος), der blonde Mann (ξανθὸς ἀνήρ), der graue Satyr (Σάτυρος πολιός);

Form oder Fehlen des Bartes: der Spitzbart (σφηνοπώγων), der langbärtige Alte (πρεσβύτης μακροπώγων), der bartlose Satyr (Σάτυρος ἀγενειῶν);

Farbe des Teints: der gebräunte Mann (μέλας ἀνήρ), die bleiche (Jungfrau) mit herabhängendem Haar (κατάκομος ὠχρά);

Bildung der Nase: der stülpnasige (ἀνάσιμος).

b) nach dem Kostüm: der Lederkittel (διφθερίας)[2]);

c) nach der socialen Stellung: die alte Haushälterin (γραΐδιον οἰκετικόν), der (junge) Landmann (ἄγροικος), die passierte Hetäre (ἑταιρικὸν τέλειον), die ringsumbehaarte Zofe (ἄβρα[3]) περίκουρος);

d) nach Charaktereigenschaften: der allseitig tüchtige junge Mann (πάγχρηστος νεανίσκος), die geschwätzige (Frau) (λεκτική);

e) nach dem Erfinder oder der Herkunft einer Maske: der Hermonios (Ἑρμώνιος), der Lykomedeios (Λυκομήδειος), der sicilische (junge Mann) (Σικελικός);

f) nach der Bedeutung der Rolle: der ἡγεμὼν πρεσβύτης d. h. der erste Alte in dem Sinne, wie wir sagen 'der erste Liebhaber'. Diese Erklärung ergibt sich als die allein richtige aus Quintilian[4]), der die Worte ἡγεμὼν πρεσβύτης übersetzt mit pater ille, cuius praecipuae partes sunt.

Wie die Römer die Masken in der Tragödie und im Pantomimus benannt haben, ist uns nicht überliefert; bei den komischen scheinen sie lediglich auf Alter, sociale Stellung oder Charakter Rücksicht genommen zu haben[5]): so der Soldat (miles),

---

Οὐδενὸς τῶν σκευοποιῶν τολμήσαντος τὸ πρόσωπον αὐτοῦ σκευάσαι. Vit. Aristoph. 3 (Bergk, Prolegg. de com. XII, 3 p. XXXVI).

[1]) Bei dem die Belege für das folgende bekanntlich B. IV, 133—154 zu finden sind.

[2]) Cuius (pellis caprinae) usum apud antiquos quoque Graecos fuisse apparet, quod in tragoediis senes ab hac pelle appellantur διφθερίαι. Varro de re rust. II, 11, p. 270 Schneid.

[3]) Ueber die ἄβρα Becker, Charikles III², 25 f.

[4]) Inst. orat. XI, 3, 74. — Vgl. Boettiger, de personis scenicis, vulgo larvis (Opusc. p. 225).

[5]) Quintil. l. l.

der strenge (senex austerus) und der milde Alte (s. mitis), der Parasit (parasitus). — Die Atellana, die Vorläuferin der heutigen commedia dell' arte, hatte stehende Masken, die den Gesammtnamen Oscae personae trugen, weil die Atellana nach römischer Anschauung von den in Campanien wohnenden Oskern entlehnt war[1]). Die einzelnen Masken wurden theils nach auffallenden Aeusserlichkeiten theils nach Charaktereigenschaften bezeichnet. Zu den ersteren gehört Bucco, der Bausback, der moderne Brighella[2]), und Dossenus, der Bucklige, der Dottore[3]); zu den letzteren Maccus, der Dümmling, der Arlecchino[4]), und Pappus, der alte geistesschwache Papa, der Pantalone[5]). Auch die in der Atellana vorkommenden Gestalten des bäuerischen Aberglaubens (z. B. Mania[6]), Pytho Gorgonius[7]) hatten ihre stereotypen Masken.

Die griechischen Masken waren der grossen Mehrheit nach nicht für eine bestimmte Rolle gefertigt, sondern sie repräsentierten lediglich allgemein menschliche Typen. Vor allem schied man natürlich männliche und weibliche Masken: der ersteren führt uns Pollux aus der Tragödie 17, aus der Komödie 27 an, während die Zahl der weiblichen bei ihm in der Tragödie 8, in der Komödie 17 beträgt. Innerhalb dieser Kategorie unterschied man wieder Masken, um das Greisenalter, die Zeit männlicher und weiblicher Reife oder die Jugend zu bezeichnen. Aber auch da nuancierte man noch weiter nach den höheren oder tieferen Jahresstufen, nach der socialen Stellung, nach Charakter, Temperament oder der für die jeweilige Situation angemessenen Seelenstimmung. Demgemäss hatte man also z. B. nicht eine besondere Maske für die Rolle der Antigone und eine andere für die der Elektra, sondern für beide nur die Charaktermaske der trauernden Jungfrau. Diese aber schied sich wieder in zwei Arten[8]), wodurch auch für den Fall gesorgt war, wenn in einem Drama zwei trauernde Jungfrauen auftraten wie Antigone und Ismene in des Sophokles Antigone.

Die derartige Gestaltung der Masken hängt aufs innigste zusammen mit der schon von Schiller und Goethe wahrgenommenen Eigenthümlichkeit des antiken Dramas, dass es mehr oder weniger Typen und keine eigentlichen Individuen geschaffen hat[9]). Gleichwol traten, um jene oben angeführten charakteristischen Merkmale wiederzugeben, an die Maskenverfertiger noch schwierige Anforderungen genug heran: sie sind indess denselben mit vieler Kunst gerecht geworden, und mit gutem Grund sagt Geppert[10]), es

---

[1]) Diomed. III p. 489 sq.

[2]) Pomponius Buccone auctorato. Non. p. 508, 1 Merc. — Vgl. überhaupt Munk, de fab. Atell. p. 28 sqq., der jedoch nicht gehörig zwischen Atellana und Mimus scheidet.

[3]) Novius in duobus Dossenis. Fest. p. 364a. — Dossenus für Dorsenus, wie dossuarius bei Varro de re rust. II, 6 extr. für dorsuarius.

[4]) Diom. l. l. Der gemeinsame Name für Bucco und Maccus war nach Munk (l. l. p. 38) Sanniones (Nevius [l. Novius] Sannionibus. Non. p. 218, 25), wie heutzutage Zanni für Brighella und Arlecchino.

[5]) In Atellanis aliquot Pappum senem quod Osce (Mommsen) casnar appellant. Varro de l. Lat. VII, 29 Müll.

[6]) Novius Mania medica. Non. p. 154, 22.

[7]) Pomponius Pintone (Pythone Scaliger) Gorgonio. Non. p. 508, 4.

[8]) ἡ κούριμος παρθένος und ἡ ἑτέρα κούριμος παρθένος. Poll. IV, 140 sq.

[9]) Vgl. Bernhardy, a. a. O., S. 176.

[10]) a. a. O., S. 266.

sei staunenswerth, bis zu welchen feinen Nuancierungen die Griechen das menschliche Antlitz nachgebildet haben. Die Grundsätze, die dabei beobachtet wurden, enthalten begreiflicher Weise vieles allgemein menschliche, manches aber auch, was aus den besondern Ansichten und Sitten der griechischen Nation abgeleitet ist. Sehr dankenswerthe Fingerzeige geben uns hiefür die Bemerkungen der Rhetoren und der sog. Physiognomiker.

Man schliesst, heisst es in der unter Aristoteles Namen auf uns gekommenen Physiognomik[1]), auf das Innere eines Menschen aus der Farbe des Teints, aus den Haaren, aus der Beschaffenheit des Fleisches. Aber noch genauer spricht sich der jüngere Philostratos in der Einleitung zu seinen Gemälden aus: „Derjenige", sagt er, „welcher die Kunst des Malens richtig üben will, muss die menschliche Natur wol studiert haben und im Stande sein zu beurtheilen, wie sich die inneren Eigenschaften auch ohne Worte manifestieren: was nämlich in der jedesmaligen Beschaffenheit der Wangen, im Spiele der Augen, im Ausdrucke der Augbrauen liegt, kurz alles, was auf das innere Wesen Bezug hat. Hat er sich damit hinlänglich vertraut gemacht, so wird er nichts unbeachtet lassen, und seine Hand wird trefflich ausdrücken was ein jeder gerade thut, sei es dass es sich um einen rasenden oder zornigen, einen tiefsinnigen oder frohen, einen stürmischen oder zärtlichen handelt; ja sie wird einfürallemal das einem jeden angemessene treffen". Alle diese Partien, zu denen wir endlich mit Quintilian[2]) noch Stirne, Lippen und Nase hinzunehmen wollen, waren auch auf den Masken in der That mit besonderer Sorgfalt ausgeführt. Bei jeder einzelnen Maske aber sind demgemäss drei Haupttheile zu unterscheiden: der untere vom Kinn bis zur Nase, der bei Männern durch den Bart bedeckt wurde; der mittlere, die Wangen und Augen umfassend, bezeichnete durch die Gesichtsfarbe wesentlich das Alter und den Charakter der Person; der obere endlich umschloss das Vorder- und Hinterhaupt und an ihm war der Unterschied des Haares, sowie die grössere und geringere Höhe der Stirn zu bemerken[3]).

Um mit dem mittleren und wichtigsten Haupttheil zu beginnen, so treten uns in der Behandlung des Teints (χρῶμα) vor allem die dunkle oder gebräunte (μέλας) und die weisse Farbe (λευκόν) entgegen: vermuthlich dienten beide wie in der alten hellenischen Kunst überhaupt so auch in der Maskenmalerei ursprünglich nur dazu Männer- und Frauengesichter unterscheidbar zu machen. Erst später führte man Nuancen und Zwischenfarben ein, und nun bezeichnete die gebräunte Färbung, die natürlich stets für die männlichen Masken reserviert blieb, den viel im Freien lebenden[4]), körperlichen Uebungen ergebenen und dadurch gebräunten, war also zunächst ein Zeichen von leiblicher Gesundheit und Kraft, dann aber auch von geistiger Energie und Tüchtigkeit. Sie findet sich bei der nach ihr benannten tragischen Maske des 'gebräunten Mannes' (μέλας ἀνήρ), die einen in der Blüte des Mannesalters stehenden vorführt. Sie findet sich aber auch in der Komödie bei dem jungen Landmann (ἄγροικος), dem Soldaten (ἐπίσειστος) und dem

---

[1]) (Aristot.) Physiogn. 2. — Vgl. auch Polem. Physiogn. I, 3.

[2]) Inst. orat. XI, 3, 77 sqq.

[3]) Sommerbrodt, de Aeschyli re scen. II, p. LXXVIII u. A. Müller im Philol. XXIII, 529.

[4]) Τοὺς . . ἀνθρώπους ὁ . . ἥλιος μελαίνει. Aristot. Probl. XXXVIII, 8. — Οὗτοι (die durch Leibesübungen gekräftigten) δὲ ἡμῖν ὑπέρυθροι ἐς τὸ μελάντερον ὑπὸ τοῦ ἡλίου κεχρωσμένοι καὶ ἀρρενωπωτοί. Luc. Anach. 25.

gebräunten jungen Manne (μέλας νεανίσκος). Von dem letzteren sagt Pollux[1]) ausdrücklich, er sehe aus wie einer, der die Gymnastik liebt. Damit vergleiche man in des älteren Philostratos[2]) Schilderung der Eberjagd die Bemerkung, einer der Jäger verrathe in seinem Gesichte etwas von der Palästra. — Im Gegensatze hiezu wurde die weisse Farbe später auch für besonders zarte oder geradezu weibische Jünglinge gebraucht und bekundete Luft und Gymnastik scheuende Weichlichkeit des Lebens wie des Charakters[3]). Sie hatte in der Tragödie wie in der Komödie der 'zarte Jüngling' (ἁπαλὸς νεανίσκος). Diese Maske trug ohne Zweifel in den Bakchen des Euripides der Dionysos[4]), dem auch von dem Dichter nicht nur weisser Teint[5]), sondern geradezu weibische Gestaltung[6]) zugeschrieben wird. Dazu kommt, dass Pollux[7]) sagt, die Maske schicke sich für einen Gott.

Die bleiche (gelbliche) Gesichtsfarbe (ὠχρὸν) bezeichnete körperliches oder geistiges Leiden: darum gebrauchte man sie bei männlichen wie bei weiblichen Masken zur Charakterisierung von kranken, verwundeten, liebenden und trauernden. Auch die Schatten der Unterwelt traten in dieser Farbe auf[8]).

Dunkelrother Teint (ἐρυθρὸν) rührt nach den Alten von dem Blute her, das lebhafte Bewegungen in Wallung gebracht haben[9]). Wie angemessen ist er für einen Boten, der mit gewichtiger Kunde herbeieilt. Der 'Spitzbart' (σφηνοπώγων) der Tragödie gehört hieher.

Ein helleres Roth (πυρρὸν oder πυρσὸν) des Gesichtes, das die antike Physiognomik dem des Fuchses vergleicht, deutet List und Verschmitztheit an[10]). Darum schmückte diese Farbe fast ausschliesslich die in der Komödie auftretenden Sklaven, namentlich den spitzbübischen Koch (θεράπων Μαίσων).

Von den einzelnen Theilen des Gesichtes war vor allem das Auge bedeutsam: Pollux spricht von schmerzlichem, traurigem, finsterem, stechendem, mattem Blick, von niedergeschlagenen wie von schielenden Augen. Die letzten treffen wir hauptsächlich bei Sklaven und Parasiten der Komödie[11]), vermuthlich zu demselben Zweck wie die fuchsrothe Gesichtsfarbe. Alles dies aber konnte nur ausgedrückt werden, wenn unserer obigen Annahme gemäss an der Maske auch noch die Iris angebracht und bemalt war. Diese Annahme wird indess noch weiter unterstützt durch das, was Pollux[12]) über die Maske des Thamyris sagt. Dieser, ein thrakischer Sänger, wurde bekanntlich von den Musen geblendet, weil er sich übermüthig mit ihnen in einen Wettstreit eingelassen hatte.

---

[1]) IV, 146.

[2]) Imag. I, 28.

[3]) Λευκὸς σκιατροφίας ἀπαλότητα ὑποδηλῶν. Poll. IV, 147. — Vgl. auch die Stelle aus Euripides in A. 5. u. Luc. Anach. 25.

[4]) Vgl. Schoene, de person. in Eurip. Bacch. hab. scen., p. 13.

[5]) Λευκὴν δὲ χροιὰν εἰς παρασκευὴν ἔχεις, | οὐχ ἡλίου βολαῖσιν, ἀλλ' ὑπὸ σκιᾶς. Eurip. Bacch. 457 sq.

[6]) Ibid. 454.

[7]) IV, 136.

[8]) Poll. IV, 137 ... (ὠχριᾷ δὲ ὡς δηλοῦν νοσοῦντα ἢ ἐρῶντα).

[9]) Οἷς τὸ χρῶμα ἐρυθρόν, δῆλον, ὅτι πάντα τὰ κατὰ τὸ σῶμα ὑπὸ κινήσεως ἐκθερμαινόμενα ἐρυθραίνεται. (Aristot.) Physiogn. 6.

[10]) Οἱ πυρροὶ ἄγαν πανοῦργοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τὰς ἀλώπεκας. Ibid.

[11]) Vgl. darüber Wieseler, a. a. O., S. 113a und die Stelle aus Diomedes S. 20, A. 6.

[12]) IV, 141.

Er wurde von Sophokles auf die Bühne gebracht mit einer Maske, deren eines Auge schwarz war, während das andre helle Farbe zeigte. Mit Recht hat daraus Lessing in seinem Leben des Sophokles[1]) geschlossen, dass Thamyris vor den Augen der Zuschauer blind geworden. „Jetzt war Thamyris", sagt er, „noch sehend, und der Schauspieler zeigte diejenige Hälfte seiner Maske, die das schwarze Auge hatte. Nun sollte er auf einmal blind werden, und der Schauspieler wandte sich so geschickt, dass plötzlich die Zuschauer die andere Hälfte, welche das glauche Auge (γλαυκον ὀφθαλμα) hatte, erblickten. Denn γλαυκον ὀφθαλμα ist hier nichts anderes als ein Auge, das mit einem Γλαυκωμα behaftet scheint; und Glaukoma, wie bekannt, ist diejenige Krankheit des Auges, welche unsere Augenärzte den blauen oder grünen Staar nennen. Das merklichste und augenscheinlichste Zeichen der Blindheit, welches die Skeuopöie nur immer wählen konnte". Mit der letzteren Annahme scheint mir übrigens Lessing zu weit gegangen zu sein: man hatte gerade diese zwei Farben wol nur desswegen gewählt, um die Veränderung recht auffallend zu machen; denn „der Hauptunterschied bezüglich der Farbe der Augen", erörtert Prantl[2]), „ist zwischen dem Schwarzäugigen (μελανόμματον) und dem Helläugigen (γλαυκόν)".

Von Alters her, lesen wir in dem Grimm'schen Wörterbuch, waren die Augbrauen (ὀφρύες) in ihrer Regsamkeit zeichenhaft und bedeutungsvoll[3]). Hochgeschwungen (ἀνατεταμένος τὰς ὀφρῦς) bedeuten sie Stolz oder heftiges Wesen[4]) und finden sich daher bei dem 'krausgelockten jungen Mann' (οὖλος νεανίσκος), der in der Tragödie, wie ich später begründen werde, die ersten jugendlichen Helden wie Achilleus, Iason, Meleager vorstellte. Sind sie besonders hoch aufgezogen, so wird damit Hochmuth, Prahlsucht, ja Unverschämtheit[5]) bezeichnet, und darum hat sie die Komödie den Parasiten und Schmarotzern zugetheilt. — Zwei Masken gab es in der Komödie, an denen nur die eine Braue emporgezogen war. Es ist das vor allem die des 'ersten Alten' (ἡγεμὼν πρεσβύτης), an der, wie Pollux[6]) berichtet, bloss die rechte Braue hochgeschwungen war. Ueber diese Maske sagt Quintilian[7]): „Jener Vater, dem die Hauptrolle zufällt, hat, weil er bald leidenschaftlich erregt bald wieder ruhig ist, die eine Augbraue emporgerichtet, die andere in gewöhnlicher Stellung, und die Schauspieler pflegen jedesmal gerade die Seite (den Zuschauern) zu zeigen, welche zu dem passt, was sie vortragen". Hiezu bemerkt Lessing[8]): „Wie es mit der Maske dieses Vaters war, so war es unfehlbar mit den Masken aller Personen, die in der Geschwindigkeit vor den Augen der Zuschauer ein verändertes Gesicht zeigen mussten, und also nicht Gelegenheit hatten, hinter der Scene ihre ganze

---

[1]) Werke; Leipzig, Göschen; Band V, S. 231 ff.

[2]) Aristoteles über die Farben, S. 152 ff.

[3]) Multum et supercilliis agitur. Nam et oculos formant aliquatenus et fronti imperant. Quintil. inst. orat. XI, 3, 78.

[4]) Vgl. die Stelle aus Quintilian in A. 7.

[5]) Λίαν ἄνω βλέφαρα πρὸς τἀναιδὲς ἀγαγών. Eurip. Iph. Aul. 379.

[6]) IV, 144.

[7]) Pater ille, cuius praecipuae partes sunt, quia interim concitatus, interim lenis est, altero erecto altero composito est supercilio; atque id ostendere maxime latus actoribus moris est, quod cum iis, quas agunt, partibus congruat. Quintil. inst. orat. XI, 3, 74.

[8]) A. a. O., S. 234.

Maske zu ändern". Dadurch bestätigt sich auch das vorhin über die Maske des Thamyris' geäusserte. Der Gebrauch solcher Masken aber ist wol daraus zu erklären, dass die griechische Bühne es liebte die Schauspieler reliefartig zu gruppieren. Sie befand sich hiebei im Einklang mit der althellenischen Kunst. Auch diese zeigt, wie Conze[1]) erst unlängst wieder erinnert hat, so gut wie alle Gesichter in der Profilansicht, und aus dieser Schranke der Darstellung strebt die griechische Kunst auch bei gesteigertem Können lange gar nicht heraus. — Anders stellt sich die Sache bei dem Lykomedeios. Auch er hatte nur die eine Braue aufgezogen; bei ihm wurde jedoch dadurch, wie Pollux[2]) selbst sagt, die Vielgeschäftigkeit bezeichnet; daher brauchte er vermuthlich nicht immer bloss die eine Seite zu zeigen, sondern das Charakteristische und zugleich Komische lag eben in der Ungleichheit der Brauen.

Gesenkte Brauen (καθειμένος) bedeuten ernsten Charakter oder traurige Stimmung[3]): daher hat solche in der Komödie die Maske des 'gebräunten jungen Mannes' (μέλας νεανίσκος), der vermuthlich zu den von Quintilian[4]) angeführten 'ernsten jungen Männern' (iuvenes severi) gehört.

Sanftgezeichnete Brauen (ἡμερώτατος) künden heiteres, mildes Wesen[5]): wir finden sie bei der ältesten Greisenmaske der Komödie (πάππος πρῶτος), die wahrscheinlich einen der 'milden Greise' (senes mites) des Quintilian repräsentiert.

Das Zusammenziehen (συνάγειν) der Augbrauen weist auf Bosheit und ist darum auch sehr geeignet für den meineidigen Kuppler der Komödie. Von dem Skythen, der bei dem jüngeren Philostrat[5]) an dem besiegten Marsyas die bekannte Strafe zu vollziehen sich fertig macht, heisst es: „Die Röthe auf seiner Wange deutet, mein' ich, auf Mordgier. und die Braue über das Auge hin dicht zusammengezogen gibt der Bosheit charakteristischen Ausdruck".

Nicht minder wie die Brauen trägt die in engster Verbindung mit ihnen stehende Stirne (μέτωπον) zur Charakterisierung des Temperaments oder der jeweiligen Stimmung bei. Auf der Stirne prägt sich schon bei Homer[6]) der Ernst oder die Heiterkeit aus. „Sie lächelte", heisst es dort von der Götterkönigin, „mit den Lippen, nicht jedoch erheiterte sich die Stirn über den Brauen". Auch der 'Lederkittel' (διφθερίας) in der Tragödie zieht die Stirnhaut hoch empor und manifestiert sich dadurch als ein ernster finsterer Mann. Dagegen ist das φαιδρός, das Pollux öfter bei Beschreibung der Masken gebraucht, höchst wahrscheinlich hauptsächlich von der glatten Stirne zu verstehen, die dem Gesichte den Ausdruck ungetrübter Heiterkeit gibt[7]) und daher bei der Maske für die schönen Götter- und Menschen-Jünglinge ebenso am Platze ist, wie sie die bildende Kunst den Söhnen des Zeus gibt. Aber auch für Schmeichler sei nach Art der Hunde eine glatte

---

[1]) A. a. O., S. 30.
[2]) IV, 145.
[3]) Tristitia deductis (superciliis), hilaritas remissis ostenditur. Quintil. inst. orat. XI, 3, 79.
[4]) Inst. orat. XI, 3, 74.
[5]) Imag. 2.
[6]) Il. XV, 102.
[7]) Φαιδρὸς λάμποντι μετώπῳ. Aristoph. Eq. 550.

Stirn charakteristisch, meint die pseudoaristotelische Physiognomik[1]); und in der That wendet Pollux das Wort φαιδρὸς auch bei den Masken des Parasiten und des Schmarotzers an.

Deutete ein faltiges Gesicht überhaupt hohes Alter an und zeigte darum die Maske des 'dürren alten Weibchens' (γρᾴδιον ἰσχνόν) zahlreiche feine, die der 'dicken Alten' (γραῦς παχεῖα) breite tiefe Falten, so kündeten vereinzelte Falten auf der Stirne, dass äusserlich die Sonnenhöhe der vollen Jugendblüte überschritten sei, und auch innerlich ein ernsteres gediegeneres Wesen Platz gegriffen habe[2]). Darum erscheinen solche auf der Stirn des 'allseitig tüchtigen jungen Mannes' (πάγχρηστος νεανίσκος), der ältesten Jünglingsmaske der Komödie. Aber auch der 'krausgelockte junge Mann' (οὖλος νεανίσκος) hat schon eine Falte auf der Stirn[3]). Man vergleiche damit folgende Schilderung des älteren Philostratos[4]): „Eine Frau, welche verständig aussieht und noch nicht ganz über die Blüte der Jahre hinaus ist. Denn eine gewisse Frische ruht wol auch auf der ersten Falte, auf welche sich zwar schon die Würde des Alters senkt, die aber gleichwol damit noch einen Rest des Jugendreizes vereint".

Bezüglich der Bildung der Nase (ῥίς) erwähnt Pollux die etwas eingebogene (ἐπίγρυπος) und die aufgestülpte (σιμή). Die erstere gibt die Physiognomik den unverschämten, indem sie das Profil des Raben zur Vergleichung beizieht[5]), die Komödie den Parasiten. Die Stülpnase, die im ganzen als hässlich galt, charakterisiert in der Komödie den 'jungen Landmann' (ἄγροικος), wie die 'alte Haushälterin' (γρᾴδιον οἰκετικόν); in den Kunstdenkmälern und wol nicht minder auf der Bühne auch die Satyrn. Bei den jugendlichen der letzteren war die Formation anmuthiger und bezeichnete mehr eine muthwillige Schalkheit[6]). Im übrigen werden die Masken die griechische Normalnase gehabt haben, welche eine gerade Richtung und gewöhnlich einen scharf bezeichneten flachen Rücken hat.

Der Mund (στόμα) war, wie wir schon bemerkt haben, bei allen Masken der griechischen Bühne mehr oder minder geöffnet. Abgesehen von dem praktischen Zwecke das Athmen und das Sprechen zu erleichtern (nicht aber die Stimme zu verstärken), sollte vielleicht dadurch ähnlich wie in der bildenden Kunst dem ganzen Gesichte mehr Leben und Ausdruck verliehen werden. Die tragischen Masken hatten nach den Mittheilungen der Alten[7]) eine weitere Mundöffnung als die komischen; möglich, dass man so das ihnen zustehende leidenschaftlichere Pathos zum Ausdruck zu bringen versuchte. In der Komödie dagegen wurden heftige Affecte durch mehr oder minder starke Ver-

---

[1]) Οἱ δὲ (τὸ μέτωπον) ἀτενὲς ἔχοντες κόλακες· ἀναφέρεται ἐπὶ τὸ γιγνόμενον πάθος. ἴδοι δ' ἄν τις ἐπὶ τῶν κυνῶν ὅτι οἱ κύνες ἐπειδὰν θωπεύωσι γαληνὲς τὸ μέτωπον ἔχουσιν. (Aristot.) Physiogn. 6.

[2]) Ἀνδρείου σημεῖα . . . μέτωπον οὔτε λεῖον οὔτε παντάπασι ῥυτιδῶδες. (Aristot.) Physiogn. 3.

[3]) Ῥυτὶς ἐπὶ τοῦ μετώπου μία. Poll. IV, 147.

[4]) Imag. II, 1: διδάσκαλος αὐτὰς ἄγει σοφὴ οὐδὲ ἔξωρος, ἐφιζάνει γάρ τις ὥρα καὶ ῥυτίδι πρώτῃ ⟨παρὰ τοῦ⟩ γήρως μὲν τὸ ὑπόσεμνον ἕλκουσα, τούτῳ δ' αὖ κεραννῦσα τὸ σωζόμενον τῆς ἀκμῆς.

[5]) Οἱ δὲ (τὴν ῥῖνα) ἐπίγρυπον (ἔχοντες) ἀπὸ τοῦ μετώπου εὐθὺς ἀγομένην ἀναιδεῖς· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς κόρακας. (Aristot.) Physiogn. 6.

[6]) Müller, Hdb. d. Arch.[3], § 329, 4.

[7]) Luc. de salt. 27.

zerrung des Mundes[1]), aber nicht der Gesichtszüge überhaupt dargestellt, während die Masken für die Nebenrollen der komischen Bühne, die nur leidenschafts- und bewegungslose Alltagsgesichter darstellten, aus eben diesem Grunde nach Wieselers[2]) Ansicht auch nur verhältnissmässig kleine Mundöffnungen hatten. — Bei der Maske der 'alten Haushälterin' (γραῦδιον οἰκετικόν) wurde der schon besprochene Ausdruck der Hässlichkeit auch noch dadurch gesteigert, dass ihr Mund auf jeder Seite mit zwei Backenzähnen, aber eben nur mit so wenigen geschmückt war.[3])

Die Lippen (χείλη) waren z. B. bei dem 'jungen Landmann' (ἄγροικος) im Anschluss an die aufgestülpte Nase breit, während sie bei dem Kuppler sich zu einem grinsenden boshaften Lachen zurückzogen[4]).

Die Wangen (παρειαί) waren länglich, faltig oder mager, um das Alter zu kennzeichnen, letzteres indessen auch, um bei jugendlichen Masken den Ausdruck körperlichen oder geistigen Leidens zu vervollständigen; dicke Wangen deuteten, scheint es, auf gutmüthiges sanftes Wesen[5]).

Die Form der Ohren (ὦτα) bezeichnet Pollux an den Masken des 'zweiten Alten' (πάππος δεύτερος), des Parasiten (παράσιτος) und des Schmarotzers (κόλαξ) mit dem Ausdruck ὠτοκαταξίας, der sonst für die von häufigen Faustschlägen schlaffen Ohren der Athleten üblich ist. Vielleicht sollten diese schlaffen Ohren kriechende Demuth, die alles über sich ergehen lässt, manifestieren. Bezüglich der Satyrmasken lässt sich vermuthen, dass sie wie auf Kunstdenkmälern so auch auf der Bühne mit gespitzten ziegenartigen Ohren versehen waren[6]).

Es bleibt endlich noch Kopf- und Barthaar an den Masken zu besprechen; denn auch bei diesen ist wie in der griechischen Kunst überhaupt beides charakteristisch und bedeutungsvoll[7]). Man hat dabei Rücksicht zu nehmen auf Farbe und Form.

Ganz weisse (λευκαί) Haare (τρίχες) bezeichnen natürlich die höchste, graue (πολιαί) eine tiefere, und wenn sie nur zerstreut sichtbar (σπαρτοπόλιος), die erste Stufe des Greisenalters. Ausserdem treffen wir dunkle (μέλαιναι), fuchsrothe (πυρραί) und blonde (ξανθαί) Farbe. Die beiden ersten finden sich vor allem bei jenen Masken, deren Teint die gleiche Färbung trägt, die dunkle überdies bei den meisten Masken der leidenden und unglücklichen. Die blonde Haarfarbe dagegen hat man mit Recht als die echtnationale der Griechen erkannt, die ebendarum zugleich als die schönste galt[8]). Schon bei Homer haben sie Menelaos[9]), Achilleus[10]), Odysseus[11]), und so traten auch auf

---

[1]) Ὁρῶμεν . . ὅπως ἐξεστραμμένον τὸ στόμα. Platonios de diff. com. 20. (Bergk, Proleg. de com. I. 20, p. XXII).

[2]) A. a. O., S. 53b g. E.

[3]) Poll. IV, 151.

[4]) Labris . . non fere quidquam decenter ostendimus, tametsi derisus iis, contemptus, fastidium significari solet . . . Labra . . diducuntur et dentes nudant, et in latus ac paene ad aurem trahuntur et velut quodam fastidio replicantur. Quintil. inst. orat. XI, 3, 80 sq.

[5]) Πραέος σημεῖα. ἰσχυρὸς τὸ εἶδος, εὔσαρκος· ὑγρὰ σὰρξ καὶ πολλή. (Aristot.) Physiogn. 3. — Danach entspräche vielleicht die γραῦς παχεῖα der mater indulgens des Donat (ad Terent. Phorm. prol. 37).

[6]) Wieseler, Satyrsp., S. 155 f.

[7]) Müller, Hdb. d. Arch.[3] § 330, 1.

[8]) Becker, Charikles III[2], 248. [9]) Il. III, 642. [10]) Il. I, 197. [11]) Odyss. XIII, 399. 431.

der Bühne die durch Schönheit hervorragenden Personen in blonden Haaren auf, namentlich der 'zarte Jüngling' (ἁπαλός), die stehende Maske für jugendschöne Götter, wie Dionysos, welchem in der That auch die Dichter[1]) blondes Haar beilegen. Blond ist ferner der 'krausgelockte junge Mann' (οὖλος νεανίσκος), ein weiterer Beweis für unsere Annahme, dass er junge, durch kraftvolle Schönheit ausgezeichnete Helden darstellte.

Die Form der Haupthaare ist eine sehr verschiedene. Wir finden symmetrisch geordnete Lockenreihen über der Stirn (πρόκοττα Poll. II, 29) ganz wie bei den Statuen alten Stils, so an der Maske des 'weisshaarigen Mannes' (λευκὸς ἀνήρ). Auch der 'zarte Jüngling' (ἁπαλὸς) hatte Locken, aber bei ihm ringelten sie sich, wie aus des Euripides Bakchen[2]) zu entnehmen ist, als Zeichen eines weicheren und zarteren Charakters in langen Bogenlinien an Wange und Nacken herab, was ja auch die Kunst für den jugendlichen Dionysos festgehalten hat. Lange um die Ohren herabhängende Locken gibt Pollux[3]) auch für die Maske der passierten Hetäre (ἑταιρικὸν τέλειον) an. Bei dem 'krausgelockten' (οὖλος) darf man sich das Haar wol in der strafferen und krauseren Gestalt denken, welche kurzes Lockenhaar in der griechischen Kunst bei sehr männlichen und kraftvollen Gestalten annimmt[4]), so dass auch hier Bühne und Kunst wieder einmal übereingestimmt hätten. Manchmal wallten die Haare mähnenartig zu beiden Seiten des Gesichtes hin, so nach Lucian[5]) bei den tragischen Königen und nach Pollux[6]) bei den Soldaten der Komödie. Bei anderen Masken liefen die Haare auf der Stirne in eine breite Wulst (σπεῖρα) aus[7]). Ausserdem finden wir vorzugsweise an weiblichen Masken nicht nur wolgekämmtes, glattes, gescheiteltes, sondern auch ganz oder theilweise kurz abgeschnittenes Haar, letzteres namentlich als Zeichen der Trauer. Im allgemeinen aber scheinen sich männliche und weibliche Masken in der Form der Haupthaare nicht wesentlich unterschieden zu haben[8]). Eine Glatze kommt nur bei komischen Masken vor und zwar in mehr oder weniger grosser Ausbildung[9]) bei dem meineidigen Kuppler, dem spitzbübischen Koch und dem fremden Sklaven, welch letzterer sie noch mit zwei oder drei schwarzen Löckchen verziert hatte[10]).

Die Haare der tragischen Masken waren gewöhnlich mit dem Onkos in Verbindung gesetzt: seine Höhe hieng nicht mit dem Range zusammen, wie schon daraus hervorgeht, dass z. B. auch die Sklavenmaske des 'Spitzbartes' (σφηνοπώγων) einen

---

[1]) Eurip. Bacch. 235: ξανθοῖσι βοστρύχοισιν εὐόσμοις κομῶν.

[2]) S. d. vorige Anm. u. V. 455 sq.: πλόκαμός τε γάρ σου ταναὸς οὐ πάλης ὕπο, | γένυν παρ' αὐτὴν κεχυμένος, πόθου πλέως.

[3]) IV, 153.

[4]) Müller, Hdb. d. Arch.[3] § 330, 2.

[5]) Τοῖς τραγικοῖς ὑποκριταῖς, ὧν πολλοὺς ἰδεῖν ἔστι . . . Κέκροπας δῆθεν ὄντας . . . διαδήματα ἔχοντας . . . καὶ ἐπίσειστον κόμην. Luc. Gall. 26.

[6]) IV, 147: τῷ δ' ἐπισείστῳ στρατιώτῃ ὄντι καὶ ἀλαζόνι . . . ἐπισείονται αἱ τρίχες.

[7]) Poll. IV, 149 u. Wieseler, Theatergeb. S. 44b, Taf. V, 44—46. Was unter der στεφάνη τριχῶν (Poll. IV, 144. 147) zu verstehen sei, weiss ich nicht anzugeben. Wieseler (Theatergeb. S. 42a) meint, στ. sei in den meisten Fällen nichts anderes, als der nicht mit Haaren bedeckte, sondern über den Haaren liegende Onkos. Aber Pollux gibt die στ. zweien komischen Masken.

[8]) Videmus similes in utroque sexu quantum ad ornatum capitis. Serv. ad Verg. Aen. X, 832.

[9]) Ἀναφαλαντίας . . . ἢ φαλακρός. Poll. IV, 145.

[10]) Poll. IV, 150.

hohen Onkos hatte[1]), wol aber vor allem mit dem Geschlecht, darum war er bei den weiblichen Masken durchweg niedriger. Im übrigen scheint er bei den in der Fülle der Jugend oder des reifen Alters stehenden höher, bei betagteren Leuten, sowie bei trauernden und unglücklichen niedriger gewesen zu sein oder auch ganz gefehlt zu haben. Seine Stelle vertrat hie und da das sogenannte περίκρανον, so bei dem 'Lederkittel' (διφθερίας). Da die Diphthera von den Landleuten auch im gewöhnlichen Leben getragen wurde und da mit einer Art Kapuze (ἐπίκρανον) versehen war[2]), so hat man wahrscheinlich diese unter dem περίκρανον zu verstehen, und die Angabe des Pollux[3]), die 'alte Haushälterin' (γραῦδιον οἰκετικόν) hätte ein περίκρανον aus Schafspelz gehabt, scheint dies zu bestätigen. Aber auch sonst trat zu den Haaren noch irgend ein bezeichnender Kopfschmuck, so das Diadem bei den Königen[4]), die Mitra, ein buntfarbiges Tuch, bei den Hetären[5]). Eine der letzteren hatte das Haar reich mit Gold durchwunden[6]). Nicht minder werden Reisende oder Fremde auf der Bühne ebenso wie auf Vasen- und Wandgemälden durch besondere Kopfbedeckungen charakterisiert worden sein; man denke nur an den Reisehut der Ismene im Sophokleischen Oedipus auf Kolonos[7]).

Der Bart hat wol lediglich zur Bezeichnung des mittleren Greisenalters und der reifen Mannesjahre gedient. Die älteste Greisenmaske der Tragödie (ξυρίας ἀνήρ), sowie die Masken der jungen Männer und Jünglinge sind bei Pollux sämmtlich bartlos. Eine besondere Form war der Spitz- oder Keilbart (σφηνοπώγων).

Der grösseren Anschaulichkeit halber möge eine uns schon bekannte tragische Maske mit allen Zügen, die Pollux angibt, vorgeführt werden.

Der 'krausgelockte junge Mann' (οὖλος) war blond und hatte einen sehr hohen Onkos, an dem die Haare fest anlagen. Seine Augbrauen waren hochgeschwungen, überhaupt war er von gewaltig trotzigem Aussehen[8]). Das Wort βλοσυρός, das hier Pollux anwendet, gebrauchen auch Homer[9]), wie der jüngere Philostrat[10]), um den Gesichtsausdruck von Helden wie Hektor, Aias dem Telamonier, Achilleus zu bezeichnen, ein neuer Beleg für meine Deutung dieser Maske.

Für einige tragische Masken wird übrigens auch noch ausdrücklich eine Rolle bezeugt, bei der sie unter andern zur Verwendung gekommen sind: so Priamos[11]) für die älteste Greisenmaske (ξυρίας ἀνήρ), Antigone oder Elektra[12]) für die 'geschorene

---

[1]) Poll. IV, 138.

[2]) Becker, Charikles, III², 209 f.

[3]) IV, 139.

[4]) Luc. Gall. 26.

[5]) Poll. IV, 154.

[6]) Poll. IV, 153.

[7]) V. 313 f. [8]) Poll. IV, 136.

[9]) Αἴας . . . | μειδιόων βλοσυροῖσι προσώπασι. Il. VII, 211 sq. — Τὼ δέ οἱ (dem Hektor) ὄσσε | λαμπέσθην βλοσυρῇσιν ὑπ' ὀφρύσιν. Il. XV, 607 sq.

[10]) Ἡδὶ δὲ . . . βλοσυρὰ αὐτίκα μάλα διελεγχθήσεται τὴν φύσιν καὶ . . . τὸν Ἀχιλλέα ἐκδείξει. Imag. 1.

[11]) Τὸ τραγικὸν τοῦ Πριάμου πρόσωπον Ξυρίας ἐστίν. Hesych. s. v. πριαμωθήσομαι.

[12]) Ὄλβιος ὡς ἀγαθὴν ἔλαχες στάσιν· ἡ δ' ἐνὶ χερσὶ | κούριμος, ἐκ ποίης ἥδε διδασκαλίης; | εἴτε σοὶ Ἀντιγόνην εἰπεῖν φίλον, οὐκ ἂν ἁμάρτοις, | εἴτε καὶ Ἠλέκτραν, ἀμφότεραι γὰρ ἄκρον. Dioscor. (an den Satyr auf Sophokles' Grab), V. 7 ff.

(d. h. trauernde) Jungfrau' (κούριμος παρθένος), Ino[1]) für die der 'bleichen Frau mit herabwallenden Haaren' (κατάκομος ὠχρά).

Aus der Komödie will ich noch den Parasiten citieren: Gesicht und Haar[2]) ist von dunkler Farbe, die Stirn glatt, die Nase etwas eingebogen, die Augbrauen hoch aufgezogen, aber dünn, die Ohren schlaff. Das ganze Gesicht zeigte den Ausdruck des Wolbehagens[3]).

Bei den Satyrmasken sind zwei Arten zu unterscheiden: die älteren bärtigen und die jungen bartlosen.

Unter den ersteren ist an erster Stelle Papa Silen zu nennen, der, wie Müller[4]) so hübsch sagt, gern mit dem Weinschlauch verbunden, selbst etwas schlauchartiges hat. Aufgestülpte Nase, Glatze, dunkelrothe Gesichtsfarbe und ziegenartige Ohren werden es gewesen sein, was dieser Maske das von Pollux[5]) hervorgehobene ziemlich thierische Aussehen gegeben haben. Die jugendlichen Satyrmasken, die wol analog den Gestalten der neueren attischen Schule den Satyrcharakter in anmuthigerer Weise gezeigt haben, sind jedenfalls erst später, vielleicht erst durch Euripides auf die Bühne gebracht worden.

Ausser diesen Masken, die alle zu dem regelmässigen Theaterapparat gehörten, gab es auch noch sogenannte ἔκκευα πρόσωπα[6]), d. h. Masken, die für ausserordentliche Situationen, ganz absonderlich gestaltete Persönlichkeiten und allegorische Figuren geschaffen worden waren. Dahin gehörten die von Aischylos erfundenen Masken der Erinyen, die von Sophokles zuerst gebrauchten des Thamyris wie des vieläugigen Argos; dahin auch der gehörnte Aktaion. Bei dem letzteren wurde die Verwandlung in einen Hirsch ohne Zweifel durch kleine Hörner an der Maske ebenso angedeutet, wie auf einem Wandgemälde die Metamorphose der Io in eine Kuh[7]); also abermals ein Punkt, in dem Bühne und Kunst desselben Weges gegangen sind. Aber auch die Kentauren, Titanen und andere derartige Gestalten, die Musen, Horen und Nymphen, endlich die Personificationen der Flüsse, Gebirge und Städte, wie die der psychologischen Affecte führt Pollux unter dieser Rubrik an, und die Vasen- und Wandmalerei hat die zuletzt genannten allegorischen Figuren direct der Bühne entlehnt.

Die 'alte' Komödie der Griechen hatte sicherlich auch stehende Masken für ihre Parasiten, Landleute, Sklaven, Boten. Doch reichte sie damit nicht aus, da sie ihrem eigenthümlichen Charakter gemäss nicht nur allerlei phantastische Figuren, sondern auch allgemein bekannte hervorragende Persönlichkeiten, mochten dieselben noch leben oder bereits verstorben sein, auf die Bühne zu bringen unternahm. Für diese wurden natürlich jedesmal besondere Masken angefertigt, für die zuletzt genannten beobachtete man

---

[1]) Εἰσήγαγε δὲ Εὐριπίδης τὴν Ἰνὼ ὠχράν ὑπὸ τῆς κακοπαθείας. Schol. ad Aristoph. Vesp. 1413. — Ἡ δὲ κατάκομος ὠχρὰ μέλαινα τὴν κόμην, βλέμμα λυπηρόν, τὸ δὲ χρῶμα ἐκ τοῦ ὀνόματος. Poll. IV, 140.

[2]) Wieseler, Theatergeb., S. 78a, meint, die Haare des Bühnenparasiten seien grau gewesen, und dies habe in der Lebensweise dieser Menschen ihren Grund gehabt.

[3]) Poll. IV, 148.

[4]) Hdb. d. Arch.[3] § 386, 2.

[5]) IV, 142.

[6]) Poll. IV, 141 sq.

[7]) Helbig, Wandgemälde, S. 38, No. 131. — Vgl. Hesych. s. v. στολοκρατές· τὸ τῆς Ἰοῦς μέτωπον, διὰ τὰ κέρατα.

dabei Porträtähnlichkeit[1]), die häufig, aber gewiss nicht immer in Caricatur ausartete[2]). Nach Perikles Tod (Ol. 87, 4 = 429) brachte Eupolis in seiner Komödie 'Demon' Solon, Miltiades, Aristides und Perikles auf die Bühne, Aristophanes hat das gleiche mit Sokrates, Euripides u. a. gethan. Bekannt ist die Anekdote[3]), Sokrates habe selbst der Vorstellung der Wolken, worin er dem Publikum vorgeführt wurde, beigewohnt, und sich auch noch erhoben, um den anwesenden Fremden die Vergleichung mit dem Original möglichst bequem zu machen.

Mit den phantastischen Figuren nahm es die antike Regie sehr leicht. Der Wiedehopf, die Nachtigall und alle die andern Vogelgestalten traten in der nach ihnen benannten Komödie des Aristophanes einfach in Menschengestalt auf und bekundeten nur durch weit aufgesperrte Schnäbel[4]), wie durch gewaltige Federbüsche[5]) ihre Vogelnatur. Das Fehlen der Federn erklärt der Wiedehopf damit, dass sämmtliche Vögel gerade in der Mause begriffen seien[6]).

Aber nicht bloss alle auf der Bühne beschäftigten waren, gleichviel ob sie Hauptrollen spielten oder nur als Statisten[7]) auftraten, mit Masken versehen, auch für den Chor waren sie jedenfalls dann nothwendig, wenn er Greise oder Frauen repräsentierte. Vermuthlich wird er sie jedoch, schon um sich den Schauspielern mehr anzupassen, immer getragen haben; für den satyrischen Chor darf man dies, auf Pollux und die Kunstdenkmäler gestützt, ohne weiteres als ausgemacht annehmen. Für seinen Eumenidenchor hatte Aischylos eigene Masken mit Schlangen in den Haaren erfunden[8]); und der Wolkenchor des Aristophanes trug angeblich grotesk gestaltete Masken mit grossen Nasen[9]).

Die tragischen Masken[10]) der römischen Bühne schlossen sich, wie man aus den spärlichen Angaben der Schriftsteller vermuthen darf, den griechischen Mustern an. Als der Kaiser Nero Tragödienscenen vorführte, gebrauchte er dabei Masken, die, wenn er einen Gott oder Heros spielte, des Kaisers eigene Züge, wenn er aber eine Göttin oder Heroine vorführte, die Züge der Frauen trugen, die er gerade liebte[11]).

Auch die komischen Masken entsprachen nach dem von Quintilian[12]) und Donat[13]) gegebenen Verzeichniss sozusagen wörtlich den Masken der neuen griechischen Komödie[14]).

---

[1]) Meineke, Frgm. Com. Graec. I, 126 sq.

[2]) Poll. IV, 143.

[3]) Aelian. var. hist. II, 13.

[4]) V. 99. [5]) V. 94. [6]) V. 103.

[7]) Ὁ δὲ (Ἀριδαῖος) ὥσπερ ἐπὶ σκηνῆς δορυφόρημα κωφὸν ἦν ὄνομα βασιλέως. Plut. Mor. 791d Wyttenb. — Ὥσπερ κωμικὸν δορυφόρημα κεχηνώς. Luc. de hist. conscr. 4.

[8]) Vit. Aeschyli.

[9]) Schol. ad Aristoph. Nub. 343.

[10]) Auch bei ihnen wird des Onkos Erwähnung gethan: Gibberum pro extanti et eminenti. Varro Eumenidibus: item tragici prodeunt cum capite libero, cum antiqua lege ad frontem superficies accedebat. Non. p. 452, 2 sqq.

[11]) Suet. Ner. 21. [12]) Inst. orat. XI, 3, 74. 178.

[13]) Ad Terent. Hautont. Prol. 37 und Praef. in Terent. Andr.

[14]) Es möge hier eine Zusammenstellung folgen:

Quintilian:	Donat:	Pollux:
servi (callidi servi)	callidi servi	τὰ δούλων πρόσωπα κωμικά
lenones	leno periurus	πορνοβοσκός

Die des Pantomimus, welche im allgemeinen dieselben Personen vorstellten, wie die tragischen, waren nach Lucian[1]) besonders massvoll und schön, der Mund, da es nichts zu sprechen und zu singen gab, geschlossen. — Die Atellana gefiel sich in grotesk-komischer Ausführung; Details finden wir hierüber bei den Schriftstellern ebensowenig, als uns verlässige Kunstdenkmäler unterstützen.

Der Mimus schloss zwar, wie schon erwähnt, die Masken aus, gleichwol half man auch hier manchfach in künstlicher Weise nach. Unter den Rollen zweiten Ranges[2]) war namentlich die des stupidus, des Dummkopfes, von Bedeutung: er trat mit glattgeschorenem Kopfe auf und mit Pausbacken, auf denen die häufig genug applicierten Schläge zum grossen Ergötzen des Publikums gehörig klatschten[3]). Und wenn uns Seneca[4]) erzählt, im Mimus wären reiche in vollem Laufe über die Bühne gerannt den Kopf in den Mantel gehüllt, während zu beiden Seiten die Ohren hervorstanden, so werden diese, um möglichst lang zu sein, ohne Zweifel auch künstlicher Natur gewesen sein. Der genannte stupidus entspricht übrigens, nebenbei bemerkt, dem modernen Hanswurst nicht nur im Charakter, sondern auch im Kostüm, insofern er mit einer bunten Jacke[5]) bekleidet war. Vermuthlich trug er auch die Harlekinsmütze, den sog. tutulus[6]), und handhabte das Pritschholz[7]). Ueber die Charakterisierung einer andern stehenden

Quintilian:	Donat:	Pollux:
parasiti	parasiti edaces	κόλαξ, παράσιτος
rustici		ἄγροικος
milites	miles praeliator	ἐπίσειστος, ἐπίσειστος δεύτερος
meretriculae	meretrices procaces	ἑταιρικὸν τέλειον, ἑταιρίδιον ὡραῖον, διάχρυσος ἑταίρα, διάμιτρος ἑταίρα
ancillae	astutae ancillae	ἄβρα περίκουρος, θεραπαινίδιον παράψηστον
senes austeri (acres senes)	severi senes	πάππος δεύτερος
senes mites		πάππος πρῶτος
iuvenes severi	adolescentuli liberales	πάγχρηστος νεανίσκος, μέλας νεανίσκος, οὖλος νεανίσκος
iuvenes luxuriosi		ἁπαλὸς (νεανίσκος)
matronae	uxor inhibens, mater indulgens	λεκτική (?), οὔλη (?)
graves anus		γράδιον ἰσχνόν, γραῦς παχεῖα, γράδιον οἰκουρόν
pater cuius praecipuae partes sunt		πρεσβύτης ἡγεμών.

[1]) De salt. 29.

[2]) Hor. Epist. I, 18, 10 sqq. Suet. Cal. 57

[3]) Arnob. adv. gent. VII, 33. — Vgl. Teuffel, Gesch. d. röm. Litt.[4], S. 11 und Friedländer, Sittengesch. Roms, II[3], 264 f. [4]) Epist. 114, 6.

[5]) Quid enim si choragium thymelicum possiderem, num ex eo argumentarere etiam uti me consuesse . . . mimi centunculo? Apul. apol. 13.

[6]) Vgl. Wieseler, Theatergeb. 93a, Taf. XII; 13.

[7]) Vgl. Wieseler, a. a. O. 97a, Taf. XI, 42. Freilich beweist hier die Abbildung insofern weniger, als die beiden mit dem Pritschholz versehenen Tänzer unbekleidet sind. Dagegen erscheint nach meiner Ansicht das Kostüm eines stupidus in wünschenswerther Vollständigkeit auf einem Cornetanischen Grabgemälde (tomba Baietti). E. Brizio (Tombe dipinte di Corneto, Roma 1874, p. 6) äussert sich darüber folgendermassen: Ma la figura più interessante è quella ch'io credo d'un istrione, rappresentato nella mossa di danza . . . Porta in capo un lungo beretto fatto a cono, diviso in tante striscie verticali e con la punta ornata d'un fiocchetto. Veste una giubba corta, stretta, scompartita a molti quadretti che in natura doveano essere di molti colori, ma che il pittore si contentò d' indicare solamente con

Figur des Mimus, die ebenfalls zu den untergeordneten Partien gehört, über den zelotypus, den eifersüchtigen Ehemann[1]), erfahren wir nichts näheres.

Aus dem bisher erörterten lässt sich zur Genüge entnehmen, wie grosse Sorgfalt die antike Bühne auf die Charakteristik ihrer Masken verwendet hat. Sollen wir nun demungeachtet annehmen, dass dieselben sammt und sonders den Eindruck fratzenhafter Zerrbilder gemacht haben? Allerdings ergehen dem späten Alterthum angehörige Schriftsteller, an ihrer Spitze Lucian[2]), sich weidlich in Spöttereien namentlich über die tragische Maske, deren Mundöffnung so weit sei, als sollte durch sie der Schauspieler die Zuschauer verschlingen; und ganz ergötzlich ist auch das von dem älteren Philostrat[3]) nacherzählte Geschichtchen, die Einwohner einer kleinen spanischen Stadt hätten sich vor der Maske eines bei ihnen gastierenden Tragöden förmlich gefürchtet, ja als er zu sprechen angefangen, wären sie auf und davon gelaufen. Allein abgesehen davon, was hiebei mit Absicht übertrieben wird, ist zu bedenken, dass jener Zeit das Verständniss für die ursprüngliche Bedeutung der Masken gänzlich abhanden gekommen war und man daher nur consequent verfuhr, wenn man auf dem Theater die Maske überhaupt fallen liess. Donat wenigstens, der um die Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. lebte, erzählt, damals habe man die Andria des Terenz ohne Masken aufgeführt, und die weiblichen Rollen seien nicht mehr wie früher von maskierten Männern, sondern von Frauenzimmern gespielt worden.

Aber auch die oft geradezu unschöne Darstellung von Masken auf Kunstdenkmälern lässt die oben aufgeworfene Frage noch nicht bejahen. Es ist vielmehr dagegen nicht nur die häufig auf den ersten Blick erkennbare Ungeschicklichkeit des Künstlers geltend zu machen, sondern auch der schon besprochene Umstand, dass die Kunst sich nicht immer streng an die Praxis der Bühne anschloss. Uebrigens finden sich auf der anderen Seite auch Bilder von Masken mit ebenso edlen als ausdrucksvollen Zügen[4]). Solche aber, das glaube ich behaupten zu dürfen, waren, vorausgesetzt, dass sie dadurch auch dem dargestellten Charakter entsprachen, auf der antiken Bühne die Regel, und ich möchte dies namentlich in Bezug auf die tragischen Masken ausgesprochen haben. Wenn in den Provinzen herumziehende Schauspieler weniger schön gemalte Masken trugen, so macht man auch heutzutage noch die analoge Wahrnehmung an dem Kostüm der Wandertruppen. Auf der anderen Seite darf man auch nicht ausser Acht lassen, dass man es bei den Masken mit einer Art Decorationsmalerei zu thun hatte, und dass ihre Wirkung schon wegen der enormen Grösse der Theater, in denen sie gebraucht wurden, mehr auf die Ferne berechnet war. Im allgemeinen aber ist es mir undenkbar, dass die Athener, deren feiner Kunstsinn die einfachsten Geräthe mit unnachahmlicher Eleganz behandelte, die bei den glänzendsten ihrer Feste, in den herrlichsten ihrer poetischen Schöpfungen gebrauchten Masken nicht auch allmählich, besonders unter Sophokles' und

---

due. Al di sotto della giubba gli esce una specie di tunica che le avvolge le natiche, e cammina come danzasse, agitando le braccia. Die Verbindung der Mimen mit Leichenfeierlichkeiten ist bekannt; vgl. u. a. Suet. Vesp. 19.

[1]) Iuven. VIII, 196 sq.

[2]) De salt. 27.

[3]) Vit. Apoll. Tyan. V, 9 p. 89 Kays.

[4]) Vgl. z. B. Helbig, Wandgemälde, S. 349, No. 1464 (Wieseler, Theatergeb., Taf. XI, 5).

Euripides' Einfluss, zu kleinen Kunstwerken gestalteten[1]), deren nicht unbedeutende Rückwirkung auf die bildende Kunst ebenfalls nur so zu erklären ist. Und ähnlich hielt es gewiss auch die römische Bühne.

Wie wäre sonst zu begreifen, hochansehnliche Versammlung, dass der berühmte Tragöde Aesop immer erst dann eine Maske anlegte, wenn er sie lange vor sich aufgestellt und studiert hatte, wie er Geberdenspiel und Stimme mit den von ihr dargestellten Zügen in Einklang zu bringen vermöchte?[2]). Wie wäre sonst zu begreifen, was von dem römischen Komiker M. Ofilius Hilarus erzählt wird? Dieser hatte an seinem Geburtstage dem Volke ganz besonders wol gefallen und veranstaltete nun frohen Herzens für seine Freunde ein festliches Mahl; während desselben aber nahm er den durch sein treffliches Spiel errungenen Kranz von seinem Haupte und setzte ihn der von ihm getragenen Maske auf. In deren Anblick versunken starb er, ohne dass es die Tischgenossen bemerkten, eines seligen Todes.

Jülg: Wünscht jemand eine Discussion an diesen Vortrag anzuknüpfen? — Wenn das nicht der Fall ist, glaube ich im Namen der Versammlung zu sprechen, wenn ich dem Herrn Vorredner unsern Dank ausdrücke. (Beifall). —

Wir kommen nun zur Bildung der Sectionen. Die Locale für die einzelnen Sectionen befinden sich mit Ausnahme der pädagogischen im ersten Stockwerk des Universitätsgebäudes, das für die archäologische Section im zweiten Stockwerk. Es sind die Aufschriften für die einzelnen Sectionen an den Thüren angeklebt. Die pädagogische Section dagegen, weil voraussichtlich dort die grössere Anzahl der Versammlung sein wird, wurde in den grössern theologischen Hörsaal verlegt, das ist im Bibliotheksgebäude zu ebener Erde, links von der Jesuitenkirche, unmittelbar anstossend an die Universität.

Es ist bezüglich der Berathung in den Sectionen noch ein Antrag eingegangen, der folgendermassen lautet: „Es wird der Wunsch geäussert, dass die orientalische und sprachvergleichende Section ihre erste constituirende Sitzung zusammen halten, und zwar in der für die orientalische Section bestimmten Localität", unterzeichnet von den Herren Roth, Budenz, Delbrück, Schiefner. Ich werde die Ehre haben, die Herren in diese Section zu begleiten. Die Präsidenten für die archäologische und für die deutsch-romanische Section sind ernannt und werden die geehrten Herren einführen. Für die mathematische Section, wenn sich so viele Theilnehmer gemeldet haben, wird Herr Prof. Dr. Otto Stolz von hier bereit sein, dieselben einzuführen. Für die Section der modernen Sprachen hat Herr Director Immanuel Schmidt aus Falkenberg in der Mark sich bereit erklärt, die Einführung zu übernehmen.

Dann wäre noch zu erwähnen, dass von der Sammlung des Herrn J. E. du Bois in Hannover römische Krieger mit Erläuterungen zu sehen sind, indem von Herrn Director Müller aus Ploen eine Ausstellung veranstaltet worden ist, und zwar befindet sie sich im Gymnasium, 2. Stockwerk, im Conferenzzimmer. — Für morgen erlaube ich mir als Tagesordnung für die allgemeine Sitzung in Vorschlag zu bringen: Vorträge

---

[1]) Fronto de orat. ed. Med. II, p. 253.

[2]) Plin. n. hist. VII, 53.

zunächst von Herrn Professor Dr. Brunn aus München: Der Kopf der Demeter von Knidos oder das Ideal der Demeter; dann von Herrn Professor Dr. Riese aus Frankfurt a. M.: Die Beurtheilung der Germanen durch die alten Römer; dann drittens von Herrn Director Schiller aus Constanz: Darstellung des Standes und der Aufgabe der Geschichte der römischen Kaiserzeit; und endlich von Herrn Hofrath Professor Dr. Köchly aus Heidelberg: Zu Aeschylos' Persern; und wenn noch die Zeit ausreicht, möchte ich dann vorschlagen, dass Herr Professor Dr. Linker aus Prag seinen Vortrag halte: Zur Kritik des Horatius.

Ich knüpfe hiebei die Bitte an die einzelnen Herren, damit wir unsere Vorträge so rasch als möglich und abwechselnd gestalten, dahin zu trachten, dass das Maximum des Vortrages ½ Stunde nicht überschreite. Dann ist es möglich, dass morgen sämmtliche Vorträge vorgenommen werden.

Biehl: Wir müssen die Herren dringend ersuchen, die Karten für das Festmal einzulösen. Denn es ist begreiflich, dass man die Anzahl kennen muss, um sich darnach zu richten. Gelegenheit hiezu ist im Musikvereinssaale von 3—5 Uhr und besonders Abends in den Redoutensälen in der Nähe der Musik. Dabei können wir nicht unterdrücken, dass wir ein naheliegendes, wol begreifliches, einschneidendes Interesse haben, dass die Theilnahme am Festbankette eine recht zahlreiche sei. Billete für die Fahrt nach Bozen werden im Empfangsbureau ausgegeben.

(Schluss der ersten allgemeinen Sitzung 12½ Uhr).

Zweite allgemeine Sitzung.

Dienstag den 29. September 1874. Beginn der Sitzung 10 Uhr Vormittags.

Präsident Prof. Dr. Jülg:

Meine Herren! Bevor wir zur Tagesordnung übergehen, ist noch zu erledigen der Gegenstand betreffs der Wahl des nächsten Versammlungsortes. Nach herkömmlichem Gebrauche wird die nächstjährige Versammlung wieder im Norden sein; unter den Städten, die in Betracht kommen konnten, hat den ersten Rang Rostock. Die Versammlung hat noch nie in Mecklenburg getagt; die Regierung ist uns in freundlichster Weise entgegengekommen; die Lage der Stadt und die verfügbaren Localitäten lassen einen entsprechenden Empfang erwarten. Ich frage nun die Versammlung, ob sie mit unserem Vorschlage, Rostock zum Sitze der nächsten Philologen-Versammlung zu wählen, einverstanden ist. Wenn kein Widerspruch erfolgt, wäre Rostock angenommen.

In diesem Falle hätten wir weiter den Vorschlag zu machen, als Präsidenten zu bestimmen den Herrn Prof. Dr. Fritzsche in Rostock und als Vicepräsidenten den Herrn Gymnasialdirector Krause. Sind die Herren mit diesem Vorschlage einverstanden? Wenn kein Widerspruch erfolgt, ist er als angenommen zu betrachten. So haben wir

uns also im nächsten Jahre wieder zu finden und hoffentlich zahlreich an den äussersten Grenzmarken unseres grossen Vaterlandes im Norden; wir können auf diese Weise den Collegen von der Ost- und Nordsee, welche wegen der grossen Entfernung die Reise hieher nicht unternehmen konnten, Gelegenheit bieten dort zu erscheinen.

Ich habe ferner einige geschäftliche Mittheilungen zu machen. Es sind inzwischen noch einige Schriften eingegangen. Zunächst hat Herr Prof. Bursian die Güte gehabt, eine Anzahl von Exemplaren des „Jahresberichtes über die Fortschritte der classischen Alterthumswissenschaft" Jahrgang 1873, I. Heft, uns zur Verfügung zu stellen; sie sind auf dem Tische des Empfangs-Bureau niedergelegt und theilweise schon von dort verschwunden.

Ferner hat Herr Prof. Dr. Lechner aus Ansbach zur Verfügung gestellt eine Anzahl von Exemplaren seiner Festschrift: Commentatio de Euripide rhetorum discipulo (Onoldi 1874).

Dann ist eine bedeutende Anzahl von Exemplaren des Lections-Katalogs der Akademie für moderne Philologie in Berlin, Winter-Semester 1874/75, zur Mittheilung bestimmt.

Ferner hat Herr Dr. Julius Jung aus Innsbruck die Güte gehabt eine kleine Schrift: „Zur Geschichte der Gegenreformation in Tirol" der Versammlung zu widmen. Er war nicht in der Lage Exemplare zur Verfügung zu stellen, hat sich aber die Ehre erbeten, das Werklein der Versammlung widmen zu dürfen.

Weiter wäre zu erwähnen, dass Herr D. Monro aus Oxford eine Photographie des Codex Venetus A und B der Ilias aus der Marciana in Venedig zur Ansicht ausgestellt hat; sie ist zu sehen von 1—5 Uhr im Conferenz-Zimmer des Gymnasiums, wo auch die Autographensammlung des Hrn. Prof. Dr. Halm aufgestellt ist; diese letztere, die gestern in Folge eines Missverständnisses nicht zugänglich war, bitte ich heute zu besichtigen und zwar gleich nach Schluss der allgemeinen Sitzung unter der kundigen Führung des hochgeehrten Ausstellers selbst, dem wir dafür zu grossem Danke verpflichtet sind.

Endlich hätte ich noch zu erwähnen, dass ein Herr ein Retourbillet irrthümlicher Weise am Sonntage abgegeben hat. Wer es vermisst, möge es von mir in Empfang nehmen.

Wir können nun zur Tagesordnung übergehen und ich ersuche Hrn. Prof. Dr Brunn aus München seinen Vortrag: „Der Kopf der Demeter von Knidos oder das Ideal der Demeter" zu beginnen.

Prof. Dr. Brunn:

Die Demeter von Knidos.

„In Schönheit der Form steht die Kunst der Hellenen unerreicht da; in Tiefe des Ausdrucks wird sie von der christlichen Kunst übertroffen". Diesen Satz, der noch heute eine fast dogmatische Geltung für sich in Anspruch nimmt, möchte ich Ihrer Prüfung anheimgeben, indem ich es unternehme, Ihnen den Kopf einer griechischen Göttin vorzuführen, dessen schlichte Anspruchslosigkeit von vorn herein die Gewähr bietet, dass es dem Künstler keineswegs um die Entfaltung glänzender rein formaler Schönheit zu

thun war. Derselbe nimmt unter den vielen werthvollen Bereicherungen, welche das britische Museum dem einsichtsvollen Eifer Ch. Newtons verdankt, eine hervorragende Stellung ein. Am Ende der fünfziger Jahre, als durch ihn die Reste des Mausoleums ans Licht gezogen wurden, untersuchte er auch in Knidos an der südwestlichen Spitze Kleinasiens, der Stadt, welche sich des Besitzes eines der gefeiertsten Kunstwerke des Alterthums, der Aphrodite des Praxiteles, rühmte, eine schmale, unter einer steilen Felswand hinlaufende Terrasse und fand daselbst unter andern Sculpturen die Statue einer sitzenden Frauengestalt aus schieferigem Marmor, der leider an vielen Stellen durch den Einfluss der Zeit stark gelitten hat. Doch ist namentlich am oberen Theile der Mantel vortrefflich erhalten, der in den reichsten und feinsten Falten, aber im ungesuchtesten, scheinbar nachlässigen Wurfe den Körper vollständig einhüllt. Arme und Kopf fehlten; letzterer aber fand sich abgesondert vom Körper, aus tadellosem parischem Marmor gearbeitet und genau auf die Schultern der Statue passend. Die Spuren der Zusammenfügung waren im Alterthum offenbar durch den jetzt verschwundenen Farbenschmuck dem Auge des Beschauers entzogen. Inschriften lehrten, dass der Ort der Demeter, Persephone und dem Pluton Epimachos geweiht war, und so nahm der Entdecker keinen Anstand, in der Statue die erste dieser Gottheiten, Demeter selbst, zu erkennen. Wir werden uns von der Richtigkeit dieser Benennung zunächst durch einen kurzen Blick auf die Natur und das Wesen der Göttin überzeugen.

Demeter ist ihrem Namen nach nichts anderes als die Mutter Erde und also ursprünglich von Gaea kaum unterschieden. Erst im Laufe der Zeit und durch die Entwickelung der Culte an verschiedenen Orten trennen sich die beiden Göttinnen in der Richtung, dass Gaea mehr die Materie des Erdkörpers bezeichnet, Demeter dagegen mehr als die Erzeugerin und Ernährerin dessen, was auf der Erde wächst, hervortritt. So wird sie Göttin des Ackerbaues und damit Göttin der gesetzlichen Ordnungen, welche mit dem Fortschreiten der Cultur vom Nomadenleben zum Ackerbau nothwendig verbunden sind. Ihre Tochter Persephone ist zunächst nichts als die Frucht des Feldes. Das Saatkorn muss dem Schoosse der Erde anvertraut werden, muss selbst vergehen, dem Tode geweiht werden, damit aus ihm die neue Frucht, ein neues Leben entstehe. Dieser Naturprocess ist es, der in der Sage vom Raube der Persephone seine poetische Gestaltung erhalten hat. Persephone wird von blumiger Wiese aus der Mitte ihrer Gespielinnen von Pluton, dem Todesgotte, aber auch dem Gotte der fruchtbaren Erdtiefe, entführt. Demeter hört den Schrei der Tochter; in verzweiflungsvollem Schmerze einer Mutter, der man ihr einziges Kind geraubt, eilt sie in fliegender Hast über Land und Meer, sie zu suchen, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen; aber lange vergeblich, bis sie von Helios, dem allsehenden, den Zusammenhang der Thatsachen erfährt. In Zorn und Verzweiflung zieht sie sich von der Welt zurück, die Fruchtbarkeit der Erde vergeht und Zeus, der oberste Lenker der Welt, ist gezwungen, an ihre Versöhnung zu denken. Es wird ein Vertrag mit dem Räuber der Tochter geschlossen: mit jedem Frühjahr steigt diese aus der Tiefe hervor und lebt bei der Mutter, und mit jedem Herbste steigt sie wieder herab: ein Bild des im Wechsel der Jahreszeiten entstehenden und verschwindenden vegetativen Lebens der Erde, aber zugleich auch ein Bild der Metamorphose des zwischen Tod und Leben schwankenden irdischen Daseins überhaupt. So vertieft sich der Mythus und erfüllt sich plötzlich mit einem rein ethischen, religiösen Gehalt. Wie

weit sich hieraus ein Glaube an ein Fortleben nach dem Tode, an eine Wiederauferstehung, eine eigentliche Unsterblichkeitslehre entwickelt habe, das im Einzelnen darzulegen sind wir freilich nicht im Stande; es bildet das den Inhalt der durch das ganze Alterthum hindurch mit einer bewunderungswerthen Strenge als Geheimniss gewahrten Mysterien von Eleusis.

„Demeter, die du auferzogest meinen Geist,
Gieb dass ich würdig deiner heil'gen Weihen sei":

betet Aeschylus. Sophokles aber singt:

„Wie dreimal selig die
Der Menschen, die, nachdem sie diese Weih'n geschaut,
Zum Hades gehn; denn diesen ist allein verliehn
Zu leben und den andern nichts als Elend dort".

Solche Worte lassen uns die tiefe Bedeutung der Mysterien ahnen, die in der That den Kern der ethischen Religion in der Blüthezeit des Hellenenthums bilden, so dass ihnen gegenüber der naive Götterglaube, wie ihn die Poesie Homers gestaltet, gänzlich in den Hintergrund tritt.

Je offenbarer hier die alte Naturreligion eine rein ethische Umbildung erfahren hat, um so lehrreicher muss es sein zu erforschen, ob und wie weit es dem Künstler gelungen ist, die Göttin nach dem ganzen Umfange ihres Wesens dem gläubigen Griechen in sichtbarer Gestalt vor Augen zu stellen. In der einzelnen Cultusstatue und noch mehr in dem einzelnen Götterkopfe fehlt jede Beziehung auf eine bestimmte Handlung, die zu äusserlicher Verdeutlichung dienen könnte. Höchstens ein Attribut, ein Schmuck bietet eine Ergänzung dessen, was sich in den Formen selbst aussprechen muss. Wird sich aber der Künstler begnügen können, wie ein alter Rhetor meint, sich den Zeus vorzustellen „mit dem Himmel, den Jahreszeiten und den Gestirnen"? Das ist ein viel zu weites und unbestimmtes Bild; der Künstler braucht eine einfache fassbare Idee; und er findet sie, indem er uns den Zeus darstellt als König und Vater: wie der Vater das Haupt der Familie, der König das Haupt und der Vater seines Volkes, so ist Zeus der König und Vater der Götter und der Menschen. In ihm vereinigt sich die Kraft und Autorität des Herrschers mit der Gewährung verheissenden Milde des Vaters. Im Gegensatz zu ihm ist Pluton-Serapis zwar auch Herrscher, aber Herrscher nach unerbittlichem Gesetz, nach unabänderlicher Nothwendigkeit, welche keine Milde kennt, nichts zu gewähren, sondern nur zu versagen vermag. Dem Zeus zur Seite steht Hera als Königin und Gattin. Sie hat Theil an der Hoheit des Gemahls, aber als Gattin wahrt sie mit Eifersucht ihren Antheil an der Herrschaft: auch im Olymp fehlt es nicht an häuslichen Scenen. Dagegen tritt bei ihr der Begriff der Mutter, der ihr nach ihrer ursprünglichen Bedeutung nicht fremd ist, völlig in den Hintergrund. Gerade umgekehrt ist aus dem Bilde der Demeter der Begriff der Gattin völlig verschwunden. Ursprünglich hat sie allerdings im Verhältniss zu Zeus eine ähnliche Stellung wie Hera: die im Schoosse der Erde ruhende Fruchtbarkeit wird ins Leben gerufen durch den Einfluss des Himmels in den Jahreszeiten: Zeus wird der Vater der Persephone. Aber dieses entferntere physische Verhältniss wird völlig verdunkelt durch das weit nähere der mütterlichen Erde zu der ihr entspriessenden Frucht, durch das Verhältniss der Mutter zur Tochter. Die Idee der

Mutter ist es, welche die ganze Mythologie der Demeter beherrscht, der Mutter die ohne Gatten nur für ihr Kind lebt, die ihr Kind dahin geben muss und von Sehnsucht nach ihm erfüllt bleibt, von einer Sehnsucht, die auch durch zeitweiliges Wiedersehen nicht gestillt, nicht vertilgt werden kann. Wenn demnach ein Bild der Demeter nicht wohl gedacht werden kann, ohne dass in ihm die Idee der Mutter ihren klaren und sprechenden Ausdruck fände, so wird auch eine oberflächliche Betrachtung des Kopfes von Knidos genügen, um in Ihnen das Gefühl, die Empfindung zu erwecken, dass hier das Problem in glücklichster Weise gelöst ist. Der Künstler schuf einen nicht mehr jugendlichen, aber auch vom Alter noch nicht berührten Frauenkopf, ohne äusseren Schmuck; denn auch ihr Schleier ist nicht eigentlich ein Schmuck: einen Wittwenschleier möchte ich ihn nennen. In den Zügen des Antlitzes aber mischt sich mit einer unaussprechlichen Weichheit und liebevollen Milde der Ausdruck eines durch die Zeit zwar gemilderten, aber nicht vertilgten Schmerzes, einer sehnsuchtsvollen Wehmuth.

Sind wir sofort über den allgemeinen Eindruck im Klaren, so ist doch damit die Frage noch keineswegs beantwortet, wodurch dieser Eindruck begründet ist, durch welche Mittel ihn der Künstler erzielt hat. Diesen Nachweis an einem Kopfe zu liefern, dessen weicher und milder Ausdruck sich in zarten, wenig bewegten Formen ausspricht, hat freilich seine besonderen Schwierigkeiten. Es wird daher gestattet sein, sich diesem Ziele nicht auf dem geradesten, sondern auf einem Umwege zu nähern, nämlich durch die Vergleichung eines anderen Kopfes, der dem Gegenstande und der künstlerischen Behandlung nach weit abliegt, an dem wir aber bei genauerer Betrachtung eine Reihe gemeinsamer Züge erkennen werden, nur dass, was an der Demeter wie in leisen Schwingungen zart angedeutet ist, hier wie im wilden Sturme der Leidenschaft einen energischen und fast übertriebenen, aber eben darum desto leichter fassbaren Ausdruck gefunden hat.

Der Kopf, den Sie hier sehen, gehört der fragmentirten Statue eines Triton im vaticanischen Museum an (Visconti Mus. Pio-Cl. I, 34), eines jener vielgestaltigen Wesen, mit denen die Phantasie der griechischen Künstler das Element des Meeres in ähnlicher Weise wie den Wald und die Flur mit Kentauren, Satyrn und Nymphen belebt hat. Diese Wesen leben nicht nur in diesem Element, sondern sie sind das Element in menschlicher Gestalt, das Bild des Geistes, der in diesem Elemente waltet, oder vielleicht richtiger das Bild der Natur, wie es sich in unserem Geiste spiegelt, das zur Person gewordene landschaftliche Bild. Vor uns ausgebreitet, im Sonnenlicht erglänzend liegt die weite Fläche des Meeres; ein leiser Lufthauch berührt es und kräuselt leicht seine Oberfläche; der Wind weht stärker und es heben sich die Wellen, der Sturm bricht los und das wild erregte Element stürzt sich auf die Veste der Erde, als wolle es dieselbe in den Abgrund stürzen und verschlingen. Nie aber, auch wenn der Sturm sich legt, gelangt es zu vollständiger dauernder Ruhe. Dieser Charakter leichter Erregbarkeit tritt überall hervor, wo dem feuchten Element von Poesie oder Kunst Persönlichkeit geliehen wird. An ihr Element gebannt streben diese Gestalten stets nach Vereinigung mit den Geschöpfen der Erde. Bald mit wehmüthiger Klage, bald mit wilder Gewalt suchen sie dieselben zu locken, zu bezwingen, und doch wird ihre Sehnsucht nie auf die Dauer gestillt. Bei dem alten Okeanos zwar, der in ruhigem Sonnenschein aus der Tiefe des Meeres auftaucht (vgl. Visconti Mus. Pio-Cl. VI, 5), hat das Alter die Leidenschaften gemildert und nur eine leise Sehnsucht spricht noch aus seinen Mienen. Der feurige

Jüngling dagegen, wie wir ihn in dem vaticanischen Triton erblicken, ist durchglüht von Leidenschaft: mit stürmischer Gewalt sucht er den Gegenstand derselben zu erringen; aber selbst wenn er das eine Ziel erreicht, würde doch sein Sehnen nicht auf die Dauer gestillt sein. Eben dieses ungestillte Sehnen ist der Grundton, in dem sich das Wesen der Demeter und das des Triton begegnen; und wenn es nun an dem letzteren in der höchsten Steigerung, die überhaupt möglich ist, fast gewaltsam hervorbricht, so müssen eben darum die künstlerischen Formen, in denen es zur Darstellung gelangt, an dem Kopfe des Triton in augenfälligerer Weise hervortreten, als an dem der Demeter.

Der Sitz des Ausdrucks, der Spiegel der Seele, ist das Auge. Wo aber auf das Auge ein starker Affect dauernd wirkt, da schwindet das Volumen des Fettpolsters, in welches das Auge gebettet ist; es schwindet besonders unter dem äusseren Augenwinkel, so dass namentlich hier das Auge eingefallen erscheinen muss. Wo ferner unser Gemüth von einer lebhaften Sehnsucht erfasst wird, da richtet sich unser Blick von den Dingen der sichtbaren nahen Umgebung weg nach oben und in die Ferne. Der Gegenstand unserer Sehnsucht, höher als das, was wir besitzen aber für unsere Hoffnung noch erreichbar, bannt den Blick gleichsam zwischen Himmel und Erde. Plastisch darstellbar ist aber ein solcher Blick nur, indem der Augapfel in seiner verticalen Axe nicht etwa wie bei dem Gewährung zunickenden Auge des Zeus nach vorwärts, sondern etwas nach rückwärts geneigt ist, während gleichzeitig die Seh-Axen der beiden Augen leise nach innen gewendet convergiren und ihr Blick sich in einem nicht zu nahe gelegenen Punkte begegnet und schneidet. Natürlich wird von diesen Affecten die nächste Umgebung des Auges in unmittelbarste Mitleidenschaft gezogen. Dem Aufschlagen des Augenliedes folgt das Aufziehen der Augenbrauen durch die Contraction des Stirnmuskels, die hier um so stärker hervortritt, je mehr durch die leidenschaftliche Aufregung die Muskelthätigkeit überhaupt gesteigert wird. Hiedurch gewinnt der Blick erst seine Tiefe und zugleich durch die am Ansatz der Augenbrauen scharf gebrochenen Winkel der Stirnhaut seine bestimmt ausgesprochene Richtung, so dass wohl kaum ein anderer Kopf existirt, an dem ein tief innerliches, leidenschaftliches Pathos in so scharfen Formen ausgeprägt wäre. Alle diese Empfindungen aber müssen ihren nothwendigen Reflex da finden, wo die eigentlich physische Lebensthätigkeit sich äussert, wo der das Leben in Bewegung erhaltende Athem ein- und ausströmt, am Munde. Jenes Sehnen erzeugt ein Gefühl von Beklemmung, und so öffnet sich der Mund mehr als gewöhnlich; und wie oben an der Stirn alles scharf zusammen- und emporgezogen ist, so erscheint auch der Mund schmal, die Oberlippe spitz und stark gehoben, während sich die Mundwinkel schmerzhaft herabsenken: man möchte glauben, zwischen den geöffneten Lippen ein leises, gepresstes Stöhnen hervordringen zu hören. In Folge dessen aber hebt sich das Kinn und wirft den ganzen Kopf etwas auf den Nacken zurück und leise zur Seite, so dass in den Halsmuskeln eine starke Spannung erscheint.

Ich gehe nicht weiter auf einzelne Formen ein. Das wildbewegte, von Feuchtigkeit schwere Haar gehört dem Element, in welchem der Triton sich bewegt. In den Satyr-Ohren aber spricht sich der Zusammenhang mit der Thierwelt aus, auf dem es beruht, dass die ganze Leidenschaft nicht einen geistig idealen, sondern einen überwiegend sinnlichen Charakter trägt. Haar und Ohren können also nicht in Betracht kommen, wo es sich um Vergleichungspunkte mit der Demeter handelt, während in ihnen gerade der

Gegensatz gipfelt, der ja natürlich in zwei so verschiedenen Wesen nothwendig ebenfalls vorhanden sein muss. Ja haben wir eine Zeit lang den Triton betrachtet, so wird uns diesem aufgeregten Meere gegenüber der Kopf der Demeter wie ein Bild ruhiger, sanfter Harmonie erscheinen, und wir werden einige Augenblicke nöthig haben, um uns den Eindruck wehmuthsvoller Sehnsucht wieder zurückzurufen, der sich uns bei der ersten Betrachtung als Grundton der ganzen Stimmung aufdrängte.

Fragen wir uns jetzt, welche Formen an ihrem Kopfe als besonders charakteristisch hervortreten, so wird sich unsere Aufmerksamkeit wie bei dem Triton auf die Gegend der äusseren Augenwinkel lenken. Denn auch hier ist das Auge eingefallen und senkt sich nach unten wie physisch matt in die Augenhöhle. Aber eben gegen diese Mattigkeit kämpft die innere Sehnsucht, die noch nicht völlig entsagen will. Denn trotzdem ist der Blick nicht gesenkt, sondern richtet sich nach oben, nur weniger scharf und weniger in eine unbestimmte Ferne, so dass sich der convergirende Blick beider Augen in einem näheren Punkte schneidet. Natürlich mildert sich dabei auch die übermässige Spannung des Stirnmuskels; doch ist die Stirnhaut zu beiden Seiten der Nasenwurzel in starkem Bogen emporgezogen und es bleibt in der Mitte eine weiche Anschwellung, wie sie wohl nach andauerndem Weinen sich längere Zeit erhält. Gleicher Mässigung oder Abdämpfung, aber ebenfalls unter Festhaltung des Grundtones begegnen wir am Munde: die Lippen sind leise geöffnet; nach vorn zusammengezogen und gehoben, senken sie sich nach den Mundwinkeln zu sanft und wehmüthig herab. Auch in der Haltung des Kopfes finden wir wieder die leichte Hebung des Kinnes und das Zurücklehnen auf den leise gebogenen Nacken.

Als eine letzte, aber keineswegs die unwichtigste Bestätigung für die Gemeinsamkeit des Grundtons beider Köpfe sind endlich noch die Gesammtproportionen der Anlage ins Auge zu fassen. Nehmen wir ein Dreieck, dessen Basis die Weite der Augen, dessen nach unten gewendete Spitze die untere Begrenzung des Kinnes bildet, so ergiebt sich, dass in beiden Köpfen die Basis im Verhältniss zur Spitze ungewöhnlich schmal ist, was sich um so fühlbarer macht, als die äusseren Augenwinkel stark zurückweichen, während der mittlere Theil der Stirn dagegen stark hervortritt. Die vordere Fläche des Gesichts erscheint daher in ihrer Gesammtanlage schmal und ausserdem streben alle Formen in dieser Fläche nach vorwärts; sie scheinen durchaus der Richtung des Blickes zu folgen und eben dadurch den Eindruck der Sehnsucht zu verstärken.

Hiemit sind aber auch die Aehnlichkeiten zwischen den beiden Köpfen erschöpft, und in dem, was sich auf dieser Grundlage, man möchte sagen, auf diesem festen Rahmen weiter entwickelt, treten vielmehr bestimmte Gegensätze hervor. In dem jugendlichen Triton hat die heftige ungestillte Leidenschaft eine starke Abmagerung erzeugt, namentlich unter den Augen und in den Wangen. Bei der Demeter äussern die reiferen Jahre ihren Einfluss durch eine grössere Fülle der Formen, in denen sich der mütterliche Charakter zunächst rein körperlich ausprägt. Aber nicht minder wirken diese reiferen Jahre auch bestimmend für den geistigen Ausdruck, indem sie Trauer und Sehnsucht zwar nicht vertilgen, aber doch mildern, und was in der Jugend eine momentane, heftige Erregung ist, als einen zwar weit gemässigteren, aber dauernden Seelenzustand erkennen lassen. Hierauf beruht es zumeist, dass nicht nur jede einzelne Form weniger prononcirt, so zu sagen, jeder einzelne Ton in der Melodie weniger stark angeschlagen, sondern dass

die gesammte Stimmung eine mildere, beruhigtere geworden ist. Der Blick richtet sich nicht mehr, wie bemerkt, in eine weite unbestimmte Ferne. Ist es ja doch nichts Unbestimmtes, Unbekanntes, was der Blick der Göttin sucht, sondern etwas, das sie besessen, was sie mit vollem Herzen geliebt, was ihr aber entschwunden, und was ihr Auge im Bilde der Erinnerung wieder und immer und allein schauen möchte. So tritt an die Stelle unbefriedigter Leidenschaft ruhige, in sich geschlossene Stille, die tiefe Wehmuth der Entsagung. In dem Munde aber herrscht nicht mehr die wilde Begierde des Triton, der, man möchte sagen, wie ein Raubthier nach seiner Beute schnappt; sondern die Weichheit und Fülle der die Mundwinkel umgebenden Theile erzeugt einen Zug, zwar nicht von Lächeln, aber von wohlwollender Freundlichkeit, in welchem nicht Leidenschaft, sondern die warme Liebe zum Gegenstande der Sehnsucht vollendeten Ausdruck gewinnt.

Ist sonach in diesen Formen das Wesen der Göttin in seinen innersten Tiefen erfasst und ausgesprochen, so kann alles übrige nur die Bedeutung haben, die hier angeschlagenen Motive weiter zu entwickeln und harmonisch ausklingen zu lassen. Gerade darin aber, in dem Festhalten der einheitlichen Grundidee, in dem Fernhalten jedes nicht durch die Idee gebotenen und daher ungehörigen Reizes und Schmuckes pflegt sich die Meisterschaft griechischer Idealbildner noch besonders zu bewähren. Der Mutter, welche nur für ihre Tochter lebt, liegt jeder Gedanke an sich selbst, wie an andere fern; sie darf und muss jede Berechnung, jeden Schmuck, um auf andere einen Eindruck zu machen, um andern zu gefallen, durchaus verschmähen. So ist das Haar einfach gescheitelt, aus der Stirn gestrichen, erst weiter oben durch ein flaches Band zusammengehalten, und fällt dann in losen, natürlichen Locken hinter den Ohren herab. Der grössere Theil aber wird dem Auge durch den Schleier entzogen, der nicht in kunstreichen Falten geordnet, sondern wie ein schlichtes Tuch übergeworfen ist. So einfach und kunstlos dieses Arrangement erscheint, so fein ist es doch vom Künstler berechnet und abgewogen. Jenem schmalen Gesichtsdreieck gegenüber, in dem sich die geistige Bedeutung des Kopfes zusammendrängt, müsste die weiche und volle Entwicklung der Formen nach den Seiten zu, müsste auch der volle Hals, an welchem im Gegensatz zu mädchenhafter Zartheit der mütterliche Charakter mit besonderem Verständniss der Natur betont ist, ein fast zu grosses, materielles Uebergewicht gewinnen. Hier nun dienen Haar und Schleier nicht nur zur Ausgleichung der Massen, sondern namentlich der Schleier zu einer bestimmten Begrenzung, und zwar nicht etwa bloss im Sinne einer äusseren Umrahmung: auch geistig erscheint das Bild der Göttin durch ihn auf sich selbst zurückgezogen und in sich abgeschlossen.

Ist es etwa Zufall, dass auch der christliche Künstler die Madonna mit dem Schleier zu bilden liebt? Den Kern der ethischen Religion des Hellenenthums, sagte ich, bildete der Cultus der Demeter und Persephone in den Mysterien von Eleusis. Auch im Mittelpunkte der christlichen Religion steht das Bild einer Mutter, die nur für ihr Kind, in ihrem Kinde lebt, die eben so trauert um den Verlust ihres Sohnes und ihre Seligkeit findet in dem geistigen Anschauen desselben. Ein christlicher Künstler möge es wagen, einer Madonna den Kopf unserer Demeter zu geben und er wird sicher keinen Tadel erfahren. Wer weiss, ob nicht ein moderner Kritiker ohne Kenntniss des antiken Vorbildes urtheilen würde, hier sei endlich das Problem gelöst, classische Formenschönheit mit Innigkeit und Tiefe christlicher Empfindung zu verschmelzen. Ein solches Urtheil

würde unwiderleglich zweierlei lehren: einerseits, dass der antiken Kunst die Darstellung der Tiefe des Seelenlebens keineswegs fremd war, andererseits aber, dass das Ewige in der Kunst nicht das Dogmatische ist, sondern das allgemein, im höchsten Sinne Menschliche. Madonna oder Demeter:

Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan!

Präsid. Prof. Dr. Jülg: Wünscht einer der Herren an diesen glänzenden Vortrag eine Discussion anzuknüpfen? Wenn dies nicht der Fall ist, glaube ich im Sinne der geehrten Versammlung zu handeln, wenn ich dem geehrten Hrn. Redner den herzlichsten Dank ausdrücke. — Nun ersuche ich Hrn. Prof. Dr. Riese aus Frankfurt a. M. seinen Vortrag: „Die Beurtheilung der Germanen durch die alten Römer" zu halten.

Prof. Dr. Riese:

Hochgeehrte Versammlung!

Für eine geschichtliche Entwicklung der Beurtheilung der Germanen in der römischen Literatur hatte ich die Absicht, Ihr freundliches Gehör mir zu erbitten. Aber bei der den einzelnen Rednern gar karg zugemessenen Zeit will ich mich lieber auf einen einzelnen wichtigen Theil dieses weiten Gebietes beschränken. Ich will versuchen zu schildern, wie — nach der objectiven, nüchternen, wahrheitsliebenden Darstellung unserer Vorfahren durch Caesar — im ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit zwei Richtungen in der Beurtheilung der Deutschen einander diametral gegenüberstehen, beide tendenziös, beide durch Stellung und Stimmung der betreffenden Autoren innerhalb der römischen Zeitverhältnisse bedingt. Und sodann will ich zu zeigen versuchen, in welcher Weise und in welchem Sinne beide Arten der Schilderung der Germanen auf das wichtigste Werk, auf die Germania des Tacitus, Einfluss geübt haben. Die hiebei angestrebte genetische Entwicklung wird hoffentlich für das Verständniss der letzteren nicht ohne Werth sein.

Zwei Richtungen also stehen sich gegenüber; die Schriftsteller der ersten Richtung nenne ich kurzweg die der kaiserlichen Tendenz. Wir finden bei ihnen keinerlei unbefangene, wahrheitsliebende Würdigung der Tugenden und Fehler, überhaupt kein eingehendes Interesse an dem den Römern doch so wichtigen Volke; vielmehr ist, ausserdem dass sie die rohe Wildheit der Germanen öfters betonen, ihre Darstellung stets voll Phrasen und Schlagworte und auf zwei Tonarten gestimmt; entweder sind die Römer Sieger — dann vernehmen wir stolzen Siegesjubel, und alles wird auf den Preis des Siegers und den Hohn des Geknechteten berechnet — oder sie sind die Teutoburger Besiegten: dann war es Hinterlist, unwürdiger Verrath, durch welchen allein die deutschen Barbaren sie zu schlagen verstanden. So finden wir bei den meisten Stellen dieser Autoren Worte wie perfidia, παρασπόνδημα (Eidbruch) für die Handlungsweise der Deutschen. Und dass wir die Tendenz in solchen Stellen ja nicht verkennen, dafür lassen Sie uns an zwei Stellen römischer Autoren denken; für die Tendenz des Siegers an Quintilians Wort von den rhetorischen Declamationen (8, 4): „wir bewundern die Tapferkeit der Gallier und Germanen, um dadurch den Ruhm des G. Julius Caesar zu vergrössern"; — für die Tendenz des besiegten Römers aber passt, was Tacitus (Hist. 4, 27) sagt: victi, quod tum in morem verterat, non suam ignaviam, sed aliorum perfidiam

culpabant: „die Besiegten klagten nicht über ihre eigene Untüchtigkeit, sondern über die Treulosigkeit der andern".

Diese perfidia der Deutschen war nichts anderes als die Erhebung gegen die thatsächlich auferlegte Knechtschaft; auch jede Kriegslist erhält diesen Namen, und speciell dem Armin wird fortwährend perfidia zugeschrieben, während wir keinerlei unehrenhafte Handlung von ihm nachzuweisen wissen.

Zu den Schriftstellern dieser Richtung nun gehört eine grosse Anzahl der Dichter der Augusteischen und spätern Zeit, allen voran Ovid; von Prosaikern vor allem Velleius Paterculus, und manche andere his herab zum jüngeren Plinius; von den Griechen, was man wohl nicht erwarten sollte, der bedeutende Geograph Strabon. Letzteren seiner Bedeutung wegen, den Velleius aber als besonders charakteristische Figur, sei mir vergönnt genauer zu besprechen, die anderen mögen mit kurzen Worten abgethan werden.

Nur einige solche Stellen aus Ovid, der bekanntlich zu Tomi in der Verbannung das Lob und den Ruhm der kaiserlichen Familie aus allen Kräften verkündete, um der Rückkehr nach Rom theilhaftig zu werden, will ich anführen. Er wünscht sich Trist. III, 12, 47 f., ein Bote möge ihm bald erzählen:

Teque, rebellatrix, tandem, Germania, magni
Triste caput pedibus supposuisse ducis;

und Trist. IV, 2, 1 f.:

Iam, fera Caesaribus, Germania, totus ut orbis,
Victa potes flexo succubuisse genu;

sowie in den Briefen ex Ponto (III, 4, 97):

Perfida damnatas Germania proicit hastas;

und andere Stellen; mehrfach sind ihm die Germani die 'triumphata gens', selbst an Stellen, wo römischer Stolz auf den Tribut der Besiegten gar nicht am Platze ist; es handelt sich nämlich um blondes germanisches Haar zu einer Perrücke für seine Geliebte:

Nunc tibi captivos mittet Germania crines;
Tuta triumphatae munere gentis eris.

Aehnlich wünscht Properz (4, 3, 45), der barbarische Rhein möge vom Sueben-Blut geröthet die verstümmelten Leichen dahinführen; so spricht Horaz von 'mordfrohen Sygambrern'; ferus, superbus, immanis und perfidus sind Epitheta, die auch bei spätern Dichtern, wie Martial, von den Germanen gebraucht werden; Martial erwähnt auch eine Thonfigur, einen rothhaarigen Bataver darstellend, welche als Schreckbild für Kinder dienen sollte.

Wie weit man in der Verunglimpfung gehen konnte, zeigt eine von Quintilian (8, 5, 24) als lächerliche Hyperbel angeführte Stelle. Er hatte einen ungeschickten Rhetor von dem abschreckenden Aussehen der Germanen declamiren hören, ihnen sei 'caput nescio ubi impositum' — eine vollständige Caricatur des Menschen!

Doch lassen Sie uns lieber zu Velleius übergehen, der ja die Sache im Zusammenhange beschreibt. Dieser Hofhistoriograph des Kaisers Tiberius geht bekanntlich eifrig darauf aus, den Ruhm seines Herrn zu erhöhen und auf die Gegner desselben tüchtig loszufahren. Von letzteren hatte er die Germanen selbst kennen gelernt; er war

in Gallien Präfect gewesen. Ihm verdanken wir z. B. die Aeusserung (II, 117), 'Germanos praeter vocem et membra nihil habere hominum'; ihm die Wendung, dass sie 'gladiis domari non poterant' (sie hätten also ausgerottet werden sollen). Sind sie ausserordentlich wild und roh, so sind die Longobarden 'gens etiam Germana feritate ferocior'. Dies alles sagt Velleius in maiorem Tiberii gloriam; denn Tiberius ist es, der so furchtbare Völker gründlich besiegte, bis sie „vor seinem Tribunal niederknieten" (II, 106), und bis ausser Marbod, dessen Grösse Tiberius selbst anerkennt (Tac. Ann. 2, 63), „nihil erat iam in Germania, quod vinci posset" (II, 108). — Auf diesen Ton des stolzen Siegesjubels folgt nun plötzlich die Teutoburger Schreckenskunde, und da ist, wie schon gesagt, die perfidia der Deutschen die Ursache, denn „sie sind bei der äussersten Wildheit sehr verschlagen", ja „ein zur Lüge geborenes Geschlecht" (natum mendacio genus, II, 118). Im übrigen sind sie geistig niedrig stehend; nur Armin ist 'ultra barbarum ingenio promptus', der durch Treulosigkeit aller Art die Römer besiegt hat. Doch selbst das Teutoburger Ereigniss dient dem Velleius besonders zum Preise seines Tiberius; dieser sei sofort (!) nach dem Kriegsschauplatz geeilt und habe den erlittenen Schaden in kürzester Frist wieder gut gemacht — fast so viele Unwahrheiten wie Worte. — Ich darf den unerquicklichen Bericht über diesen Hauptvertreter der „kaiserlichen Tendenz" wohl mit einer ihm entnommenen theatralisch aufgeputzten Anekdote schliessen: „Als Tiberius 4 n. Ch. am Ufer der Elbe stand, am andern Ufer aber das deutsche Heer sich befand, da kam ein vornehmer deutscher Krieger von höherem Alter auf einem Kahne herangefahren, bat um die Erlaubniss den Tiberius zu besuchen und erhielt sie. Vor den Fürsten geführt, betrachtete er ihn lange schweigend und sagte endlich bewundernd: Wie thöricht sind die Unsern, diese Gottheit nicht zu ehren! Ego, quos ante audiebam, hodie deos vidi; nec feliciorem ullum vitae meae aut optavi aut sensi diem ('die Gottheit, von der ich früher nur hörte, heute sah ich sie, und keinen glücklicheren Tag meines Lebens kannte ich je, oder konnte ich mir wünschen'). Er reichte dem Tiberius, wie ihm huldvoll gestattet ward, die Hand, und kehrte, ohne Aufhören nach Tiberius zurückblickend, zu den Seinen zurück". — Eine, wie mir scheint, sehr lehrreiche Tendenzgeschichte!

Dass auch Strabon der Reihe dieser Autoren vorhin zugefügt wurde, mag auffallend erscheinen. Er ist auch in der That der gemässigteste unter ihnen. Zweierlei seiner Aeusserungen aber gehören entschieden hieher, welche ich kurz anführen will, während ich seine übrigen Schilderungen der Kürze der Zeit halber übergehe. Erstens übertreibt Strabon im Vergleiche mit Caesar die Wildheit oder Uncultur der Germanen. Caesar gibt ihnen feste Wohnsitze und wenn auch gerade keine Vorliebe für den Ackerbau, so doch den Ackerbau selbst, den die Sueben so betrieben, dass die Aecker jährlich abwechselnd vertheilt wurden. Strabon dagegen sagt (7, 291): „Alle Sueben wandern leicht aus ihren Wohnsitzen aus, weil ihr Leben einfach ist und sie keinen Ackerbau treiben (διὰ τὸ μὴ γεωργεῖν) und nichts aufspeichern; sie leben in Zelten, mit nur tageweisem Aufenthalt; nähren sich vom Vieh wie die Nomaden und ahmen jene nach, indem sie das Ihrige auf Wagen packen und mit Heerden hinziehen, wohin sie wollen". Vielleicht zwar ist diese Schilderung der Germanen als Nomaden aus einem Missverständniss der betreffenden Stellen des Caesar hervorgegangen, vielleicht aus einer Verwechslung mit den Skythen, auf die wir gleich zu sprechen kommen; vielleicht endlich hat sich Strabon nach den Völkerzügen der Cimbern und des Ariovist eine falsche Vorstellung von dem

täglichen Leben der Deutschen entworfen: jedenfalls wird ihre Cultur geringer dargestellt, als sie nach Caesar war.

Eine zweite weit wichtigere Stelle ist Strabon's Darstellung des Teutoburger Krieges. Er sagt: Die Germanen lieben es treulos abzufallen, und geben ihren Eid und ihre Geiseln Preis. Man muss ihnen stets misstrauen; glaubt man ihnen, so schädigen sie uns aufs furchtbarste, wie z. B. die eidbrüchigen Cherusker thaten.

Freilich, fügt Strabon hinzu, bestrafte sie später Germanicus (Velleius gibt dem Tiberius die Palme!) und triumphirte über sie; aber Arminius „hält den Krieg noch jetzt aufrecht".

So viel aus den Mittheilungen über diese Periode der Schriftsteller der kaiserlichen Tendenz, wobei wir Deutsche nicht gerade gut wegkommen. Auf diese folgt oder ist ihr ziemlich gleichzeitig eine Richtung, die ich gleich kurz als die der Verherrlichung der nördlichen Naturvölker bezeichnen will. So steht auch in der europäischen Literatur dieses und des vorigen Jahrhunderts die Schilderung der Indianer da: einerseits sind sie grausame, heimtückische, treulose, rohe Wilde; andererseits gelten sie in Chateaubriands Atala und vielen anderen Schriften, die sie idealisiren, als ein edles, grossherziges, freies Naturvolk, und die Civilisation steht ihnen schlecht und verschlechternd gegenüber. Um diese Richtung der Verherrlichung der nördlichen Naturvölker zu schildern, muss ich aber weiter ausholen.

Eine in den letzten Jahren mehrfach ausgesprochene Ansicht lässt die Germania des Tacitus auf der Schilderung beruhen, welche Sallust in seinen Historiae von den Skythen und den germanischen Bastarnae, den Nachbarn der Skythen am schwarzen Meere, gegeben habe. Diese Ansicht kann ich in keiner Weise als begründet anerkennen, schon darum, weil erst in viel späterer Zeit die Bastarnae als Germanen angesehen wurden, und Sallust den Namen Germani nur in dem Sinne wie Caesar und alle anderen kannte, nämlich in dem Sinne der rechtsrheinischen Nachbarn der Gallier. Sein einziges Fragment, worin Germani genannt sind, entspricht sogar einer Stelle Caesars. Aber doch müssen wir uns, freilich in anderem Sinne, jetzt zu den Skythen wenden.

Es scheint eine allgemein menschliche Eigenschaft zu sein, in recht entlegenen Ländern oder in längst verflossenen Zeiten ein Glück und eine Seligkeit des Menschengeschlechtes zu vermuthen, die der eigenen Zeit und dem eigenen Volke fehlen. Schon dem lebensfrohen Homerischen Zeitalter sind die früheren Geschlechter besser und stärker als οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν, und die besten Völker wohnen ihm am weit entlegenen, äussersten Erdrande, ich meine die Götterfreunde, die Aethiopen, und wiederum in einer anderen Ferne nach der thrakischen und mysischen Seite hin die 'gerechtesten der Menschen', die Abioi, also nach Norden oder Nordosten hin. Bald folgt die Sage von dem ebenfalls weitab im hohen Norden wohnenden Volke der Hyperboreer. Ohne auf den mythischen Kern der Sage von diesem herrlichen Volke einzugehen, welches Apollon jährlich zu besuchen pflegte, hebe ich hervor, wie man der Hyperboreer Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Friedfertigkeit und Glückseligkeit mit den schönsten Farben auszumalen pflegte; als es später bei erweiterter Erdkenntniss galt ihr Land geographisch zu bestimmen, wurden sie zu den Nachbarn der Skythen gemacht. Und nun gieng die Idealisirung, wie ich glaube, von diesem Ursprung aus, auf die rohen Skythen selbst über. Gewiss fällt uns allen sofort das Lob derselben im Horaz (Carm. III, 24) ein: bei den

Skythen herrscht Tugend und reine Sitte, strenges Familienleben, der Besitz wechselt jährlich, dadurch bleibt das schlimmste Laster, die Habsucht, fern. Auch Vergil in seinen Georgicis (III, 376 ff.) beschreibt wenigstens mit Sympathie ihr vergnügtes Leben bei geringen Mitteln: in ausgegrabenen Höhlen leben sie in sorgloser Ruhe dahin und füllen die lange Winternacht mit Scherz und Spiel aus. Diese zwei Stellen sollten, wie Tacitus' Germania, aus Sallust entnommen sein; und ihre theilweise Aehnlichkeit mit der Schilderung der Germanen bei Tacitus springt ja in die Augen. Aber — Germanen und Skythen sind eben doch zwei verschiedene Völker! Der Zusammenhang ist von anderer Art; er wird deutlicher werden, wenn wir eine Beschreibung der Skythen bei Iustinus (II, 2) näher ins Auge fassen. Sie lautet: „Die Skythen haben unter einander keine Grenzen, da sie keine Aecker bebauen, sondern mit ihren Heerden durch weite Einöden zu schweifen pflegen ... Die Gerechtigkeit wird dort durch den Sinn des Volkes, nicht durch Gesetze gepflegt (iustitia gentis ingeniis culta, non legibus). Sie erstreben kein Gold und Silber wie die übrigen Menschen. Sie leben von Milch und Honig. Wolle und Kleider kennen sie nicht, sondern obgleich sie von fortwährender Kälte bedrängt sind, kleiden sie sich nur in Felle und Marderpelze. Diese Enthaltsamkeit der Sitten ist es, welcher sie ihre Gerechtigkeit verdanken, da sie eben kein fremdes Eigenthum begehren; denn die Gier nach Reichthum ist nur da zu finden, wo man den Reichthum auch anwendet (quippe ibidem divitiarum cupido est, ubi et usus). O hätten doch die übrigen Menschen dieselbe Mässigung und Enthaltsamkeit; dann würden nicht so viele Kriege nöthig sein. So besitzen die Skythen dasjenige von Natur, was die Griechen durch keine Weisheit, durch keine philosophischen Lehren erlangen konnten, und der Vergleich der Civilisation mit der Uncivilisation fällt zu Gunsten der letzteren aus (cultosque mores incultae barbariae conlatione superari). So viel mehr leistet also bei den Skythen die Unbekanntschaft mit dem Schlechten als bei den Griechen die Kenntniss des Guten (tanto plus in illis proficit vitiorum ignoratio quam in his cognitio virtutis)". Soweit Iustinus.

Die Aehnlichkeit der Stimmung in dieser Beschreibung, ja selbst einzelner Ausdrücke mit der Germania des Tacitus ist so augenfällig, dass ich mich vorläufig begnüge, dies mit einem Worte zu erwähnen. Das Naturvolk steht höher als das civilisirte; dieser an Rousseau erinnernde Gedanke ist die Grundidee dieser Darstellung, welche jedenfalls aus einem griechischen Schriftsteller in den Pompeius Trogus unter Augustus, und aus diesem in den Iustinus übergegangen ist. Und ein anderer Grieche (oder derselbe?), Poseidonios, lässt kurz vorher die Geten aus Frömmigkeit sich des Fleischgenusses enthalten, von Honig, Milch und Käse leben, und in Ruhe und Frieden ein gottesfürchtiges Leben führen als θεοσεβεῖς. Auch dies zeigt dieselbe Idealisirung von Naturvölkern, die eigentlich recht wild, roh waren. Wenn wir die Stimmung der Römer in dieser Beziehung betrachten, so finden wir schon gegen Ende der Republik einzelne Aeusserungen des Gefühles, das wir modern ausdrücken können: „da, wo du nicht bist, wohnt das Glück". So wollte Sertorius nach den Inseln der Seligen im Ocean auswandern; so preist Diodor die Britannier, die noch fast unbekannt waren, die ultimi orbis der Dichter, wie Homers Aethiopen die ἔσχατοι ἀνδρῶν sind: „sie seien Leute von einfacher Sinnesart, und von der jetzigen Schlauheit und Schlechtigkeit der Menschen seien sie weit entfernt (πολὺ κεχωρισμένους τῆς τῶν νῦν ἀνθρώπων ἀγχινοίας καὶ πονηρίας); sie lebten

mässig und friedlich, ohne Reichthum und Schwelgerei"; so dichtete bald darauf Horaz seine sechzehnte Epode und sein Lob der Skythen. Je schlechter und unbehaglicher, je unnatürlicher und aufreibender nun in der Kaiserzeit bei allem Glanz und Wohlstand des Reiches im Ganzen und Grossen das haupts tädtische römische Leben wurde, um so mehr kamen viele zum Glauben, das hier verlorene Glück und die entschwundene Freiheit in der Ferne suchen zu sollen. Eine gewisse aristokratische Opposition, welche gern nach der guten alten Zeit der republikanischen Freiheit sehnsüchtig zurückblickte, bildete sich gegen die Zustände des Kaiserthums und war verbunden mit einer starken Neigung zu der stoischen Philosophie, besonders ihrer ethischen Seite nach. Diese Richtung der idealen Opposition (denn von der Opposition von Thronprätendenten und Catilinarischen Existenzen kann hier natürlich keine Rede sein) theilen in der schrecklichen Zeit der Claudischen Kaiser und noch später die meisten sittlich edleren Männer; ich nenne unter ihnen den stolzen Thrasea Paetus, Cornutus, Persius, Musonius Rufus, aber auch Lucan, der Theorie nach wenigstens auch Seneca, und viele andere, über welche Tacitus in seinen Annalen mit einer gewissen Vorliebe spricht. Hatte nun schon das Vorbild dieser ganzen Richtung, Cato von Utica, einst im Senate gesagt (Plut. Cat. 51), nicht die Germanen und Gallier, sondern Caesar sei der wahre Feind der Römer, so finden wir nun bei Lucan und Seneca eine Reihe von bisher kaum noch beachteten Aeusserungen, in denen das Lob der Germanen, ihrer Freiheit und Naturkraft in mehr oder weniger klar ausgesprochenem, immer aber klar gefühltem Gegensatz gegen Rom enthalten ist. Der Tag von Pharsalus, klagt Lucan (7, 435), hat die Freiheit vertrieben, dass sie, reditura nunquam libertas, ultra Tigrim Rhenumque recessit, ac vagatur Germanum Scythicumque bonum, nec respicit ultra Ausoniam. Also Freiheit bei Germanen und Skythen, nicht aber in Rom! Da sehen wir jetzt wohl, welches der Zusammenhang von Deutschen und Skythen ist: keine gleichen Quellen, sondern gleiche Stimmung lässt die Römer die zwei nordischen Naturvölker vereinigen, von denen die Skythen schon bei den Griechen idealisirt wurden, die Germanen aber erst bei den Römern und zwar, wie erwähnt, keinesfalls schon bei Sallust; wollte man Vermuthungen aufstellen, so liesse sich etwa an einen gegen Augustus feindlich gestimmten Historiker denken, der zu dessen Lebzeiten die Bürgerkriege nebst dem gallisch-germanischen Krieg Caesars beschrieb und über des letzteren Commentarii ein hartes Urtheil fällte. Diese nördlichen Völker nennt Lucan (8, 362) „unbezwungen im Kriege und ohne Furcht vor dem Tode"; und im ersten Buche (I, 453—457):

Populi quos despicit Arctos
Felices errore suo, quos ille timorum
Maximus haud urget, leti metus: inde ruendi
In ferrum mens prona viris, animaeque capaces
Mortis. —

Diese Todesverachtung schreibt zwar Lucan der Lehre der Druiden von der Unsterblichkeit der Seele zu, und diese lehrten nur bei den Galliern, aber in der Sache selbst spricht er auch von den Germanen, die ja auch nach Appian δι' ἐλπίδα ἀναβιώσεως, aus Hoffnung auf ein Wiederaufleben, so tapfer kämpften.

Als ebenso tapfere Freiheitskämpfer erscheinen die Germanen auch Lucans Zeitgenossen, dem Philosophen Seneca, der sie aber auch von ihrer schwachen Seite kennt,

nämlich dem Mangel an Disciplin. In ihrer Leidenschaftlichkeit, sagt Seneca (de ira 2, 15), zeige sich ein starker und fester Sinn, ein Edelmuth, der ihnen die Freiheit bewahre; nihil tenue et exile capiunt, ignea et fervida (nichts kleinliches und geringes erstreben sie, alles ist feurig und herzhaft). Sie sind kriegerisch und ausdauernd, Reichthum und Schwelgerei ist ihnen unbekannt. Gib ihnen nur die richtige Klugheit: so werden sie uns besiegen, wenn wir nicht zu altrömischen Sitten zurückkehren (de ira 1, 11). Ist dies nicht schon anklingend an den berühmten Wunsch des Tacitus, es möge den Deutschen ihre Zwietracht verbleiben, damit sie dem römischen Reiche kein Verderben brächten? Und einmal noch ist Seneca entzückt über den Selbstmord eines germanischen Sklaven in Rom: der Selbstmord galt ja der damaligen stoischen Philosophie als erlaubt, unter Umständen als geboten.

Es ist also ihr Freiheitssinn, ihr Muth, der den Seneca anzieht; ebenso wie das römische Volk und der Kaiser über die simplicitas et fiducia deutscher Gesandten entzückt waren, die in Rom ins Theater auf die Plätze des Volkes geführt wurden und dann ungenirt in die des Senats übertraten mit den Worten, sie seien auch für einen Ehrenplatz gut genug.

Ausserdem erfreut den Seneca noch ihre Einfachheit. Er sagt: Die Völker jenseits der römischen Cultur, Germanen, Sarmaten und Skythen, leben in traurigem Klima bei harter Armuth ein mühseliges Leben; und doch (sagt Seneca) sind sie dabei glücklich, denn sie sind es gewohnt und es ist ihnen naturgemäss. Naturgemäss aber ist auch nach Musonius Rufus stets das allereinfachste; so das Leben in Höhlen statt in Häusern, das Verzehren roher statt gekochter Speisen, also Dinge, die wir von den Skythen und Germanen hie und da angeführt finden. Nehmen wir dazu die in Rom allen Phrasen zum Trotz geschätzte Treue der Deutschen, die sie zur Leibwache der Kaiser machte, so haben wir die Elemente der Idealisirung der Germanen vereinigt.

So sind wir allmählich herabgelangt zu dem aristokratischen Geschichtschreiber, dem besonneneren (weil gedankenreicheren) Fortsetzer jener stoischen Opposition, zu Tacitus. Ich muss mich hier mit kurzen Andeutungen begnügen. Warum Tacitus die Germania schrieb, habe ich vor zehn Jahren in der Eos gezeigt: einfach, um ein den Römern wichtiges Volk zu beschreiben, zu der Zeit als ihn gerade die Vorstudien zu seinen Historiae darauf hinleiteten: nicht mehr und nicht weniger. In den Thatsachen ist er durchaus von seinen Quellen abhängig; auf der Güte derselben und auf der Treue und Kritik, mit welcher er diesen folgt, beruht der Grad seines Werthes. Darüber gibt es ja zahlreiche, zum Theil treffliche Untersuchungen; was aber die Stimmung betrifft, in welcher er schrieb, so hoffe ich, dass dieselbe jetzt durch die geschichtliche Entwicklung derselben etwas klarer und fester begründet sei, als sie bisher war. Wie verhält sich Tacitus zu der objectiv-wahrheitsliebenden Schilderung eines Caesar? wie zu den kaiserlichen Autoren von den besiegten Feinden, den verrätherischen Germanen? und wie endlich zu dem hellstrahlenden Bilde des glücklichen, freien, tapferen und edlen Naturvolkes? — Ich antworte einfach so: Er geht von derselben wahrheitsliebenden Absicht aus wie Caesar; er steht zu der kaiserlichen Richtung in einem klar bewussten Gegensatz; er ist von der letzten, idealisirenden Anschauung unwillkürlich beeinflusst. Ueberdruss an der kaiserlichen Siegesliteratur zeigt z. B. die Aeusserung (Cap. 37): seit dem Cimbernkrieg, also seit 210 Jahren, tam diu Germania vincitur; das heisst nicht

etwa nur: „so lange sucht man Germania zu besiegen", sondern vielmehr: „so lange schon wird Germania besiegt, wenn man den kaiserlichen Nachrichten glauben will, aber trotzdem ist's noch nicht besiegt". Derselbe herbe Spott liegt, mit Erinnerung an manche nichtige Triumphe und an stolze Bezeichnungen wie 'triumphata gens' bei Ovid auch in dem Satze: triumphati magis quam victi sunt (ebendas.), man feierte mehr Triumphe über sie als Siege. — Von Interesse in diesem Sinne ist auch, dass Tacitus eine unzweifelhafte Reminiscenz aus Velleius verwendet, um sie in eine Rede des Segestes, des Römerfreundes, der sein eigenes Volk verrieth, zu verweben! — Aber ist Tacitus wirklich dieser kaiserlichen Tendenz so fern geblieben? Athmet nicht, so könnte jemand fragen, ein geradezu chauvinistischer Geist aus den Worten (Cap. 33): „Möge doch den Feinden ihre innere Zwietracht bleiben, da bei der allmählichen Entkräftung des Reiches das Schicksal uns nichts grösseres mehr verleihen kann, als den innern Zwist unserer Feinde"? O nein! Diese Worte zeigen uns den römischen Patrioten, aber von einem Lobredner kaiserlicher Erfolge das gerade Gegentheil; denn das Kaiserthum wird eigentlich hier wie Ann. XI, 20, Hist. IV, 26; 54 mit den labentia imperii fata (sinkenden Geschicken des Reiches) identificirt; und dass die Germanen ihre Kraft wohl zur Besiegung Roms verwenden könnten, ahnte ja auch schon Seneca, ja fast schon Caesar.

Dass ferner Tacitus auf dem Standpunkt einer (wohlverstanden: unwillkürlichen) Idealisirung unserer Vorfahren steht, bedarf nun keiner Beweise mehr, nachdem die Entstehung dieser Stimmung historisch nachgewiesen ist an Lucan und Seneca und noch früher an dem griechischen Lobredner der Skythen, den wir aus Iustinus kennen, und an Poseidonios' Nachricht über die Geten. Schon dieser Hinweis auf Griechen zeigt, dass Tacitus nicht nothwendig dem Sallust folgen musste. Die unbefangene Lectüre der Germania zeigt die idealisirende Stimmung sofort, am allerdeutlichsten vielleicht in den Abschnitten über das Privatleben (c. 18 ff.), und ebenso, dass diese Idealisirung in stetem Gegensatze gegen Rom begriffen ist. „Dort", sagt Tacitus, „nährt die Mutter selbst ihr Kind, dort ist die Ehe eine strenge; dort lacht man nicht über die Laster, nec corrumpere ac corrumpi saeculum vocatur; dort (ibi) vermögen die guten Sitten mehr als 'alibi' gute Gesetze" — und wo er eine Verschlechterung zugeben muss, hat Rom sie bewirkt: „iam et pecuniam accipere docuimus". Hiebei wird durch die Gleichheit der Stimmung oft wie von selbst auch eine Gleichheit des Ausdruckes mit den Stellen des Horaz, Vergil, Iustin, aber auch mit den von Rom selbst handelnden Stellen in Sallust's Catilina und Iugurtha bewirkt. Allein diese Idealisirung ist, wie gesagt, eine unwillkürliche, und steht auf der Grundlage einer festen Wahrheitsliebe: des Wunsches, so richtig zu erzählen als es seine Quellen dem Autor erlauben. Desshalb verträgt es sich damit ganz gut, dass auch Schattenseiten der germanischen Natur dargestellt werden, ihre innere Uneinigkeit, ihre Streitsucht, Spiel- und Trunksucht, ihre Trägheit im Frieden, ihr Jähzorn; denn Tacitus will nichts verschweigen und beschönigen. Bei der früheren Annahme, Tacitus habe die Absicht gehabt, den Römern einen Sittenspiegel vorzuhalten oder ein liebliches Idyll zu schreiben, sind solche Stellen freilich unerklärbar. Aber was ihm, wie dem Seneca und Lucan, ganz besonders in einem schönen Lichte erscheint, das ist die libertas, die Freiheitsliebe der Germanen, im Gegensatze zum römischen servitium. Diese libertas wird oft gerühmt; sie ist es, welche die Germanen den Römern noch furchtbarer macht als das wohlgeordnete Partherreich: quippe regno

Arsacis acrior est Germanorum libertas. Sie tritt in den Reden des Armin und anderer deutscher Führer in Annalen und Historien stets als das treibende Motiv hervor, und sie ist um so mehr nach des Tacitus Geschmack, als sie zwar keine Königsherrschaft, wohl aber eine Geschlechterherrschaft, eine etwas aristokratische Ständeordnung gut vertragen kann; nicht ohne Wohlgefallen hebt er hervor, dass die niedere Stellung der Freigelassenen bei den Germanen ein Beweis ihrer echten Freiheit sei: impares libertini argumentum libertatis sunt!

Auf alles das einzugehen, worin sich nun Tacitus wie Caesar als ein Darsteller zeigt, der der objectiven Wahrheit die Ehre gibt, fehlt die Zeit, und so sei nur mit einem Worte auf die Reden der römischen und deutschen Feldherrn in den Annalen hingewiesen. In diesen trefflichen Darstellungen der beiderseits leitenden Gedanken und Empfindungen ist so ausserordentlich viel lehrreiches auch für unsere Betrachtung enthalten, dass es die Mühe eines tieferen Eingehens in hohem Grade lohnen würde.

Doch ich muss nun wohl endigen und fasse daher die gefundenen Resultate nochmals kurz zusammen. Nach einer ersten Zeit, in der die Römer nur die Wildheit der Germanen im Kriege kennen lernten, folgt die genauere und wahrheitsliebende Schilderung durch Caesar, der ihren Zustand so schildert, dass darin verschiedene Stufen zwischen wirklicher Wildheit und Cultur vertreten sind, und ihre Tapferkeit sehr anerkennt. Die kaiserliche Tendenz darauf ist den Germanen durchaus feindlich: die Germanen unterliegen nach Verdienst, oder sie siegen durch Verrath. Ihre Tapferkeit wird kaum erwähnt, um so mehr ihre Feindseligkeit und Treulosigkeit. Unterdessen wird die bei den Griechen schon länger entstandene und auf uralten Motiven beruhende Verherrlichung der Skythen, eines Naturvolkes, in Rom bekannt und, zwar nicht sie selbst, aber die in ihr herrschende Stimmung auf die Beurtheilung der Germanen übertragen, wozu die Gemüther in der Welthauptstadt gut vorbereitet waren. Bezeichnend für Griechen und Römer ist dabei, dass von jenen mehr die Gerechtigkeit und Glückseligkeit, von den Römern mehr die Freiheit und Seelengrösse, von beiden aber die Einfachheit ihres Idealvolkes gepriesen wird. Endlich folgt Tacitus, dessen Stimmung auf der reinen Wahrheitsliebe, der Hinneigung zu jener Idealisirung und Abneigung gegen das kaiserliche Wesen und seine Phrasen zugleich beruht.

Ich schliesse nun mit dem Wunsche, dass die gegebene Auffassung der Germania des Tacitus sowohl als auch der literaturgeschichtliche Ueberblick nicht ganz nutzlos sein möchten. Literaturgeschichtliche Studien aus dem Alterthum sind ja ein Gebiet, welches richtig behandelt, wenn es mit der politischen und Culturgeschichte zusammengehalten wird, noch manche schöne Entdeckung zu ergeben verspricht. Was das so eben besprochene Thema aber betrifft, so beabsichtige ich dasselbe in erschöpfender Weise zu behandeln, wenn meine Auffassung nicht etwa jetzt von Ihnen mit zutreffenden Argumenten als unrichtig nachgewiesen werden sollte. (Lebhafter Beifall).

Präsident: Wenn keine Discusion eröffnet wird — so möchte ich die Versammlung ersuchen, etwa fünf Minuten auszusetzen, bevor ein weiterer Vortrag folgt.

Eckstein: Ich bitte ums Wort, nicht um einen Streit anzuheben, sondern um aufmerksam zu machen, dass Hr. Hofrath Köchly jetzt anwesend ist, was früher leider nicht der Fall war.

Präsident: Ist die geehrte Versammlung geneigt den Vorschlag einer fünf Minuten langen Pause anzunehmen, oder sollen die Vorträge gleich fortgesetzt werden?

(Pause! Pause!).

Der Vorschlag ist angenommen.

(Nach Verlauf von fünf Minuten).

Es folgt nun der Vortrag des Hrn. Gymn.-Dir. Schiller aus Constanz: „Darstellung des Standes und der Aufgabe der Geschichte der römischen Kaiserzeit."

Schiller:

Hochgeehrte Versammlung!

In einem so hochansehnlichen Kreise von Vertretern der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Praxis darf ich es als bekannt und anerkannt voraussetzen, dass die eminenten Fortschritte, welche die Geschichte des republikanischen Rom in den letzten 50 Jahren zu verzeichnen hat, wenigstens der früheren Kaisergeschichte, die ich bis auf die Zeit Hadrians ansetze, und auf die ich mich hier beschränken muss, nicht in gleicher Weise zu Gute gekommen sind. Mannigfache Gründe tragen zu diesem Ergebnisse bei.

Verhältnissmässig spät und dann auch nur spärlich in Aufnahme gekommen, musste die Forschung zunächst in den Dienst der Kirche treten, die in der Geschichte der Kaiserzeit ihre eigene Jugendgeschichte suchte. Das auch heute noch dem Forscher in diesen Zeiten unentbehrliche und doch vielfach antiquirte Werk von Tillemont ist von durchaus einseitig kirchlichem Interesse beherrscht. Es kann nicht fehlen, dass bei diesem Verhältnisse theils in Behandlung und Beurtheilung der Quellen, theils in der Gestaltung der ganzen Anschauung nur allzuhäufig die historische Wahrheit über Gebühr zurücktritt. Auch die protestantische Theologie hat an diesem Verhältnisse bis auf Baur und die neue historisch-kritische Schule nichts Erhebliches geändert. Sie nahm den düstern Hintergrund der Kaiserzeit ohne tiefere Untersuchung an, in dem unverständlichen historischen Gewebe erschien die wunderbare Bildung des Christenthums dem gläubigen Sinne doch nicht unbegreiflich. Aber auch die Baur'sche Schule hat sich vorwiegend der kirchengeschichtlichen und religiösen Seite, der Entstehung und den ersten Jahrhunderten des Christenthums mit eigner Forschung zugewandt. Und wenn auch auf diesen Gebieten Baur selbst, Zeller, Strauss, Hotzmann, Hausrath u. a. sehr wesentliche Beiträge zur Kenntniss jener Zeiten geliefert haben — ein Schwegler für das kaiserliche Rom ist aus der Schule nicht hervorgegangen.

Die Philologie, welcher eigentlich die antike Profangeschichte als Domäne zufiel, entbehrte allzusehr des historischen Standpunktes und des historischen Sinnes.

Vorwiegend den formalen und antiquarischen Elementen zugewandt, sah sie in der Kaiserzeit nur die Entstehung von etwas Neuem, unbedingt Verwerflichem: Tyrannei, Verkommenheit; Tacitus war und blieb das Evangelium. Wie sein, so gieng auch ihr Blick nicht über die Stadt Rom hinaus. Hier sah man das Alte untergehen, für das man sich an den pamphletartigen Reden Ciceros, den unklaren Schwärmereien des Cato und den republikanischen Ideen des Livius begeistert hatte. Der Name Republik hatte unter dem frischen Impulse der Italiener und Niederländer einen neuen fast zauberhaften

Klang erhalten. Dort umfassten mächtige Städte im stolzen Bewusstsein einer tausendjährigen Geschichte die Nation und wähnten auch in die moderne Welt den Stadtstaat der antiken herüberretten zu können. Hier beherrschte die gelehrten Patricier der Tyrannenhass des Alterthums, ein prahlerischer Dünkel auf Freiheit und Stand und jene uns heute zurückstossende Menschenverachtung, welche nur im alten Rom und im mittelalterlichen Venedig ihresgleichen findet. Der Absolutismus der Spanier, Richelieu's und Ludwig XIV, die verhasste demokratische Monarchie der Visconti, Medici und Oranier musste zur Parallele mit der römischen Kaiserzeit auffordern. Welche Kluft antike und moderne Verhältnisse trennt, das vermochte der nur wenig entwickelte historisch-politische Sinn nur ganz unzureichend zu unterscheiden. So war auch die Philologie weit entfernt von der Lösung der Aufgabe, die dem Historiker ziemt, darzulegen, wie aus dem Alten das Neue wurde, werden konnte und werden musste.

Hochgeehrte Versammlung! Wir dürfen heute diese Thatsachen constatiren, nicht mit den Vorfahren darüber ins Gericht gehen; sie waren eben Kinder ihrer Zeit. Es musste erst das tiefste Unglück und in Folge dessen die nationale Wiedergeburt und Befreiung kommen, ehe die Nachfahren es versuchen konnten, die Aufgabe weiter zu stellen. In jenen gram- und freudevollen Zeiten erwuchs uns zunehmend das Verständniss der eignen Nationalität, in welcher Vergangenheit und Gegenwart sich verknüpfen; mit der Nationalität lernte man ihre Erzeugnisse, Recht und Sitte, Sprache und Denkart, Religion und Staat in ihrem innigen und unlösbaren Zusammenhang begreifen. Und erst an dem Verständnisse des eignen Volkslebens erwuchs das der Eigenthümlichkeit des Fremden. Was die Namen Niebuhr, Schwegler, Mommsen für die Geschichte des republikanischen Rom bedeuten, welche Bausteine die historische Rechtsschule geliefert, was wir der neueren Philologie auf diesem Gebiete verdanken, ist in dieser Versammlung nicht nöthig darzulegen.

Aber, hochgeehrte Versammlung, diese Fortschritte gelten, wie gesagt, nur von der Geschichte des republikanischen Rom. Niebuhr hat das kaiserliche Rom nur in grossen Zügen und mit sichtbarer Abgunst behandelt, wenn sich gleich sein lebendiges Gefühl, sein feiner Tact für historische Erscheinungen, seine staunenswerthen sonstigen Kenntnisse auch hier zur Geltung brachten. Wir dürfen heute sagen, es wäre auch für ihn unmöglich gewesen, diese Aufgabe zu vollenden mit den Hilfsmitteln seiner Zeit. Aber es wirkte doch auch auf ihn jene Abneigung, welche Grenzgebieten aus naheliegenden Gründen zu Theil zu werden pflegt. Auch ihm erschien doch noch wesentlich die römische Kaiserzeit nicht anders als eine Zeit politischen, geistigen und moralischen Verfalls, die höchstens ein pathologisches Interesse beanspruchen konnte. Von Niebuhrs Schülern ist nichts Nennenswerthes für die Darstellung grösserer Zeiträume der Kaisergeschichte geleistet worden. Mommsen, der eine Fortführung seiner römischen Geschichte versprochen und von dem wir noch immer dieselbe zu erhalten hoffen dürfen, ist, durch seine grossartigen Arbeiten, welche für diese Zeit vielfach grundlegend sind, übermässig in Anspruch genommen, noch nicht dazu gelangt, jenes Versprechen zu erfüllen. Hoeck hat in seinem sorgfältigen, aber leider unvollendet gebliebenen Buche einen schönen Anfang gemacht zu einer correcteren Behandlung der Kaisergeschichte, aber trotz der unbestreitbaren Klarheit, trotz dem Eingehen auf das staatliche Leben im Ganzen und politischer Auffassung sieht man doch auf Schritt und Tritt, wie die durch umfassende De-

tailforschung allein zu erreichende Sicherheit allzusehr fehlt. Hoeck möchte ich mit einer kleinen Abschweifung Gibbon an die Seite stellen. Freilich sind seine Vorzüge etwas anderer Natur. Ihm kam die politische Reife seiner Nation zu statten; er fasst die grossen Staatshandlungen nach ihrer ganzen Bedeutung, löst die Aufgabe des Historikers, in Behandlung politischer und religiöser Fragen technische Reife und sittliche Wärme zu vereinigen; aber in die Darstellung der einzelnen Facta, in die Grundlagen, auf denen sich seine Schlüsse aufbauen, hat er nicht die gleiche Sicherheit und Vollendung zu bringen vermocht. Hier wird eine Nachlese reiche Ernte finden; und wenn auch die geschichtliche Intuition im Grossen nicht wesentlich alterirt werden mag, so werden doch für die einzelnen Gebiete und Fragen zahlreiche Veränderungen sich ergeben, die Züge des Bildes werden klarer und getreuer werden.

Was ausserdem in Deutschland, England, Frankreich und Holland in neuerer Zeit für die frühere Kaiserzeit geleistet worden ist, theilweise in umfangreicheren Arbeiten, wie von Merivale für die frühere Kaiserzeit bis auf die Antonine, von Peter, Beulé und Champagny für die julisch-claudische und die flavische Zeit, theils an Monographien für einzelne Regierungen, wie Stahr Tiberius, Latour St. Ybars Néron, *sa vie et son époque*, Raabe Geschichte und Bild des Nero und einige frühere Arbeiten über spätere Kaiser, können sämmtlich nur entweder als nicht glückliche Versuche zur Lösung der Aufgabe oder wenigstens als dem heutigen Stande der Forschung nicht mehr entsprechend bezeichnet werden. Es fehlt fast allen diesen Arbeiten gerade das, was einer neuen Behandlung eigen sein müsste, Herbeiziehung aller Quellen, strenge Sichtung und kritische Benützung des Materials, historische Umfassung des gesammten nationalen Lebens mit wirklichem politischen Verständnisse. Natürlich fehlt es allen diesen Arbeiten nicht an einzelnen Vorzügen, im Ganzen aber sind die wissenschaftlichen Ergebnisse derselben dürftig.

Hochgeehrte Versammlung! Unter solchen Verhältnissen befindet sich die römische Kaisergeschichte noch immer auf ihrem alten Standpunkte: die historischen Werke beschränken sich auf die Darstellung der grossen Hof-, Staats- und Kriegsactionen, wobei die Personen der Herrscher und ihrer Umgebung eminent in den Vordergrund treten. Die ganze Culturgeschichte, die ökonomischen Verhältnisse, die Entwicklung der Sprache und Literatur, der Religion und Sitte, des Rechtes und der Verwaltung, überhaupt die Erfassung des Staates als der höchsten Blüthe des gesammten nationalen Lebens tritt, wenn sie nicht gänzlich fehlt, doch über Gebühr zurück.

An diesem Verhältnisse tragen nun die Quellenverhältnisse sicherlich einen Theil der Schuld. Wenn irgendwo, so tritt uns in der römischen Kaisergeschichte die Beschränktheit und die Unsicherheit historischen Wissens recht niederschlagend ins Bewusstsein. Dass Recht und Unrecht schwebender Fragen, geführter Kämpfe anders von den Zeitgenossen, anders von der Nachwelt beurtheilt wird, ist der geringere Uebelstand; viel schlimmer ist für den späteren Historiker die so abweichende Schätzung dessen, was merkwürdig, was der Aufzeichnung für die Nachwelt würdig sei. Die Nachlebenden sollen sich in der Regel bescheiden das zu erfahren, was den Verfassern von Denkwürdigkeiten und historischen Arbeiten beachtenswerth erschien, während wir doch heute so manche Taciteische Rede darum geben würden, wenn wir erfahren könnten, wie sich Land und Leute in den Provinzen befanden, wie sich die religiösen Verhältnisse in den ersten

nachchristlichen Jahrhunderten gestalteten, was die öffentliche Meinung über die Cäsaren und ihr Regiment zu erzählen wusste. Für die Geschichtschreiber jener Zeiten beschränkt sich die Geschichte auf die Darstellung der stadtrömischen und der Grenzverhältnisse, deren Mittelpunkt Hof und Person der Fürsten ist, ohne dass man selbst für diese Punkte eine planmässige und erschöpfende Darstellung erwarten dürfte. Dabei haben sie sämmtlich, Velleius etwa und den späteren Dio ausgenommen, die Geschichte nicht von dem Standpunkte der handelnden Staatsmänner, sondern entweder dem blosser Curiosität oder nergelnder Opposition oder nicht sehr hoher, hausbackener Moral betrachtet. So sahen sie meist nur das, was sie wünschten, dann allgemeine Forderungen, gewisse sittliche Ziele in sehr beschränkter Einseitigkeit. Freilich ist dies zum Theil die Schuld der Zeit. Ohne Antheil am politischen Wirken, grossen und weiten politischen Gesichtspunkten völlig fremd, desshalb unreif in ihrem Urtheile zeigen sie für alles, was die Kaiserherrschaft erzeugt, Misstrauen, und entschuldigen sich für die auferlegte Unthätigkeit durch masslose Kritik der handelnden Persönlichkeiten. Und wie im staatlichen Gebiete nur zu oft die kleine Moral die grosse tödtet, so entgiengen diese Schriftsteller auch für ihre Person diesem Loose nicht: indem sie über die Aufführung des Fürsten und seines Hofes und die städtischen Scandalgeschichten moralisirten, blieben ihnen die grossen tiefsittlichen Lehren der Geschichte todte Buchstaben. Dieser Standpunkt genügt uns schon heute nicht mehr, er wird uns immer weniger genügen, je mehr es uns gelingt, ein gesundes Verhältniss im politischen Leben unseres Volkes zu erreichen. Und selbst ein Bild des stadtrömischen Lebens oder der wenigen Kriege und Vorgänge ausserhalb der Hauptstadt, die uns berichtet werden, bleibt höchst unvollkommen, wenn wir bloss den Erzählungen der Schriftsteller folgen, selbst wenn das alles als unbedingt richtig und glaubwürdig erscheinen könnte, was sich dort findet. Aber wie man auch über die Glaubwürdigkeit und das Quellen studium beziehungsweise die Quellenbenutzung des Tacitus, Sueton, Dio und der andern denken mag — und die Resultate der in neuerer Zeit so zahlreich über diese Fragen geführten Untersuchungen gehen ja weit auseinander — jene Altgläubigkeit, welche alles festhalten zu können glaubt, weil es überliefert ist, wird keine Zukunft in der römischen Kaisergeschichte haben. Wenn man auch, jedenfalls zur Zeit, vielleicht gänzlich, die Hoffnung aufgeben muss, zu einer bis ins Einzelne mit Sicherheit vordringenden Feststellung der ursprünglichen Quellen oder gar zur Erkenntniss des Charakters dieser selbst zu gelangen, wenn dieses Problem sicherlich erst durch eine Quellenkritik in umfassendem Zusammenhange und im grossen Stile gelöst werden kann, so viel steht doch wol fest, dass wir ein gründliches Quellenstudium, eine selbständige Forschung, ernste und sichere Kritik, so wie die so oft gepriesene Objectivität bei keinem dieser Schriftsteller finden. Sie waren Parteileute, standen durchaus in den Spuren mehr oder minder befangener Vorgänger; die Literatur ihrer Gegner haben sie jedenfalls nur sehr selten und in sehr beschränktem Masse, vielleicht gar nicht herangezogen, bestimmte politische Zwecke, lebenslänglich gepflegte Vorurtheile führten ihnen die Feder. Und bei solchem Stande der Schriftquellen werden wir, wenn auch diese immer eine grössere Bedeutung beanspruchen dürfen als die monumentale Ueberlieferung, schwerlich sehr weitgehende Hoffnungen hegen können für solche Perioden der Kaiserzeit, wo wir von Denkmälern anderer als historiographischer Art im Stiche gelassen werden, eine wirkliche und wahre politische Geschichte schreiben zu können. Jedenfalls

wird es unsere nächste Aufgabe sein müssen, die Geschichte der einzelnen Regierungen oder einzelner Episoden und Partien derselben mit Benützung aller Hilfsmittel der heutigen historischen Wissenschaft festzustellen. Hiebei werden die Thatsachen vor allem möglichst objectiv, aber mit aller Kenntniss der bezüglichen Fragen zu eruiren und jede für sich zu erörtern sein; die Beurtheilung der leitenden Persönlichkeiten, wenn sie überhaupt möglich wird, lässt sich jedenfalls nur auf Grund genauer Kenntniss aller einschlägigen Thatsachen mit einiger Sicherheit anstellen. Dass sich hier unerwartete Resultate erzielen lassen, dafür will ich nur an einzelne Arbeiten von Schülern Büdingers, an die Arbeit von Lehmann über Claudius erinnern; dieser Erfolg ist meiner eignen Arbeit über Nero von der Kritik durchgehends zugesprochen worden. Werden so die persönlichen Momente in der Darstellung mehr zurücktreten, so wird dafür dem Studium des Staatswesens und der Staatseinrichtungen, des städtischen und provinciellen Lebens, der Literatur und Kunst, der socialen Zustände ein viel breiterer — und wir können es bestimmt sagen — ein viel sichrerer Boden gewonnen werden. Die Quellen hiefür sind theilweise erst in unserer Zeit gehörig ausgebeutet worden durch sorgfältige Sammlung und Sichtung aller bei Historikern und Nichthistorikern sich findenden, oft kümmerlichen Daten, theilweise erst jetzt für jeden erschlossen in den grossen griechischen und lateinischen Inschriften- und Münzwerken, in den Sammelwerken und Katalogen der Museen und Kunstanstalten, welche die europäischen Staaten wetteifernd der Wissenschaft geschenkt haben und noch immer schenken, endlich in der Leichtigkeit des literarischen und Reiseverkehrs, welche die Verkehrsverhältnisse unserer Zeit gewähren und wodurch die für den Historiker unentbehrliche Literaturkenntniss, Autopsie und Bekanntschaft mit Land und Leuten ermöglicht wird.

Hier ist ein unermessliches Material auszubeuten, hier bietet sich jüngeren Kräften ein weites und lohnendes Feld der Thätigkeit. Für das Staatsrecht hat wiederum Theodor Mommsen gezeigt, was die Verbindung von politischer Reife, Rechtskenntniss und universeller Bildung mit genialer Schärfe des Urtheils zu leisten vermag. Wenn einmal die Monographien über die Provinzen und Municipien und ihr Leben, über die Hauptstadt und ihr Treiben nach den Inschriften und Resten der Kunst und des Gewerbes geschrieben sind — und wer wüsste nicht, welch' werthvolle Arbeiten bereits in dieser Richtung von Borghesi, Mommsen, Henzen, Marquardt, Waddington, Renier, Zumpt, Hübner, Wilmanns, Hirschfeld, Herzog, Nissen und anderen theils in eignen Werken, theils in den Fachzeitschriften niedergelegt sind? — dann wird sich das Bild der römischen Kaiserzeit ganz anders, vieles in besserem, manches in noch trüberem, das meiste aber im wahren Lichte darstellen. Welche Ausbeute für die socialen Verhältnisse mit Fleiss und Methode hier gewonnen werden kann, dafür brauche ich nur an die Darstellungen aus der römischen Sittengeschichte von Friedländer, an die Arbeiten von Marquardt, an Martha les Moralistes Romains zu erinnern. Wie ganz anders wird sich die Geschichte der Sprache aus dem Corpus Inscriptionum latinarum nach dessen Vollendung schreiben lassen, wenn Meister wie Borghesi, Ritschl, Mommsen, Henzen die antiken Denkmäler mit ihrem Scharfsinn und ihrer Combination beleuchten!

Und, hochgeehrte Versammlung, lassen Sie mich sogleich den grossen Vortheil voranstellen, welcher der Forschung in diesen Zeiten erwächst: die Linien für die Behandlung sind in den Hauptzügen unabänderlich festgestellt.

Bei der Flüchtigkeit des menschlichen Daseins — und Cäsar waren kaum 5 Jahre zu seiner Schöpfung vergönnt — gehört eine Aufeinanderfolge von verwandten und gleichartigen Naturen dazu, wenn eine dauernde Staatsbildung gelingen soll, noch dazu, wenn sie so festgefugt werden soll, wie das römische Kaiserreich, das noch 5, ja in gewissem Sinne noch 15 Jahrhunderten zu trotzen vermochte mit den gewaltigsten Stürmen, die je über die Welt hereingebrochen sind, ja das in seinen Wirkungen noch heute dauert. Wenn die verschiedenen Zeitalter durch die grossen Staatsschöpfungen verbunden werden, die einmal fest begründet und entsprechend dem, was die menschliche Natur verlangt, im Wechsel der Zeiten zwar angegriffen und erschüttert, aber immer wieder zu neuem Leben gekräftigt werden, so verdient die Schöpfung des ersten Cäsar sicherlich den Namen einer grossartigen Institution. Wie sich nun diese Schöpfung unter den Händen der hochbegabten Kaiser des julischen Geschlechtes gestaltete, was nach kurzen welterschütternden Stürmen die Flavier dazu schufen und welche Reformen Trajan nochmals mit gewaltigem Geiste hinzufügte, diesen Nachweis werden wir von einer modernen Kaisergeschichte erwarten dürfen.

Es wird sich ja streiten lassen, ob die Darlegung der Cäsarischen Schöpfung, wie sie Mommsen gegeben hat, durchgehends und in allen Einzelheiten richtig ist — die Grundlinien und die Hauptzüge werden sich jedem unbefangenen Forscher als richtig und unabweisbar ergeben. Cäsar wollte das Nothwendige, und desswegen trotzte sein Werk den Jahrhunderten; aus diesem Grunde sind auch die Grundgedanken seiner Schöpfung nicht misszuverstehen.

Von den Staaten, welche zu Cäsars Zeit neben dem römischen in Betracht kommen konnten, war kein einziger zugleich ein National- und ein Culturstaat; es fehlte der damaligen Welt also an den Bedingungen einer dauerhaften Staatengründung. Der Hellenismus mit seiner kosmopolitischen Anlage hatte zwar den Osten seiner Cultur unterworfen, aber auf den Trümmern unzähliger Nationalitäten begründet und selbst nicht mehr einer bewussten und kraftvollen Nationalität mächtig und keiner Staatenbildung fähig, war von ihm im besten Falle die Gefahr charakterlosen Byzantinismus zu fürchten. Im Westen war zwar nationale Kraft und nationales Leben eben zum Bewusstsein erwacht, aber in tiefe Barbarei versunken stand das Germanenthum bereit an den Pforten des civilisirten Lebens alle Spuren desselben zu vernichten. Das Römerreich hatte durch seine nationale Kraft eine weite Ländermasse zusammengebracht, sie entbehrte aber des inneren Halts, welchen eine gemeinsame Cultur bietet — die herrschende Stadt betrachtete die Provinzen als ihre Unterthanen, die wüsten Pöbelhaufen entschieden über deren Geschick. Republikanische Staatsformen reichen für ein so verwickeltes Staatswesen nicht mehr aus; die Bedeutung des Repräsentativsystems blieb dem alten Staate, der auf der Sklaverei sich aufbaute, fremd. Wiederholt hatte bereits das untergehende Gemeinwesen die Bahn der Monarchie eingeschlagen, aller selbständige politische Sinn war erstorben! so wies die ganze Entwicklung auf das demokratische Kaiserthum als schreckensvolle Nothwendigkeit.

Was unter solchen Verhältnissen zu thun war, stand klar vor Cäsars Seele. Die Unterthanenländer sollten allmählich der herrschenden Stadt gleichgestellt, ihre Vertreter in den Staatsrath aufgenommen, durch sie dem Staate das seinen grossen Verhältnissen nöthige frische Blut zugeführt werden; Mutterland und Provinzen sollten sich gemeinsam

der neuen Staatsform des Kaiserthums unterordnen. An die Stelle raubsüchtiger Ausnützung der Provinzen wollte Cäsar die rationelle und wohl controllirte Verwaltung kaiserlicher Beamten setzen, die stets drohende Invasion an den Grenzen durch ein geniales System offensiver Vertheidigung fernhalten, griechisch-römische Bildung sollte im Frieden über Ost und West verbreitet werden, die nationale Mission der kosmopolitischen weichen. Und dass er die richtige Stunde für diese Aufgabe erkannte, das zeigt die Staatenbildung und Cultur des heutigen Europa; wohl zerschlugen die Germanen mit mächtiger Faust die äussere Form des cäsarischen Werkes, sein unsterblicher Inhalt rettete sich hinüber in eine neue Epoche der Geschichte.

Sicherlich ist in der Cultur des neuen Weltreiches nichts ursprüngliches, nichts in der Kunst, nichts in der Literatur, greisenhaft sieht der Forscher die mit den Elementen und Ruinen orientalischer und occidentalischer Bildung versetzte Cultur des kaiserlichen Rom an gegenüber den jugendkräftigen Erzeugnissen griechischen Genies, und die Kenner Perikleischer Zeiten fühlen sich instinctiv zurückgestossen von der kaiserlichen Kunst, der Literatur eines Vergil, Ovid, Horaz und Seneca. Aber trotz alledem bleibt dem Kaiserthum der wahrlich nicht geringe Ruhm, mit der Weltmonarchie nochmals eine Weltliteratur und eine kosmopolitische Kunst geschaffen zu haben, der die Geschichte nichts Gleiches an die Seite zu stellen hat, wenn man sich gegenwärtig hält, dass dieselbe des natürlichen Bodens, der nationalen Grundlage entbehren musste. Auch die hergebrachte Vorstellung, dass diese Kunst und Literatur etwas äusserliches, künstlich herangezogenes geblieben, nie in die weiteren Kreise des Volkes gedrungen sei, lässt sich den inschriftlichen und archäologischen Funden gegenüber nicht mehr aufrecht erhalten; wenn die rohen Versuche der Schuljungen und die Kritzeleien des Bummlers die Wände mit den Versen der gefeierten Dichter bedecken, wenn die Erzeugnisse der Kunst und des Kunstgewerbes die Hütten der Armen so gut wie die Paläste der Reichen und die öffentlichen Bauten schmücken, wenn die Hauptstadt und die Landstädte in der Anlage monumentaler Bauwerke in gutem Stile wetteifern, dann hat der Historiker kein Recht von äusserer Tünche und rohem Ungeschmack zu sprechen.

Nur die Pflege des Friedens, sonst dem antiken und insbesondere dem römischen Nationalstaate fremd, vermag diese Erscheinung zu erklären: die Mehrheit der Bürger ausgeschlossen von der Kriegsthätigkeit fand sich jetzt darauf angewiesen, das Gemeindeleben, die wirthschaftliche Thätigkeit, die geistigen Interessen zu pflegen. Denn was wollte es für das weite Weltreich bedeuten, wenn die Cäsaren in Rom mit den herabgekommenen Nachkommen jener stolzen Patriciergeschlechter noch über ein Jahrhundert lang um Krone und Leben kämpfen mussten, gegen deren Missbräuche die unteren Classen zu schützen der Zweck und die Berechtigung des Cäsarenthums war; wenn an den Grenzen grössere oder kleinere Waffengänge fortgiengen, während Schutz der Person und des Eigenthums überall entstand, der Provinciale, selbst der verachtetste Orientale ungehindert an Handel und Wandel seinen Wohlstand begründete, während Bildung und Pflege der Kunst bis in die weitesten und bis in die niedersten Kreise drang, so dass selbst im fernen Norden und Westen die Barbaren von römischer Cultur ergriffen werden? Jetzt erkannte zuerst die staatliche Gesellschaft ihre Pflicht, die Armen und Schwachen zu unterstützen; der Sklave fieng an nicht mehr bloss der philosophischen Speculation als Mensch zu gelten. Und ehe im kleinen jüdischen Lande eine neue Religion sich aufbaute auf dem socialen

Gegensatze von arm und reich, führte in grösseren Verhältnissen Cäsar diese Gegensätze zu einer leidlichen Versöhnung durch die staatlichen Mittel der Ackervertheilung, der Annullirung der Zinsforderungen, Bestimmung eines Maximalzinsfusses, Milderung des Schuldgesetzes und der überseeischen Colonisation. Es bahnte sich durch seine Reformen eine neue Wirthschaftsordnung an, in der eine so barbarische Ausnützung des Menschen durch den Menschen und desshalb so schreckliche sociale Kämpfe und Revolutionen, wie im Alterthum, nicht mehr möglich waren. Und ehe durch das Wehen eines neuen Geistes von Osten her die Barmherzigkeit der Sitten und die Erneuerung des Sittengesetzes durch die Anbetung der Gottheit im Geist und in der Sittlichkeit sich vollziehen konnte, setzte Cäsar dem Verfalle der Sitten, dem Ruin des Familienlebens, der Ueppigkeit und Corruption entschlossen kraftvolle Gesetze entgegen und half, so weit überhaupt durch staatliche Verordnungen geholfen werden konnte. In dem kosmopolitischen Leben des neuen Reiches fand das Christenthum mit seiner universalen Tendenz seinen besten Bundesgenossen, während zu gleicher Zeit Cäsar und Augustus durch ihre religiösen Reformen noch einmal dem Heidenthum die Möglichkeit verliehen, über drei Jahrhunderte dem neuen Glauben zu widerstehen. Und während die Begründer der Monarchie jenen conservativen Caesaro-Papismus schufen, der einst der neuen Religion so verhängnissvoll werden sollte, sanctionirten sie zugleich jene in ihrer Theorie zweifelhafte, in der Ausführung jedenfalls anerkennenswerthe und einen Fortschritt in der Geschichte des menschlichen Geistes begründende Toleranz gegen den Glauben anderer, so lange dieser sich von politischer Agitation und Auflösung der bestehenden staatlichen Gesellschaft fern hielt.

Aber wenn man auch absieht von der allgemeinen Erfahrung, dass jede Revolution mehr in Aussicht stellt als sie zu realisiren vermag, so blieben doch Cäsar zur Einführung dieser grossartigen Umgestaltung nur etwas mehr als vier Jahre; einleben hatte sie sich nicht können; es fehlte das Hauptmoment, die Zeit, welche politische Institutionen festigt. So fiel denn Cäsars Nachfolgern die Aufgabe zu, seine Entwürfe auszuführen.

An schöpferischen Ideen ist nicht viel zu erwarten nach dem grossartigen Erscheinen dieses Mannes, der, soweit wir historische Erinnerung kennen, wohl allein alle Zweige des Staatslebens schöpfend und befruchtend umfasst hat, die productive Kraft des römischen Volkes hatte sich mit ihm erschöpft. Und doch hätte sein Werk auch noch ferner einer solchen Kraft bedurft; denn wie klein ist selbst die gewaltigste Kraft des Einzelnen, auf die sich jetzt das Reich angewiesen sah, neben der Vielseitigkeit des Gemeinwesens! Aber auch seine schrankenlose Macht konnte sich, eben weil sie schrankenlos war, nicht vererben. Und so sehen wir das sonderbare Schauspiel, wie Augustus und seine Nachfolger auf Umwegen kaum das zu erreichen vermögen, was der grosse Ahn schon besessen, wie Inconsequenzen und Widersprüche sehr schwerwiegender Art die Reinheit der Cäsarischen Linien trüben, wie vor allem unter ihren Händen der Militärstaat erwuchs, den Cäsar mit aller Kraft perhorrescirt hatte — und damit der Keim zum Untergange des Reichs.

Trotzdem erfüllen sie eine bedeutende weltgeschichtliche Aufgabe. Senat, Volksversammlung und Wahlrecht, republikanische und kaiserliche Magistratur, Gerichtswesen und Gesetzgebung, Verwaltung und Polizei, Militärwesen und Colonisation verlangen jetzt ihre eigene Geschichte, extensive Ausdehnung und intensive Beschränkung des Municipal- und Städtewesens mit der immer strenger und starrer werdenden Trennung der Stände,

ein wohlerwogenes, aber schlecht gehandhabtes Finanzsystem, Münzwesen und Geldverkehr beanspruchen ein gesteigertes Interesse; die Aufgabe der Rechtscodification, schon von Cäsar geplant, wird von den Nachfolgern nur unvollkommen gelöst. Langsam brannte das Feuer der republikanischen Gedanken nieder; aber wenn sein Aufflackern auch nicht mehr die Provinzen in Brand zu setzen vermag, so begleitet es doch noch mit unaustilgbarem Hasse die Dynastien des ersten Jahrhunderts. Die Geschichte der Opposition wird nicht in geringem Masse lehrreich sein für die Beurtheilung der stadtrömischen Zustände, insbesondere für die Stellung der historischen Literatur. Am treusten wird die auswärtige Politik Cäsars festgehalten — und doch wie bedeutungsvoll sind bereits die Kämpfe an der Nord- und Ostgrenze des Reiches! Schon unter den julischen Kaisern kündet sich in der Hauptsache der schliessliche Ausgang an. Aber welche Arbeit erforderte auch die Nivellirung des weiten Reiches, die Romanisirung beziehungsweise die Hellenisirung der Provinzen! Viel fehlt noch zu der nöthigen Klarheit, aber schon jetzt sehen wir an der Hand der Inschriften und Münzen, der sprachlichen, baulichen und plastischen Ueberreste die Romanisirung von Spanien, Gallien, Britannien, Nordafrika und den Donauländern sich vollziehen — zugleich ein warnender Wink vor der beliebten Annahme eines raschen Verfalles der Kraft des Römerthums. Der griechisch-römischen Civilisation eröffnet sich ein unermesslicher Wirkungskreis. Die Staatsbildungsanstalten zeigen, welchen Werth die Regierung dem Unterrichtswesen beilegt; zu den Studiensitzen alten und neuen Ursprungs, die überall im Reiche blühen, strömen die Söhne der eben romanisirten Barbaren und der alten Culturvölker um die Wette; die Länder um das Mittelmeer erfüllen sich mit den Erzeugnissen einer Nachblüthe griechischer Kunst; Spanier, Gallier, Afrikaner treten als Wortführer ein in die neue Literatur. Eine gesteigerte Industrie, die zu grosser technischer Fertigkeit gelangt und der die Originalität nicht gänzlich mangelt, geht Hand in Hand mit einem Welthandel, der früher nie seines Gleichen hatte, römisches Gold wird der Courant des indischen Händlers und des Bernsteinkäufers an der nordischen Küste. Rationelle Landwirthschaft und Oekonomie fördern in den Provinzen des Westens den Wohlstand der Landstädte und liefern die Mittel zur Erhaltung ihres hochherzigen Gemeinsinnes; auf der andern Seite wirft die Plantagenwirthschaft ihre düsteren Schatten in das erfreuliche Bild. Alle diese Capitel werden aus Inschriften und Münzfunden recht erhebliche Bereicherung erhalten, nicht wenige derselben sind geradezu neu zu schreiben.

Bei einer so hochgesteigerten Cultur wird uns die langsamere Volksvermehrung, die geringere Zahl der Heiraten, die Steigerung des Concubinates kaum anders als eine nothwendige Folge der Verhältnisse erscheinen; die grosse Sterblichkeit der Kinder in Rom, der jungen Frauen insbesondere in Afrika finden dadurch theilweise ihre Erklärung; aber eine genaue Sammlung aller einschlägigen Nachrichten wird uns, im Verein mit den aus neuerer Zeit zur Verfügung stehenden statistischen Erfahrungen, wahrscheinlich in den Stand setzen, das Studium der statistischen Verhältnisse des römischen Reiches im Verhältniss zu seinem jetzigen Zustande bedeutend zu fördern, wenn auch immer bedauernswerthe Lücken bleiben werden. Und, hochgeehrte Versammlung, wie weit sind wir noch von der Lösung jenes grössten geschichtlichen Problems entfernt, der Ausbreitung des Christenthums, und von der Kenntniss der Bedingungen, unter denen sie geschah und geschehen konnte! Die neuste Arbeit von Boissier, La Religion Romaine, d'Auguste

aux Antonins, hat die Schwierigkeiten dieser Frage nur von neuem dargelegt, nicht in befriedigender Weise gelöst, und die sorgfältigen Untersuchungen von Hausrath im dritten Bande seiner Neutestamentlichen Zeitgeschichte constatiren die grosse Lücke genauerer Kenntniss, welche zwischen den Zeiten Neros und Hadrians unüberbrückt klafft. Friedländer hat im dritten Bande seiner Darstellungen den Nachweis geliefert, wie festgefugt das Heidenthum noch in den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung war. Neue Gottheiten entstehen, der Kaisercult verbreitet sich nivellirend über die Provinzen, die Localculte sterben ab und verschmelzen sich mit dem neuen; Orient und Occident tauschen ihre Götter. Die auch noch von Hausrath neuerdings so sehr betonte Weltschmerzstimmung eines Tacitus, Iuvenal und der gnostischen Speculation erklärt das Vordringen des Christenthums gerade in den untern Classen nicht hinlänglich; und auch die gewöhnlich zur Erklärung beigezogenen Verhältnisse des Luxus und der sittlichen Fäulniss haben doch nicht die Bedeutung, die man ihnen gewöhnlich beimisst: sie erscheinen nach Friedländer, der sicherlich nicht zu vortheilhaft urtheilt, schwerlich erheblich schlimmer, als dies überhaupt mit so gehobener Cultur verbunden zu sein pflegt. Wie nun das Christenthum vordrang, welche Wege es einschlug, welche Mittel es sich dienstbar machte, wie es sich mit der überlegenen heidnischen Bildung abfand, die kaiserliche Politik und die Stimmung und das Verhalten der heidnischen Welt — alles dies enthält für uns zahlreiche ungelöste Räthsel. Und da greift dann die schwierige Frage über die christlichen Denkmäler schriftlicher, baulicher und inschriftlicher Art und die kirchliche Tradition ein. Schroff stehen sich die theologischen Ansichten über Abfassung und Glaubwürdigkeit der Schriften des neuen Testaments gegenüber; nicht minder abweichend von einander sind die Interpretationen der christlichen Inschriften dieser Zeit. Und erst die Tradition? Wird man sie als Geschichtsquelle betrachten dürfen? Wird sich der Mythus von den historischen Elementen in reinlicher und evidenter Weise lösen lassen? Unzweifelhaft wird hier manches dunkel bleiben, aber das Interesse des Forschers wird sich gerade desshalb immer wieder zu diesen Problemen hingezogen fühlen. Weiter wird es die Aufgabe der Forschung sein, den Einfluss der kosmopolitischen Philosophie der Kaiserzeit in diesem Zusammenhange nachzuweisen. Die einschlägigen Arbeiten von Zeller und Friedländer, Boissier und Hausrath geben ein übereinstimmendes und richtiges Bild; bei genauerer Untersuchung wird sich ein nicht geringerer Einfluss für das praktisch-sittliche und casuistische Gebiet auf das Christenthum ergeben als für die neutestamentliche Weltanschauung von Seiten des alexandrinischen Judaismus und Hellenismus. Dass die germanisch-christliche Welt von Anfang eine versöhnlichere sociale Zukunft vor sich hatte, weil sie mit edleren und reineren Sittlichkeits- und Rechtsbegriffen an die Ordnung der Volkswirthschaft und an die Auseinandersetzung der verschiedenen wirthschaftlichen Classen gieng, ist wohl richtig. Aber es wird dabei nur zu oft übersehen, dass die hier grundlegenden Lehren von der Brüderlichkeit aller Menschen, von der allgemeinen Gleichheit, von der Feindesliebe, der Unterstützung der Armen, Verachtung des Reichthums, von der Philosophie eines Seneca, Epiktet, Musonius Rufus und unzähliger anderer in der Hauptstadt nnd den Provinzen zu einer Zeit bereits gepredigt werden, wo von dem Wehen eines neuen Geistes noch nichts zu spüren war. Die praktische Durchführung dieser Lehren in der Gesellschaft entzieht sich noch fast gänzlich unserer Kenntniss. Zwar finden sich in der Gesetzgebung manche Spuren, aber dieselben

sind dürftig — ich erinnere an die Stiftung der Waisenhäuser, an die gesetzlichen Bestimmungen über die Behandlung der Sklaven, den Schutz der Colonen gegen Misshandlung, willkürlichen Verkauf und Erhöhung des Pachtgeldes — die Einzelheiten des grossen Kampfes, in dem diese Lehren mit dem Egoismus der alten Culturvölker und der ungebrochenen, desshalb nicht minder egoistischen Kraft der Germanen ringen, sind uns gänzlich unbekannt. Vor allem bedarf die Institution der Sklaverei mit ihren socialen und wirthschaftlichen Folgen, die in ihren grossen Zügen wohl festzustehen scheinen, doch noch allseitiger Durchforschung und detaillirter Nachweise.

Wir wissen im allgemeinen, dass die Institutionen sich versittlichen und durchgeistigen, dass sie tief eingreifen in die Arbeitsstätten menschlichen Handelns und Begehrens, aber der Nachweis der langsamen und doch so unvollkommenen Umwandlung fehlt uns. Die Ungleichheit der Besitzvertheilung und die Formen der persönlichen Unfreiheit retten sich, wenn auch abgeschwächt, hinüber in die neue Welt. Für die Geschichte der sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse werden die durch Friedländer, Marquardt und andere gewonnenen Resultate werthvolle Grundlagen bilden; aber die genaue Durchforschung aller Denkmäler der einzelnen Länder wird eine genauere Scheidung ermöglichen, die einzelnen Zeiten und die einzelnen Schauplätze werden sich sicherlich schärfer fixiren und trennen lassen; neben den jetzt stark hervortretenden Schattenseiten werden sich auch die Lichtseiten geltend zu machen vermögen.

Hochgeehrte Versammlung! Damit sind nicht alle Aufgaben für die Forschung erschöpft, aber die Hauptpunkte werden wohl berührt sein, und es wird die Darlegung gezeigt haben, wie sehr hier noch der Wahlspruch des erhabenen Monarchen, in dessen getreuer Stadt wir hier tagen, „viribus unitis“ seine Anwendung finden muss, wenn wir zu der Höhe gelangen wollen, welche der deutsche Geist auch auf diesem Gebiete erreichen muss. Es wäre ja wunderbar, wenn unter dem Eindruck der gewaltigen Erlebnisse der letzten 80 Jahre nicht die Hauptarbeit sich der neueren Geschichte und vor allem der Geschichte unseres Volkes zugewandt hätte — aber es wäre doch auch ebenso beklagenswerth, wenn sich die deutschen Philologen und Historiker den Ruhm entreissen liessen, die Kenntniss gerade der Grenzgebiete antiken und modernen Lebens zu jenem Stande zu fördern, welcher der grossartigen Hilfsmittel unserer Zeit, unserer wissenschaftlichen Tradition und unserer wachsenden politischen Bildung würdig ist. (Bravo! Bravo!).

Präsident: Ich glaube im Sinne der geehrten Versammlung zu handeln, wenn ich den beiden Herren Rednern unsern verbindlichsten Dank ausspreche für die schönen Vorträge, mit denen sie uns erfreut haben.

Ich bitte nun Herrn Hofrath Köchly uns mit seinem Vortrage zu beehren.

Köchly:

Hochgeehrte Versammlung!

Nicht ohne Bedenken wage ich es, der freundlich-verbindlichen Einladung unseres verehrlichen Präsidiums zu einem Vortrage zu folgen. Abgesehen von den Schwierigkeiten der Wahl eines Gegenstandes, welcher den so verschiedenartigen Anforderungen und Wünschen einer so mannigfaltigen Zuhörerschaft gleichmässig Rechnung trägt, muss ich, eingetreten in jenes verhängnissvolle Stufenjahr, auf welches das bekannte lateinische

Sprüchwort 'sexagenarii de ponte' wohl noch heutzutage, wenn auch nicht buchstäblich, Anwendung findet, fast um so mehr Bedenken tragen, nach so vielen frischen, jugendlichen Rednern zu sprechen, da ich ja auch — fast eine böse Vorbedeutung! — ad Oeni pontem zu sprechen habe. Wir Philologen sind aber manchmal abergläubisch — oder thun auch wohl bloss so; und da mag denn die böse Vorbedeutung mit dem Oeni pons durch einen Blick auf diese Räume hier aufgehoben werden. Ich denke, zum ersten Male tagt eine Philologenversammlung in einem Tempel Thaliens; und so nehme ich denn, um das böse Omen abzuschwächen, es als ein gutes, dass ich in einem modernen Theater es unternehme, von einer alten Tragödie zu sprechen, ja von der ältesten (so weit die ausdrückliche Ueberlieferung geht) des alten Meisters Aeschylos, die uns erhalten, von seinen Persern, welche als Mittelstück einer Trilogie, in der Phineus vorausgieng und ein Glaukos folgte, im Jahre 472 vor unserer Zeitrechnung auf dem kaum eben in seinen ersten und nothwendigsten Anfängen erstandenen Dionysostheater zu Athen, 8 Jahre nach der Schlacht bei Salamis, zum ersten Mal aufgeführt worden ist.

Aeschylos' „Perser", hochgeehrte Versammlung, diess ehrwürdige Denkmal, diese poetische Verklärung der unsterblichen Zeit der Marathonskämpfer, sind in jeder Beziehung ein Unicum. Zunächst als die einzige historische Tragödie — wie wir diese Art verstehen — welche uns überliefert ist, das dritte und letzte Beispiel derselben*) nach den zwei gleichartigen Versuchen des Phrynichos — der Eroberung Milets und den Phönikierinnen — welches wir überhaupt in der griechischen Theatergeschichte finden. Aber noch in höherer Bedeutung sind diese „Perser" ein Unicum! Denn wenn wir die Sache genau betrachten, so können wir nicht einmal sagen, dass die Griechen der historischen Tragödie entbehrt haben; umgekehrt, so ketzerisch es auch klingen mag, weitaus der grösste Theil der griechischen Tragödien sind, wenigstens für die Griechen, ganz eigentlich historische Tragödien gewesen, und wenn wir sie als solche nicht anerkennen, so liegt der Grund eben darin, dass wir gewohnt sind, der modernen Anschauung und Kritik folgend, jene alten Geschichten von den Zeus- und gottentsprossenen Heroen als Mythologie, nicht als Historie zu fassen. Dass den Griechen es anders gedünkt, dass den Griechen der troianische und der thebanische Krieg, dass ihnen die Thaten und Leiden des Labdakiden- und des Atridenhauses wirkliche Geschichte gewesen — allerdings verschönt durch Dichtung, aber Wahrheit und Dichtung — das geht schon aus der berühmten Kritik ihres ersten Geschichtschreibers Thukydides über Homer hervor, in welchem er aufs strengste zwischen Wahrheit und Dichtung zu scheiden versucht. Die „Perser" dagegen, nur wenige Jahre nach dem weltgeschichtlichen Ereigniss, welches sie verherrlichen, auf die Bühne gebracht, die „Perser" können daher mit einer modernen historischen Tragödie im gewöhnlichen Sinne gar nicht verglichen werden, oder es müsste denn z. B. die frische Reminiscenz der Befreiungskriege unmittelbar darnach in jenen traurigen Zeiten der Demagogenverfolgung ein dramatisches Kunstwerk erzeugt haben, welches die Hingebung jener Tage uns eben so idealistisch vorführte, wie Aeschylos in den Persern die unsterblichen Freiheitskämpfe bei Marathon, Salamis und Platää, welche er mitgeschlagen, auch besungen hat; oder wir müssten in den nächsten Jahren über den in seinen Dimen-

*) Die paar späteren Versuche, von denen wir so gut wie nichts wissen, durfte ich hier gänzlich unerwähnt lassen.

sionen noch viel grossartigeren Nationalkrieg, den wir vor kurzem glücklich durchgeführt, d. h. in den allernächsten Jahren, während alle Helden desselben noch leben und unter uns wandeln, ein poetisch verklärendes Bühnenspiel jener unvergesslichen Tage erhalten, welches den Persern sich ebenbürtig zur Seite stellen liesse. Wir werden es nicht erhalten, und so stehen denn die „Perser" als die unter den noch lebenden Zeitgenossen, Mitthätern und Mitkämpfern vollzogene Verklärung patriotischer Hingebung, so stehen denn die „Perser" einzig da in der dramatischen Literatur der gesammten Welt.

Die „Perser" sind also ein Unicum. In allen Wissenschaften und Künsten gibt es dergleichen. Und die Vertreter aller Wissenschaften und Künste wissen, dass gerade diese Unica immer ein eigenthümliches Schicksal haben. Sie werden auf die mannigfaltigste und verschiedenartigste Weise beurtheilt: in den Himmel erhoben von den einen, in den Staub getreten von den andern. So ist denn auch die Zahl der Schriften über Aeschylos' „Perser" Legion, und gehen die Ansichten in der schroffsten Weise auseinander. In neuerer Zeit allerdings hat man nach und nach nicht nur die Grossartigkeit der Anschauung und Gesinnung sowie die Tiefsinnigkeit der Auffassung, sondern auch die künstlerische Vollendung dieses Dramas, wo nicht klar in allen Einzelheiten erkennen, doch wenigstens in seinen wesentlich hervortretenden Bestandtheilen ahnen gelernt. Doch wie sieht es aus, wenn wir zurückgehen auf die älteren Beurtheiler! Der verfährt noch glimpflich mit Meister Aeschylos, welcher den Mangel an Handlung, die „Rohheit" der Behandlung mit der geringen Ausbildung der tragischen Kunst „entschuldigt", die freilich damals noch nicht im Stande war ihr fünfzigjähriges Jubiläum zu feiern. Ein anderer „wünscht annehmen zu dürfen", dass der Dichter nur seinem königlichen Gastfreunde Hieron zu Liebe die „Perser" auf dem Königstheater zu Syrakus als ein Spectakel- und Gelegenheitsstück habe erscheinen lassen. Und nun noch andere! Schadenfreude, Bosheit, Uebermuth über des Feindes Unglück sei der Grundcharakter des Stückes, das Ganze eine durchgehende Schmeichelei für die athenische Eitelkeit; — und nun gar das Ende, die Heimkehr des Xerxes in Lumpen (wie man fälschlich den Dichter verstanden), die Heimkehr des nicht einmal geflickten Lumpenkönigs, das unaufhörlich wechselnde Jammern und Klagen zwischen Xerxes und dem Chore — ja mit diesem Schlusse gehe das Stück eigentlich aus wie ein 'Judenbegräbniss' mit seinen Klageweibern! Eigene Worte, hochgeehrte Versammlung, keine rhetorische Uebertreibung!

Genug! Ich denke, dieser Hinweis auf die eigenthümliche Stellung der Perser, auf die Verschiedenartigkeit ihrer Beurtheilung wird den Versuch rechtfertigen, vor dieser eben so grossen und hochansehnlichen als mannigfach gemischten Zuhörerschaft wenn auch nur in flüchtigen Zügen das Bild dieser einzigen Tragödie vorzuführen und daran das offene Bekenntniss einer Ketzerei zu knüpfen, welche mir in einer kritischen Section schwere Kämpfe zuziehen würde, wenn dieselbe nicht, nachdem ich einmal ihre Gründung versucht, glücklich von meinem Freunde Eckstein, wie es scheint, für alle Zeiten beseitigt worden wäre. Ich bin daher in dieser Beziehung in dem günstigen Falle, mich bei demselben bedanken zu können, da ich wenigstens hier derlei Angriffen nicht zu begegnen habe. Entschuldigen Sie diese kleine Abschweifung! Wir kommen zur Sache.

Versetzen wir uns lebendig zurück in jene alten Zeiten, über diese 23 Jahrhunderte hinweg und fast noch ein halbes Jahrhundert dazu. Denken Sie sich, hier vor

Ihnen, statt dieser geschlossenen Räume eines Prachtsalons aus der Renaissancezeit, erhebe sich in der Mitte des Hintergrundes unter freiem Himmel hochaufgebaut ein orientalischer Königspalast, der persische zu Susa, der Reichshauptstadt, in der Mitte ein mit hohen Säulen geschmücktes Portal. Ob und inwieweit Aeschylos' Decorationsmalerei diesen Prachtbau etwa so vollkommen und treu darstellen konnte, wie es bekanntlich heutzutage nach den Ausgrabungen von Ninive und Nimrud bei Aufführung des Byron'schen Sardanapal in London und Berlin zu geschehen pflegt — das wissen wir freilich nicht. Rechts vom Palast (von den Zuschauern aus), aller Wahrscheinlichkeit nach so ziemlich an der Grenze von Bühne und Orchestra — also etwa auf dem Platze, wo ich stehe — erhebt sich der pyramidenförmig aufsteigende Grabhügel des alten Dareios. Zwischen demselben und dem Palast, dann weiter rechts von ihm bis hinein in die Coulissen ist die Aussicht auf die Königsstadt selbst angedeutet, ob ausgeführt oder mehr skizzenhaft, wissen wir erst recht nicht: da mag denn jeder frei seine Phantasie walten lassen. Links vom Palast geht der Weg hinaus in die Fremde, zunächst in das grosse persische Reich, welches bekanntlich schon damals ausgezeichneter Heerstrassen sich erfreute, und dann weiter hinaus in die weite Welt „über Land und Meer": inwieweit und wie das dargestellt war, bleibt ebenfalls unserer Einbildungskraft freigelassen. Und im Theater selbst, in des Dionysostheaters mächtigem an die athenische Akropolis sich anlehnenden Bau, der „in weiter stets geschweiftem Bogen" vom Südfusse des Burgfelsens an dessen Rücken emporsteigt, sitzen Bank an Bank gedrängt die athenischen Bürger und Metöken und „herbeigeströmt von fern und nah" die fremden Schaaren wartend da — alles in allem wohl 30,000 Köpfe. Weitaus die meisten von ihnen haben selbst mitgeschlagen die Schlachten von Marathon, von Salamis und Platää, haben selbst erschaut die goldschimmernde Märchenwelt des gewaffneten Orients heranstürzen gleich einer ungeheuren buntschillernden Meereswoge und dann zerschellen wie diese an dem festen Wall hellenischer Schiffe und Mannen.

Das Stück beginnt. Von der rechten Seite her durch das gewölbte Eingangsthor zieht der Chor ein in die Orchestra, in drei Glieder und vier Rotten geordnet: zwölf ernste Männer in der wohlbekannten Tracht persicher Fürsten, die Tiara — die spitzzulaufende Mütze — nach der einen Seite herabgebogen auf dem Haupte, in langem reichgestickten Gewande mit weiten lang überhängenden Ermeln, ehrwürdige Greise mit mächtigem, wohlgeordnetem, weissem Barte. „Hier sind wir, so die Getreuen man nennt der Perser, die gen Hellas gezogen, vom Könige selbst erkoren und als Wächter von Schatz und Reich zurückgelassen". So beginnt in alt-einfacher Form der Chorführer die Parodos, das anapästische Einzugslied, um dann zunächst zu reden von der angstvollen Sorge, die ihnen das Herz in der Brust zu zersprengen droht; denn die ganze Wehrkraft Asiens ist ausgezogen, und noch ist keine Kunde von ihr heimgekommen (V. 1—15). Dann nehmen wohl einzelne das Wort und zählen — eine Reminiscenz an den Homerischen Schiffskatalog — alle die Völker und Namen im einzelnen auf, die hinausgezogen in die Weite auf des Königs gewaltigen Heerruf: die Perser zuerst, die Aegyptier sodann, darauf die Lyder und Mysier und andern Kleinasiaten, zuletzt die Babylonier und die übrigen Asiaten (V. 16—58). Und dann ist's wieder der Chorführer, welcher in den Schlussanapästen auf den Jammer des Landes und insonderheit der Eltern und Frauen hinweist (V. 59—68).

Unter der Recitation dieser Parodos hat der Chor seinen Einzug in die Orchestra vollendet und ordnet sich nun zum ersten Stasimon (Standliede). Es schildert den gewaltigen Auszug, wie der Kriegsherr, Wuth blickend dem grausen Drachen gleich, gestützt auf die Führer des Heeres, zu Schiff und zu Fuss mit Ross und Wagen hinausgezogen, wie sie über das Joch der Schiffbrücke, welches sie dem Hellesponte aufgezwungen, über das jenseitige Festland sich ergossen — Bogen gegen Speer — ein unendlicher, unwiderstehlicher Kriegerschwarm: ja unwiderstehlich sind die Perser, unbesiegbar! So schliessen die beiden ersten Strophenpaare (V. 69—92). Doch da klingt im Mittelgesang mit einem Mal ein bedenklicher Misston hinein: „Doch wenn Trug spinnet die Gottheit, welcher Mensch mag dem entfliehen?“ (V. 93—102). Und das führt nun das nächste Strophenpaar (V. 103—112) aus: in der Feldschlacht zu siegen, Mauern und Städte zu brechen war bisher den Persern beschieden, aber das Meer, das furchtbare, haben sie jetzt zum ersten Mal erprobt! Und darum — damit schliessen die beiden letzten Strophenpaare ab — da alles hinausgezogen, Angst und Besorgniss bei den Greisen, Sehnsucht, Schmerz, Verzweiflung bei den andern Zurückgelassenen, vor allem den jüngst vermählten Frauen (V. 113—138). So gilt's denn eine Berathung zu beginnen über das drohende Geschick (V. 139—149).

Doch ehe sie beginnt, öffnet sich die Mittelthür des hohen Palastes, und im Tragsessel wird herausgetragen in vollem königlichen Prunk und Schmuck Dareios' Wittwe, Xerxes' Mutter, die greise Königin *). Um sie wimmelt das geschmückte Volk der Sklaven und Sklavinnen. Nach morgenländischer Sitte fallen die Greise nieder und beten die hohe Frau an:

„Eines Persergottes Gattin, eines Gottes Mutter auch!“

Doch deren Stimmung ist der Huldigung nicht entsprechend. Sie ist gekommen, um ihre Herzensangst gegen die Getreuen auszuschütten. Ein Traum bei Nacht, ein Wahrzeichen bei Tag haben sie mit tiefster Besorgniss erfüllt. Im Traume hat sie zwei hohe herrliche Frauen erschaut, die eine in persischem, die andere in dorischem Gewande, die letztere in Hellas, jene im „Barbarenlande“ heimisch; sie haben Streit mit einander begonnen, da kommt ihr Sohn und zwängt sie beide gewaltsam unter das Joch seines Wagens. Und die Perserin, stolz und glücklich schreitet sie einher im neuen Zügelschmuck; aber die Dorerin, rasch hat sie das Joch zerbrochen, den Wagen zerschellt, und Xerxes liegt im Staube, und neben ihm steht sein Vater und jammert um ihn! Die Königin erhebt sich vom Lager und schreitet in den Hof des Palastes zum Altar, die Götter zu versöhnen ob solchen bösen Traumes. Da erschaut sie einen Adler, den persischen Königsvogel, verfolgt von einem Habicht; er flieht zum Altar und birgt das Haupt, und der Habicht zerfleischt ihn, den wehrlosen, mit seinen Fängen. Das hat sie mit Graun erfüllt: es scheint auf des Königs Tod zu deuten, der ja bei seinem Leben niemandem Rechenschaft schuldig und selbst im Falle einer Niederlage seines Thrones sicher ist (V. 150—214).

Der Chor will weder zu viel noch zu wenig sagen: er gibt den Rath, zu den Göttern zu flehen und die Todten zu besänftigen. So entspinnt sich denn ganz natürlich ein Ge-

---

*) Der Name Atossa, den wir sonst kennen, kommt im ganzen Stücke nicht vor, und da das Personenverzeichniss im Laurentianus fehlt, so fragt es sich, ob Aeschylos die Königin Mutter überhaupt nach ihrem Namen bezeichnet hat.

spräch über die Heerfahrt und ihr Ziel — Athen. Die Königin in ihrer Zurückgezogenheit als Frau, als Orientalin, als Königin hat noch nichts Genaueres davon vernommen, und so lässt denn nun unser Dichter in dieser Stichomythie zwischen Königin und Chor den Gegensatz zwischen dem monarchischen Orient und dem republicanischen Athen in epigrammatisch zugespitzten, aber treffenden Zügen scharf hervortreten. Doch die Stelle muss gelesen werden, weil sie zu wichtig ist für die Auffassung des Ganzen. Die Königin fragt — auch die persischen Frauen scheinen manchmal in der Geographie nicht gar stark gewesen zu sein:

„aber wissen möcht' ich Eins,
Wo auf Erden, Freunde, mag wohl dies Athen gelegen sein?"

Der Chor antwortet darauf:

„Fern gen Abend, wo des Sonnengottes letzter Niedergang".

Die Königin.

„Und doch trug mein Sohn Verlangen, diese Stadt zu bändigen?"

Chor.

„Ja, das ganze Hellas wäre dann dem König unterthan".

Athen also ist Hellas, Hellas die Vorkämpferin von Europa!

Königin.

„Steht denn ein so massenhaftes Kriegsheer ihnen zu Gebot?"

Chor.

„Ja, ein Heer, das schon den Medern vieles Leid hat angethan".

Das ist die erste kurze Hindeutung auf Marathon.

Die Königin.

„Und was haben noch sie? Füllt auch Reichthum zur Genüg' ihr Haus?"

Chor.

„Silber quillt in ihren Bergen, ihres Landes reichster Schatz".

Das, hochverehrte Anwesende, sind jene Laurischen Silberbergwerke, um deren Schlacken jetzt die griechische Regierung mit einer französischen Actiengesellschaft — ich weiss in dem Augenblick nicht, ob processirt oder verhandelt!

Königin.

„Und ist ihrer Hand vertraut auch Bogenstrang und Pfeilgeschoss?"

Chor.

„Keineswegs! Stosslanzen führen sie und mächt'ger Schilde Wehr".

Königin.

„Aber wer ist ihr Beherrscher und gebeut als Herr dem Heer?"

Chor.

„Keines Menschen Knechte sind sie, keinem Menschen unterthan!"

Königin.

„Doch wie mögen sie, kommt über sie der Feind, dem widerstehn?"

Chor.

„Also, dass sie einst Dareios' gross' und schönes Heer vertilgt!"

Königin.

„Traun ein furchtbar Wort den Müttern der Geschiednen sprichst du aus!“

Und kaum hat es der Chor ausgesprochen, da tritt auch schon die Erfüllung heran. Athemlos, bestaubt, zerrissenen Gewandes eilt von links her ein persischer Bote heran und bricht zuerst aus in Klage und Jammer: „O Asien, o Persien, alles ist dahin, verloren!“ Und dann kündet er, der Augenzeuge, von den bewegten Klagen des Chores unterbrochen, von Salamis und Athen: das sind die verhängnissvollen Namen, an welche sich das ewige Gedächtniss von der Perser Untergang anknüpft (V. 215—289).

Schweigend hat sich indess die Königin in dem Gedanken, gottgesandtes Leid zu dulden sei das nothwendige Menschenloos, so weit gefasst, um sich des näheren zu erkundigen. Sie stellt nur die allgemeine Frage: „Wen von den Führern des Heeres haben wir zu beklagen?“ Aber der Bote hat sie verstanden und kennt auch seine Pflicht, sein erstes Wort ist: „Xerxes selbst lebt und schaut das Licht“. „Nun, dann ist es gut“, besagt die Antwort der Königin. So lässt auch hier wieder gleich im Eingange der republicanische Dichter den echt monarchischen Sinn der Perser hervortreten, welchen er fortan Schritt für Schritt, aber ohne eine Spur von Ironie, man kann sagen mit der vollkommenen Unparteilichkeit eines objectiven Geschichtschreibers charakteristisch uns vorführt. Nun folgt wiederum eine Reminiscenz an Homer, die Aufzählung der Gefallenen in gefällig variirender Form, dann auf der Königin Frage der Nachweis, dass an Zahl der Schiffe die Hellenen den Barbaren weit nachgestanden. Da plötzlich dämmert, vom Boten zuerst ausgesprochen, auch in der Königin der Gedanke auf, dass hier, würden wir sagen, der Finger Gottes im Spiele, dass ein Dämon, ein göttliches Walten die Perser geschlagen habe mit all' ihrer Macht und Herrlichkeit. Und nun folgt der wohlgegliederte, lebendig anschauliche Bericht von der Schlacht bei Salamis, welchen im einzelnen zu verfolgen mir leider nicht vergönnt ist: einfacher und schöner, natürlicher und ergreifender ist niemals eine patriotische Grossthat geschildert worden, und der Schlachtruf der Hellenen: „Ihr Söhne der Hellenen, auf! Befreiet euer Vaterland, befreiet Weib und Kind: um alles gilt es jetzt den Kampf!“ — wo immer ähnliche Verhältnisse eintreten, da wird in ähnlicher Weise dieser Ruf immer wieder von neuem erschallen! Und nach der fürchterlichen Katastrophe in der Meerenge dann der blutige Untergang der Blüthe der persischen Edeln und Getreuen, welche Xerxes auf das Felseneiland Psyttaleia entsendet, um die etwaigen Reste der besiegten Griechen zu vernichten, und darüber des Königs Schmerzensschrei, mit dem er sein Kleid zerreisst und den Rückzug befiehlt, der sich in schmähliche Flucht verkehrt — das alles lässt die Königin das Wirken eines grausen Dämon erkennen. Auf ihre weiteren Fragen folgt dann die Schilderung jener Flucht mit all ihren Nöthen, deren Gipfelpunkt jener Einbruch des Heeres auf der gefrorenen Oberfläche des Flusses Strymon, wie es scheint, eine poetische Erfindung des Aeschylos selbst, welche in wundersamer Weise an jenen verhängnissvollen Flussübergang der Franzosen über die Berezina erinnert. Alles ist verloren, alles ist dahin: „das ist die Wahrheit“, aber noch nicht die volle Wahrheit! (V. 290—514).

Blicken wir hier auf die ganze bisherige Entwickelung zurück, so scheint denn nun nichts mehr übrig zu bleiben, als dass, nachdem die vom Chor zuerst ausgesprochene Ahnung durch Traum und Wunderzeichen von der Königin bestätigt, nachdem sie dann

in ihrer Erfüllung durch die Erzählung eines Augenzeugen uns vorgeführt worden — es scheint nun zum dritten nichts übrig zu bleiben, als dass jetzt eben Xerxes selbst auftrete und uns so in einer ganz einfachen Schluss-Handlung diese Erfüllung und den Untergang der grossen persischen Armada durch Anblick und Klage veranschauliche. Auch die Königin denkt, wie es scheint, vor der Hand nicht an einen weiteren Umschwung. Sie beschliesst die Götter anzurufen und dann mit Geschenken und Gaben den Todten zu nahen, ob es vielleicht in Zukunft besser werde. Dem Chor aber empfiehlt sie, treuen Rath zu pflegen und ihrem Sohne, wenn er etwa vor ihr kommen sollte, gütlich zuzureden und ihn ins Haus zu geleiten, damit zu den vorhandenen Leiden er nicht noch ein Leid füge, offenbar um das äusserste, einen Selbstmord, zu verhüten (V. 517—531).

Bis hieher also können wir, wie gesagt, nichts weiter erwarten, als dass nun Xerxes sofort auftreten, jenes Leid in kläglich anschaulicher Weise uns darstellen und, vom Chor mit begütigendem Zuspruche geleitet, sich in den Palast begeben werde. Nun würde dazu einen ganz passenden Uebergang bilden das zweite Stasimon, welches eingeleitet und angekündigt von den Anapästen des Chorführers (V. 532—547) des ganzen Landes allgemeine Trauer, Xerxes' und seiner Schiffe verhängnissvolle Meerfahrt, den Untergang zur See und die Flucht zu Lande in den beiden ersten Strophenpaaren (V. 548—583) bejammert, in orientalischer Weise mit wildem Wehgeheul und unartikulirten Klagelauten gemischt. Folgte dann unmittelbar darauf das Erscheinen des Königs, schlösse sich einfach an V. 583 gleich V. 908 an, so hätten wir allerdings kein eigentliches Drama mit Peripetie oder Umschlag, sondern nur eine lyrisch-dramatische Scene vom Untergange der Perser, gleichsam eine „Cantate", wie Jacobs einst unser Stück bezeichnete, aber vermissen würden wir nichts und an keinem Widerspruch Anstoss zu nehmen haben.

Aber es kommt ganz anders, und gleich mit dem Schlusse des Stasimon (V. 584—597) tritt mit einem Mal ein neues Moment ein: bis jetzt war immer nur vom Untergange des Heeres, von dem Geschehenen die Rede gewesen, was sich nicht mehr ändern lässt. Jetzt mit einem Male schildert der Chor in stürmisch bewegten Daktylen die Gefahren der Zukunft: Asiens Völker werden sich erheben, werden nicht mehr Tribut zahlen, da der Zwang und die Königsgewalt gefallen ist; „es löst sich des Gehorsams Zügel, der Zungen strenges Band zerreisst; alles, alles ist dahin; dort, bei Salamis — da liegt, was Persien einst war!"

Hochgeehrte Versammlung! Sie sehen also, wie mit dem Schluss dieses zweiten Stasimon plötzlich ein ganz neues Moment eintritt, der Gedanke an die drohende Zukunft, an die nothwendige Folge jenes furchtbaren Schlages draussen auch für die Zustände des Reiches im Inneren. Die Königin mag ähnliches bei sich erwogen haben. Als sie jetzt heraustritt, zu Fuss, in Trauerkleidung, alles königlichen Schmuckes bar, nur von wenigen Dienerinnen geleitet, welche ihr die Todtengaben nachtragen, da meint sie zunächst, wo ein so gewaltiges Unglück eingeschlagen, da müsse man auf noch mehr gefasst sein. Und so begnügt sie sich denn nicht, die Todten nur überhaupt zu versöhnen, sondern, während sie ihnen die Trankopfer darbringt, solle der Chor dazu das mächtige Lied anstimmen und aus der Tiefe Dareios' Schatten heraufrufen. Und der Chor ist auch sofort damit einverstanden und ruft die Unterirdischen an, die Seele heraufzusenden dessen, der, wenn irgend ein Sterblicher, allein das Heilmittel wissen und sagen mag. Und während

nun die Königin selbst die frommen Gaben — Milch, Honig, Wasser, Wein und Oel — darbringt, lässt der Chor jenes gewaltige Zauberlied ertönen, für dessen dauernde Wirkung wir ein schlagendes Zeugniss in jenen vielbesprochenen Versen von Aristophanes' „Fröschen" haben*). Es ist zunächst an den Schatten selbst gerichtet: ἦ ῥ' ἀΐει μου μακαρίτας ἰσοδαίμων βασιλεύς: „hörst du mich, hochseliger, gottähnlicher Geist, König und Herr?" Dann wendet es sich an die Unterirdischen, auf dass sie ihn emporsteigen lassen, den Gott der Perser, den Freund seines Volkes, wie es keinen andern je gegeben. Und ihn selbst, „den alten Bal", den Vater Dareianas, ruft der Chor nochmals an, emporzusteigen zur Hilfe den Seinen (V. 598—680).

Und als der Gesang verklungen, der wieder mit wilden, an orientalische Sitten erinnernden Ausrufen schliesst, da steigt unter Blitz und Donner auf der Höhe des Grabmales empor der Schatten des Dareios, ganz wie er im Leben gewesen, von der geradaufragenden Tiara bis zu den hohen safranfarbigen Prachtschuhen, im langen goldumsäumten Purpurtalar — die grossartigste Geistererscheinung, die jemals auf einer Bühne emporgestiegen. Wunderbar bringt das nun folgende Zwiegespräch zu ganz natürlicher Anschauung, wie der Geist, gleichsam aus einem wirren Traum erwachend, nach und nach vom Bewusstsein der Gegenwart zur Einsicht in den Zusammenhang von Gegenwart und Vergangenheit und endlich zur vollen Erkenntniss und prophetischen Verkündigung der Zukunft sich erhebt. Er wendet sich zunächst an seine „Getreuen": sie sollen ihm künden, kurz und bündig — denn nicht lange darf er oben verweilen — warum alles in Trauer, warum in brünstigem Gebet sie ihn heraufgerufen. Aber sie vermögen nicht zu antworten, niedergesunken in den Staub vermögen sie nicht das Haupt zu erheben zum Schatten des geliebten, des verehrten Königs. Da wendet er sich an die Gemahlin, und diese beginnt, wie oben der Bote, mit dem kurzen Wort: „Die Macht der Perser ist dahin!" Und darauf folgt denn nach seinen Fragen Schlag auf Schlag die Erzählung und Aufklärung im einzelnen: Xerxes ist hinausgezogen gegen Athen, er hat, von einem Dämon bethört, den Hellespont überbrückt und dadurch schweren Frevel begangen, und so sind Flotte und Landheer zu Grunde gegangen, er allein ist mit wenigen gerettet. Und je mehr er frägt, des Dareios Schatten, desto klarer wird ihm alles, und so verkündet er denn endlich, ein Seher in der Unterwelt wie der Homerische Teiresias, des Unheils Quell und Ursache. „Ja, jener alte Götterspruch ist jetzt über uns hereingebrochen, von dem ich erhofft hatte, er werde erst spät sich verwirklichen! Aber Xerxes' Uebermuth, der es wagte den heiligen Hellespont wie einen Sklaven zu fesseln und sich vermass, er als Sterblicher, über der Götter und Poseidons Willen obzusiegen, hat diesen Leidensquell für alle aufgethan". Und das muss die Königin bestätigen: schlechter Männer Rath hat den Sohn verführt. Es kann nicht meine Aufgabe sein, in diesem Vortrage auf die dunkle Frage über den trilogischen Zusammenhang der Perser einzugehen. Aber hier muss ich doch bemerken, dass aller Wahrscheinlichkeit nach, was diesen Götterspruch anlangt, darin eine Zurückweisung auf das Eingangsstück, den Phineus, in

*) V. 1028 f., wo unzweifelhaft, mit deutlicher Anspielung auf den Anfang ἦ ῥ' ἀΐει, zu schreiben ist: ἐχάρην γοῦν, ἡνίκ' ἐκεῖν' ἄϊον περὶ Δαρείου τεθνεῶτος, wofür die Glosse ἤκουσα in den Text kam und dabei zugleich wegen der ähnlichen Buchstaben ἐκεῖν' ausfiel. Den folgenden Vers hat schon G. Hermann richtig auf die Wehelaute V. 651=656 und 662=671 gedeutet.

welchem sicherlich jener blinde Seher den Argonauten prophezeit hat, enthalten ist. Und so wird dem Dareios mit einem Mal alles klar, und er erkennt: Xerxes hat die Schranken überschritten, welche Zeus von Anfang an dem persischen Herrschergeschlechte gezogen. Ein einziger Mann soll über ganz Asien herrschen, das ist Zeus' Wille, und so ist denn vom ersten Könige Medos an auch seinen Nachfolgern alles wohl gerathen, insbesondere dem Kyros und dem Dareios selbst. Aber Xerxes in seiner Thorheit hat den Fuss weiter gesetzt, und so ist er den Göttern verfallen (V. 682—786).

Jetzt endlich hat sich der Chor so weit erholt, um seiner Bestimmung gemäss mit der Frage einzutreten, was zu thun sei, auf dass es besser werde. Dareios' Rath darauf ist einfach und klar: niemals wieder Krieg gegen Hellas zu führen; je grösser das Heer, desto schwerer die Niederlage, und auch die erlesene Schaar, so dort zurückgeblieben, wird den Tag der Rückkehr nicht schauen. Erlesene Schaar? Dareios weiss nicht nur, was und warum es geschehen: er sieht auch voraus, was kommen wird. Der Bote hat nicht ganz vollständig berichtet: nicht das ganze Heer, zertrümmert, ist dem flüchtigen König gefolgt, es sind Auserlesene zurückgeblieben dort am Asopos, aber furchtbar werden sie büssen für einen andern Frevel, den wir erst jetzt erfahren — die Verwüstung der griechischen Tempel und Heiligthümer. Und so verkündet jetzt Dareios die Schlacht bei Platää: hat dort in der Enge von Salamis das ionische Ruder gesiegt, so wird hier die dorische Lanze die Perser niederwerfen, dass Leichenhaufen noch im dritten Gliede mit stummer Mahnung verkündigen werden: „nicht überheben solle sich der Sterbliche!" Darauf folgen denn die überaus wichtigen Schlussworte, welche wir vor allem brauchen, um unsere Ketzerei oder Hypothese zu rechtfertigen. Im Hinblick auf das bevorstehende Blutbad von Platää schliesst Dareios mit folgender Mahnung (V. 823—842):

„Blickt hin auf solchen Frevels schweres Strafgericht
Und denkt an Hellas und Athen, dass keiner je,
Sein gegenwärtig Loos missachtend, fremdes Gut
Begehr' und so umstürze eignes grosses Glück.
Zeus wacht, Zeus sieht es, und, ein unbarmherziger
Zuchtmeister, straft er streng solch übermüth'gen Sinn.
Das zu beherzigen thut wohl meinem Sohne Noth;
Belehrt ihn denn mit wohlgesinnten Mahnungen,
Des gottvergess'nen Uebermuths sich abzuthun.
Du aber, Xerxes greise Mutter, theuerste,
Kehr zum Palast, nimm Kleid und Schmuck, wie sich's gebührt,
Und gehe deinem Sohn damit entgegen; denn
In Fetzen niederhangen ihm am ganzen Leib
Die Prachtgewande, die er in seinem Schmerz zerriss.
Ihn selbst beruhige du mit mildem Trosteswort;
Ich weiss, du bist die einzige, die er zu hören trägt".

Darauf folgt noch in echt hellenischer Weise die beruhigende Weisung an die Greise, trotz aller Leiden solle man sich doch des Tages freuen; denn da drunten — „von allem Reichthum hat man keinen Genuss!"

Der Chor betrübt sich über all die Leiden, von denen er gehört, aber die Königin — echt weiblich greift sie nur den einen Gedanken auf (V. 845—851):

„O Gott! wie vieles schwere Leid kam über mich!
Vor allem aber schmerzt mich doch das Ungemach,
Was ich da höre, dass mein Sohn an seinem Leib
Entstellt, geschändet die Gewande, die er trägt.
Wohlan ich geh' und hole aus dem Haus den Schmuck:
Ich will mit ihm dann meinem Sohn entgegengehn;
Mein Liebstes werd' ich nicht verlassen in der Noth!"

Mit diesen Worten kehrt sie in den Palast zurück; Dareios ist niedergefahren nach dem Schlusse seiner Mahnung. Dass nun das darauffolgende Standlied (V. 852—906) den Preis von Dareios' ruhmgekrönter, segensreicher Regierung enthält, versteht sich von selbst. Dass dann ferner, ehe noch die Königin Zeit gefunden den neuen Schmuck zu rüsten, bereits Xerxes erscheint, nicht etwa, wie man fälschlich angenommen, in Euripideischem Bettlercostüm, zerlumpt und abgerissen, sondern im königlichen Kriegergewande, welches er aber, wie oben erwähnt, nach orientalischer Sitte in seinem Schmerze selbst zerrissen, auch das ist natürlich, ja sogar nothwendig, damit die Stimmung, in welcher Xerxes heimkehrt, vollständig exponirt werde. Dass dabei der Chor, theils im eigenen Jammer über all das Unglück, was er erschaut und erfährt, theils im ehrfurchtsvollen Gehorsam gegen seinen Herrn, ausschliesslich dessen Klagen unterstützt und erwidert, ohne für die von Dareios ihm aufgetragenen Mahnungen die Initiative zu ergreifen, dass er schliesslich auf des Königs Befehl sich sogar anschickt, ihn unter diesen Wechselklagen in den Palast zu geleiten — auch das ist vollkommen angemessen. Dass aber mit diesem Trauerzuge in den Palast das ganze Stück schliessen soll, kann nach dem, was wir eben gehört und geschaut haben, absolut nicht befriedigen.

Suchen wir uns klar zu machen, hochgeehrte Versammlung, was — nicht wir nach der modernen Aesthetik, die überhaupt in Beurtheilung alter Tragödien gar keine Stimme haben sollte, vermissen oder anders wünschen, sondern — was vielmehr Meister Aeschylos selbst in jener wichtigen Mittelscene nicht bloss angedeutet, sondern klar ausgesprochen hat, so kann uns darnach dieser Schluss nicht als wirklich abschliessend, nicht als vollständig, also in keiner Weise als befriedigend erscheinen.

Xerxes erscheint und beginnt nun allmählich jene lange, lange Wechselklage mit dem Chor, welche man gewöhnlich unbesehen zu verdammen, im besten Falle einigermassen zu entschuldigen pflegt, niemals aber meines Wissens zu rechtfertigen versucht hat. Sehr mit Unrecht! Es kann nicht meine Aufgabe sein — ich müsste da ins einzelne eingehen — hier wiederum die wundervolle Composition auch dieser Schlussscene zu entwickeln. Ich gebe zu und bedaure, dass hier — wie übrigens mehr oder minder bei allen Chorgesängen — ein wichtiger Factor für das ganze Verständniss und damit für den vollen Genuss durch den unwiederbringlichen Verlust der musikalischen Composition uns vollständig fehlt. So schwerwiegend aber, wie selbst bei unsern relativ besten Operntexten, ist dieser Mangel denn doch nicht, da bei den alten Meistern durchaus das rhythmisch poetische Wort über die Melopöie herrschte, während es bei uns gerade umgekehrt ist. Glauben wir nun auch hier mit Recht aus den Wiederholungen oder der Häufung der unarticulirten Weherufe herauszuhören, dass Aeschylos gerade in dieser Partie, wiederum zur Andeutung orientalischer Eigenthümlichkeit, das musikalische Element

mehr als sonst hat vorherrschen lassen, so behaupte ich dennoch, dass diese Partie auch nach ihrer poetischen Composition nicht bloss zu entschuldigen, sondern vollständig zu rechtfertigen ist, dass keineswegs, wie man meint, ungeordnet nur immer neuer Jammer und neues Wehklagen von den beiden erhoben und erwidert wird, bis sie endlich mit ihrem „endlosen Heulduett" zusammen hineinziehen in den Palast; nein, dass vielmehr diese Hauptscene zugleich eine wohlgegliederte und deutliche Entwickelung von Xerxes' Charakter enthält. Als Xerxes auftritt, hat er bereits in seinem Innern gebüsst. Die Königin hatte oben ihre Ansprache an die Getreuen mit der stolzen Erklärung geschlossen, sie wisse wohl, dass ihr Sohn zwar siegreich ein hochbewunderter Mann sein, aber besiegt heimgekehrt οὐχ ὑπεύθυνος πόλει „niemandem verantwortlich" sein und auch ferner fortherrschen werde wie zuvor. Der Chor, sahen wir, hat dem nicht widersprochen; was Xerxes vorzuhalten ist und geschehen muss, hat Dareios angegeben.

Von solcher Stimmung ist der auftretende Xerxes weit entfernt; gleich seine ersten Worte zeigen, dass er wirklich Busse gethan, dass er seinen Frevel erkannt hat. Er, der unumschränkte König, der Gott des Perservolkes, er ruft in seiner tiefen Verzweiflung: „O wär' ich doch selbst gefallen mit den Meinigen, ich unglückseliger, zum Verderben meinem Stamm und meinem Vaterlande geboren!" Und nun kommen und reihen sich aneinander die Fragen des Chores nach allen Helden seines Heeres, und die Antwort ist immer wieder dieselbe, trostlos und herzzerreissend: „Alle, alle sind dahin!" Und nun folgen zugleich im Hinblick auf des Landes Unglück und des Reiches Gefahr jene erschütternden Wechselklagen, unter denen endlich der Chor sich anschickt, den König auf seinen Befehl in den Palast zu geleiten, wie allerdings die Königin schon bei ihrem ersten Abgange (V. 530) geboten.

Ja, aber — fragen wir da! — wozu die ganze Erscheinung von Dareios' Schatten? wozu hat man diesen aus der Unterwelt heraufbemüht? wozu hat dieser den Getreuen die Weisung gegeben, dass sie den Sohn von seinem Frevel belehren und bekehren sollen? Warum bleibt die Mutter während der ganzen langen Scene drinnen im Palaste? Hört und sieht man denn dort nicht, was draussen vorgeht? Und findet kein Bote den kurzen Weg vom Vorplatz, der Mutter zu künden, dass und wie der Sohn angelangt ist? Und sie — warum bringt sie ihm nicht den Schmuck entgegen, wie Dareios geboten und sie sich vorgenommen? Und warum beruhigt sie nicht den verzweifelnden mit „mildem Trosteswort"? Und warum schliesst endlich, als ob die grosse Scene mit Dareios gar nicht stattgefunden hätte, das ganze Stück einzig und allein mit dem trostlosen Jammer, mit der Verzweiflung darüber, dass nun alles verloren sei, während doch die Heilung bereits nicht nur angedeutet, sondern bestimmt ausgesprochen und vorgeschrieben worden ist? Die Herausgeber haben das alles mehr oder minder gefühlt, ja theilweise auch klar erkannt, aber nur neuen Tadel gegen Aeschylos und sein mangelhaftes Stück daraus entnehmen zu müssen geglaubt oder im besten Falle bloss das Nichterscheinen der Königin zu entschuldigen versucht!

Hochgeehrte Versammlung! Es ist länger als das doppelte jener Horazischen Normalzeit her, es ist, glaube ich, schon ein Vierteljahrhundert her, dass ich zuerst angenommen und, so oft ich die Perser wiedergelesen, immer von neuem erkannt habe: nicht Aeschylos und seine Kunst, sondern auch hier ist das Schicksal anzuklagen, welches über seinen Kunstwerken gewaltet hat; es ist einfach geschehen, was auch sonst oft

genug geschehen ist: der Schluss ist verloren gegangen! Selbst vom rein philologischen Standpunkt aus steht dieser Hypothese nichts im Wege, man mag nun die Ueberlieferung der Aeschylischen Tragödien überhaupt oder die sonstige Beschaffenheit unseres Schlusses ins Auge fassen. Im Laurentianus fehlt bekanntlich heutzutage durch den Ausfall der betreffenden Blätter der grösste Theil des Agamemnon V. 311—1066 und V. 1160 bis zum Ende, und es ist ein glücklicher Zufall, dass vor dieser Verstümmelung Abschriften genommen worden sind, die uns wenigstens den Agamemnon vollständig geben. Der Anfang der Choephoren aber ist bekanntlich, wie im Laurentianus, so auch in allen seinen Abschriften verstümmelt. Aber auch die übrigen Anfänge und Schlüsse, wie sie sich nach dem genauen Abdrucke des Laurentianus in dem Prachtwerke von Merkel herausstellen, lassen darauf schliessen, dass dessen Archetypus in Bezug auf Inhaltsangabe und Personenverzeichniss nicht vollständig gewesen ist. Speciell aber den Schluss der Perser betreffend, so wissen die Kundigen unter Ihnen, dass derselbe auch, wie er uns jetzt vorliegt, offenbar nicht bloss stark verderbt, sondern auch verstümmelt ist. Kein geringerer als Gottfried Hermann hat es versucht, diesen Schluss herzustellen. Wenn es nun feststeht, dass dieses letzte Blatt zerrissen war, was liegt uns da näher als die Annahme, dass eben der grösste Theil dieses Blattes abgerissen war, und so uns dasjenige fehlt, was nach der Mittelscene als nothwendiger Abschluss erfolgen musste?

Hochgeehrte Versammlung! Gestatten Sie mir nun noch, im strengsten Anschluss an jene Schlussworte des Dareios Ihnen vorzuführen, wie nach meiner Meinung Aeschylos dem Inhalte nach seine Perser abgeschlossen haben muss in Uebereinstimmung mit sich selbst, in Uebereinstimmung mit jener Weltanschauung, welche, ganz ähnlich der in Herodots Geschichtswerke, wie ein sicher erkennbarer Faden durch das ganze Drama sich hindurchzieht. Es ist der Gegensatz zwischen Morgenland und Abendland: die unbedingte Hingabe des Perservolkes an seinen König dort, die republikanische Freiheit des Athenischen Staates hier; an jene die Mahnung, nicht über Asien, dessen Herrschaft ihnen beschieden ist, hinüberzugreifen, wobei es nahe liegt daran zu denken, dass auch die Athener und Griechen nicht über Europa hinausgehen sollen. Und so meine ich, wird der Schluss sich etwa also gestaltet haben:

In dem Augenblicke, wo der Chor Anstalt macht, von der Orchestra die Bühne heraufzusteigen, und Xerxes sich dem Palaste zuwendet, öffnet sich dessen Portal; die Königin, wiederum in vollem Schmuck, tritt heraus und leitet nun die Schlussscene ein, durch welche die Weisungen des Dareios zur Wahrheit werden. Gestatten Sie mir nun, nachdem ich in ruhig nüchterner Weise den Beweis zu führen versucht habe, jetzt am Ende auch in zusammenhängender rhythmischer Form Ihnen vorzuführen, wie nach jenen schlichten Andeutungen ausgeführt der Schluss gelautet haben mag. Ich habe wohl nicht nöthig, mich, der eine durch und durch prosaische Natur ist und von einer poetischen Ader keine Spur aufzuweisen hat, ausdrücklich dagegen zu verwahren, als wolle ich ein „Nachdichter“ des Aeschylos sein, ausdrücklich zu versichern, dass es mir natürlich nicht einfällt mir einzubilden, ich sei irgendwo in der Form, auch nur in einem Wort oder einem Verse mit dem alten Aeschylos zusammengetroffen. Ich hoffe, eine solche Missdeutung meines Versuchs wird mir hier nicht begegnen. Aber ich glaube, es ist der

einfachste und kürzeste Weg, um Ihnen klar zu machen, wie nach jener Mittelscene wenigstens seinem Inhalte nach der Schluss gestaltet gewesen sein muss.

Ich knüpfe also an V. 1002 ff. an, wo Xerxes die lange Aufzählung mit der Klage abschliesst:

„Sie sind dahin, die des Heeres Stützen sonst",

erlaube mir aber, was weiter in ziemlich verderbter und verstümmelter Gestalt folgt, um der Wirkung willen hier in etwas freierer Weise zusammenzuziehen. Also:

1002 Xerxes. Sie sind dahin, die des Heeres Stützen sonst!
Chor. Sie sind dahin, namenlos!
1007 Xerxes. Geschlagen wir, welch ein Wandel, welch ein Sturz!
Chor. Geschlagen, klar liegt's zu Tag!
1016 Xerxes. Und siehst du hier, was mir von meiner Rüstung blieb?
Chor. Ich seh', ich seh'.
1024 Xerxes. Hin ist unsere Wehrkraft!
Chor. Und Ion's Volk nach Kampfe dürstend.
Xerxes. Ein Heldenvolk, traun; erschaun musst' ich nie geahntes.
Chor. Den Untergang meinst du der stolzen Flotte?
1030 Xerxes. Das Kleid zerriss ich ob des Leides Uebermass.
Chor. O weh', o weh'!
1038 Xerxes. O weine, weine und geleite mich zum Haus.
1047 Chor. Ich wein', ich weine tiefbetrübt!
1040 Xerxes. Und halle wieder meinen Schrei!
Chor. Dem Leid des Leides leid'gen Gruss.
1046 Xerxes. O schlage, schlage deine Brust und stöhn' um mich!
1061 Chor. O weh', o wehe, o Leid, o Leid!
Xerxes. Rauf' aus das Haupthaar und bejammre laut das Heer!
Chor. Mit beiden Händen, betrübt zum Tode!
1065 Xerxes. Die Thrän' lass' fliessen!
Chor. Stromweis rinnt sie!
Xerxes. Und halle wieder meinen Schrei!
Chor. O weh', o wehe!
Xerxes. In Stöhnen schreite zum Palast!
Chor. Ach, ach!
1069 Xerxes. Oh, oh! Persis' Land in Schmerz und Jammer!
Chor. Es klag', es schreie!
1072 Xerxes. Wehklag' um die, so einstmals —
Chor. Weh', weh'!
Xerxes. Hoch und hehr einhergeschritten.
Chor. Weh', weh'!
1075 Xerxes. Sie treiben umher in der Meerfluth —
Chor. Oh, oh!
Xerxes. Mit der stolzen Flotte versunken!
Chor. Weh', weh'! . . . .

Xerxes. Geleite jetzt mich klagend zum Palast!
Chor. Ich folg' im Trauerzug mit Klageruf.

(Der Chor, welcher seit der Aufforderung des Xerxes (V. 1038) während des folgenden Gesanges in geordneter Bewegung sich der Bühne unmittelbar genähert hat, schickt sich mit diesen Worten an, die Stufen zu derselben emporzusteigen, während Xerxes selbst, von seinem kleinen Gefolge geleitet, sich nach dem Mittel-Portal des Königspalastes wendet. In diesem Augenblick öffnen sich dessen beide Pforten, und die Königin Mutter tritt heraus, wieder im vollen königlichen Schmuck wie zu Anfang, umgeben und geleitet von einem glänzenden Gefolge von Dienerinnen, Sklaven und Leibwachen. Während diese in geordneter Weise sich aufstellen und die Königin selbst ihrem Sohne zur Begrüssung gegenüber tritt, wird folgendes von Chorführer und Chor gesprochen:)

Chorführer. Doch es thut sich auf des Palastes Thor,
Und die Königin naht in fürstlichem Schmuck!
Chor. Die Königin naht,
Ihren Sohn, unsern Herrn, zu begrüssen!
Königin. Sei gegrüsst, mein Herr und König, sei gegrüsst, geliebter Sohn!
Ew'ger Dank den hohen Göttern, dass aus Krieg und Noth und Tod
Zu der Heimat, zu den Lieben, zu dem ragenden Palast
Deiner Väter glücklich du und unversehrt zurückgekehrt!
Sklaven, auf, thut auf die Pforte, denn der König ziehet ein!
Mägde, breitet ihm zu Fuss der Purpurteppiche Farbenpracht!
Männer, Frauen, Greise, Kinder, fallet nieder, betet an,
Lobt die Götter, singet Lieder, euer König kehret heim!
Wie die Sonn' am Himmel aufsteigt hell nach finsterm Wettersturm,
Also bringt des Königs Heimkehr Licht dem Volk in Trübsalsnacht.
Xerxes. Nein, nicht also, hohe Mutter! Ach, du weisst nicht, was geschehn!
Königin. Alles weiss ich, was geschehn ist, mehr noch, was geschehen wird.
Xerxes. Weisst du, dass ich heerlos, wehrlos, ehrlos bin zurückgekehrt?
Mann und Ross und Schiff und Wagen — alles ist dahin, und ich —
Schau' die Reste meiner Rüstung, schau' die Fetzen meines Kleids!
Königin. Recht gemahnst du, was ich selbst schon nicht vergass: hier, nimm den Schmuck,
Um die Schultern hier den Purpur, er verhüllt des Elends Spur,
Auf das Haupt die Königskrone, in die Hand den Herrscherstab!
Xerxes. Meine Mutter, was beginnst du? Ach ich bin kein König mehr:
Denn was ist ein König ohne Volk, ein König ohne Heer?
Königin. Hast du, Herr, dein Heer verloren draussen durch der Götter Macht,
Bleibt dein Land dir unverloren, steht dein Volk doch treu zu dir,
Wenn du anders dich den Göttern beugst und ihre Stimme hörst.
Zogst du, wahnbethört durch schlimmen Rath, hinaus ins fremde Land,
Das nach Götterwillen frei von deinem Joche sollte sein —
So entsage solchem Frevel, und die Götter sind versöhnt:
Fest in seinen alten Grenzen steht und bleibt das Perserreich,

Fest dein Thron, die Unterthanen, sie gehorchen wie zuvor!
Red' ich Wahrheit oder Thorheit? Leget ihr denn Zeugniss ab,
Ihr, des Perservolks Getreue, Auserwählte, hoher Rath,
Thut, was eures Amts ist, redet mit dem Herrn, wie sich's gebührt.

Chorführer. Ja, sie redete wahr, mein König und Herr,
Die einst dich gebar, des Dareios Gemahl.
Drum gebiete der Klag' und dem wüthenden Schmerz
Und vernimm huldvoll,
Was in guten Treuen wir künden.

Schlusschor.

Ganzer Chor. Sank auch ein Heer, so herrlich wie nie
Ein andres man sah, dir vernichtet in Staub —
Unerschöpflich entspriesst,
Wie der grünende Wald im schwellenden Lenz,
Von Tage zu Tag' ein neues Geschlecht
Aus der Fülle der ewigen Volkskraft!
Und bleibst du daheim, wie Dareios gethan,
Bist Mehrer des Reichs in Wohlstand, Glück,
Und waltest gerecht und friedlich des Staats,
Den die Väter als Erbe dir liessen:
So umgibt dich in Lieb' und Treue das Volk
Und wehret dem Feinde, woher er auch kommt.
Denn von Anfang her
Bis ans Ende der Tage gilt dieses Gesetz
Für Persia's Volk:
Dass mit seinem König es Eins ist!

(Lebhafter Beifall, Bravo, Klatschen).

Präsident Jülg: Sie haben den tiefgefühlten Dank schon aufs glänzendste ausgesprochen, ich brauche ihn daher nicht mehr zu wiederholen. — Ich richte nun an die geehrte Versammlung noch die Anfrage, ob sie wünscht den Vortrag des Herrn Professor Linker heute noch anzuhören. (Rufe aus der Versammlung: nein! schon zu sehr vorgerückt!). — So würde ich vorschlagen, ihn auf die nächste Tagesordnung, auf den Donnerstag, zu setzen; dann würde ich weiter auf die Tagesordnung setzen: den Vortrag des Herrn Prof. Dieterici aus Berlin über Aristotelismus und Platonismus im 10. Jahrhundert nach Chr. bei den Arabern; den Vortrag des Herrn Dr. Benicken aus Gütersloh über das 12. und 13. Lied vom Zorn des Achilleus in der Ilias, und allenfalls noch den Vortrag des Herrn Dr. Flach aus Tübingen über die Hesiodeische Theogonie und die Alexandriner. Dann würden die Referate über die einzelnen Sectionsverhandlungen und der Schluss folgen. Der Beginn der allgemeinen Sitzung wird um 11 Uhr sein. Endlich möchte ich darauf aufmerksam machen, dass die Wandtafeln zur Veranschaulichung antiken Lebens und antiker Kunst, ausgewählt von Eduard von der Launitz,

im Saale der archäologischen Section, im Universitätsgebäude im II. Stocke, ausgestellt sind, und derselbe den ganzen Tag geöffnet bleibt. Hiermit schliesse ich die heutige Sitzung.

(Schluss der Sitzung $1^1/_2$ Uhr).

Mittwoch der 30. September 1874 war dem Ausflug über den Brenner nach Bozen und Runkelstein gewidmet.

Dritte allgemeine Sitzung.

Donnerstag den 1. October 1874. Beginn der Sitzung $11^1/_4$ Uhr Vormittags.

Präsident Prof. Dr. Jülg:

M. H.! Bevor wir zur Tagesordnung übergehen, habe ich noch einige wenige Mittheilungen geschäftlicher Art zu machen. Von der Schrift des Herrn Professor Dr. Savelsberg aus Aachen sind noch Exemplare zur Vertheilung unter die Mitglieder der indogermanischen und orientalischen Section übergeben worden; die Herren, die sich dafür interessiren, bitte ich dieselben im Empfangs-Bureau abzuholen. — Dann hat Herr Prof. Dr. Halm aus München seine interessante Autographensammlung berühmter Humanisten und Philologen des 16. und 17. Jahrhunderts auch heute noch zu besichtigen gestattet im Verlaufe des Nachmittags von 1—5 Uhr im Conferenzzimmer des Gymnasiums im II. Stocke. Ebendaselbst sind auch die Modelle römischer Krieger von Herrn J. E. du Bois aus Hannover noch ausgestellt. Endlich erlaube ich mir zu bemerken, dass Herr Dr. Benecke aus Berlin auf der gestrigen Fahrt ein Opernglas verloren hat; er bittet ihm dasselbe zustellen oder im Empfangs-Bureau abgeben zu wollen.

Nun können wir zur Tagesordnung übergehen und ersuche ich Herrn Prof. Dr. Linker aus Prag den angemeldeten Vortrag zu beginnen.

Prof. Dr. Linker*):

Hochgeehrte Versammlung!

Kaum bei einem Schriftsteller herrscht auch in den Kreisen der eigentlichen Philologen eine solche Differenz der Ansichten, sowol was das Urtheil über die Person und deren Charakter selbst anlangt, als wieder über die Ueberlieferung und den Werth der einzelnen Schriften, wie gerade bei dem Schriftsteller, über den ich mir ein Paar Worte zu sprechen erlauben wollte; ich meine unsern Horaz. Eben dieses Thema hat

*) Dieser ohne Manuscript frei gehaltene Vortrag ist unverändert nach den stenographischen Aufzeichnungen abgedruckt, welche der Vortragende selbst nachträglich durchgesehen hatte.

schon mehrfach in unsern Kreisen Gelegenheit zu Erörterungen gegeben, z. B. bei den Versammlungen in Hannover, Frankfurt, Meissen, Halle. Seit der letzten Erörterung desselben ist jetzt eine neue Aufforderung hinzugekommen, dieses Thema von neuem zu berühren. Ich meine die seit dem letzten Lustrum erfolgte Vollendung der neuen sorgfältigen Erforschung des gesammten kritischen Materials, die von den beiden bekannten Mitgliedern unseres Bundes, welche hier fraternis animis ein gemeinsames Opus deutschen Fleisses zu Stande gebracht haben, vorliegt, von jenen Männern, die in unserer Versammlung begrüssen zu können mir eine der grössten Freuden dieser Tage war. Dennoch, so erfreulich es ist, auseinandergehende Standpunkte zu besprechen, ebenso verlangt die Liebe zur Wahrheit doch, die Liebe zur Person nicht hervortreten zu lassen. Wenn mein Standpunkt noch immer trotz des persönlichen Austausches der Ansichten ein von jenem der hochverehrten Herausgeber in mancher Beziehung abweichender ist, so wird sich bei Erörterung desselben hoffentlich zeigen, dass sich alles dies zwar fortiter in re aber suaviter in modo verhandeln lässt.

Die neue diplomatische Ausgabe, die ich berührt habe, von Keller und Holder, hat bekanntlich in ihrem zweiten Bande eine Art Resumé über die einzelnen Handschriftenforschungen gegeben, welches darin gipfelt, dass alle die verschiedenen von ihnen gesonderten drei Hauptclassen endlich in letzter Reihe auf einen gemeinsamen Archetypus zurückgehen, den die Herausgeber selbst bis ins erste Jahrhundert nach Christus zurückführen, ja beinahe bis auf die Zeit des Horaz. Ihr Gesammturtheil lautet daher: Da selbst die uns erhaltenen mittelalterlichen Handschriften dennoch einen Rückschluss auf eine dem Dichter selbst so nahe liegende Periode gestatten, so ist daraus der Schluss nothwendig: die Ueberlieferung des Horaz ist eine der besten in der gesammten antiken Literatur: „Horatium prope integrum posteritati proditum"; auch jener Archetypus ist nur „paucis mendis depravatus" (Vol. II p. XVIII). Nach dem Urtheile der Herausgeber soll die rein diplomatische Kritik uns den wirklichen Horaz in seiner vollen Integrität in den meisten Fällen herzustellen gestatten, so dass es höchstens nur auf einzelne Versehen der librarii, nur auf graphische Versehen ankommt, deren Beseitigung der heutigen Kritik obliegt.

Dem gegenüber war schon der Standpunkt Bentley's ein ganz anderer, wenn er sich auch über seine Theorie bekanntlich nicht im einzelnen weiter ausgesprochen hat. Und gerade jetzt, nachdem das gesammte diplomatische Material in so treu gesichteter Form neu vorliegt, sind wir, glaube ich, besonders berechtigt und gerade jenem Hauptdichter gegenüber verpflichtet, gegen einen so äusserlichen Standpunkt zu protestiren. Eben das will ich in kurzen Worten thun, obgleich die Durchführung im einzelnen natürlich eine weitere Beweisführung erheischt; dergleichen lässt sich, wo es auf das Nachsehen einzelner Stellen ankommt, in öffentlichen Versammlungen nicht erschöpfend behandeln, sondern nur literarisch nachträglich.

Dass die Gedichte des Horaz allerdings später noch einzelne Veränderungen, ja geradezu künstliche absichtliche Veränderungen offenbar durch die opella eines Emendators erfahren haben, gestehen die genannten Herausgeber selbst zu. Ich erinnere an das bekannte Beispiel, an den berüchtigten pardus, der aus einem Capitel des Jesaias in jene Faunus-Ode (III. 18. 12) hineingeschwärzt ist, an jenes cum bove pardus, wo selbst unser Material noch die Mittel zur Correctur bietet. Hier ist die ältere Schreibung

pagus von der Hand des römischen Dichters gegenüber dem offenbar von theologischer Seite her gesuchten pardus erkennbar.

Aber schlimmer steht es in andern Fällen; vor allem in der Ode IV. 8, in welcher nach der gemeinsam übereinstimmenden Ueberlieferung der Dichter den Schülerschnitzer begangen haben soll, dem ältern von Ennius besungenen Scipio die Zerstörung Carthagos zuzuschreiben, noch dazu in jenem monströsen non incendia Carthaginis impiae. — Dazu kommen weiter die bekannten cruces, jenes Teucro duce et auspice Teucro jene militaris Daunias, jener rudis et Graecis intacti carminis auctor, jener Dossennus u. s. w. u. s. w.

Es genügt, dass alle diese zetemata, die von alter Zeit her die Grammatiker beschäftigt haben, durch unsere Handschriften des Horaz gemeinsam überliefert werden, offenbar also schon demjenigen Archetypus angehören, aus welchem die uns erhaltene Horazüberlieferung stammt. Jetzt ist nun der Schluss ganz einfach; jetzt sind wir wol berechtigt zu fragen: dürfen wir einem Archetypus des ersten Jahrhundertes, bald nach der Zeit des Dichters selbst, Dinge zutrauen, wie die erwähnten, wozu freilich noch eine ganze Reihe sich leicht hinzufügen liesse?

Es führt uns dies auf eine allgemeine Erwägung. Auch in der Kritik des Horaz kommen wieder jene Stich- und Schlagworte in Betracht, mit welchen schon so viel Missbrauch getrieben wurde, wie im politischen Leben, so auch hier — jene Bezeichnungen von conservativer und destructiver Kritik. Die Kritik von Keller und Holder hat so oft Lobredner gefunden als ein Ausfluss eines gesunden Conservativismus. Meine Herren! wer ein richtiger Philolog sein will, wird stets ein Lobredner eines gesunden Conservativismus sein müssen; ist doch unsere Wissenschaft, insoweit sie die sprachlich-kritische Seite betrifft, eine reconstructive; ist es doch unsere Aufgabe den Text der Schriftsteller wiederherzustellen und ihn der Hand des ursprünglichen Verfassers möglichst nahe zu bringen. In diesem Sinne hat doch hoffentlich alle vernünftige Kritik nach einer gemeinsamen Tendenz gearbeitet. Es handelt sich eben nur um die richtige Anwendung dieses Princips in jedem einzelnen Falle. Eben von conservativer Seite ist, was unsere Horazkritik anlangt, früher meist der ziemlich kindliche Grundsatz vertreten worden, etwas, was uns als Horazisch überliefert worden ist nach Form und Inhalt, nothwendig eben desshalb auch dem Dichter zuzuschreiben; weil es aber von Horaz kommt, muss es ausgezeichnet sein und es ist nur Schwäche unseres eigenen ingenium, wenn es uns mitunter, z. B. an den erwähnten Stellen, nicht gelungen ist dies zu erkennen.

Dem gegenüber haben neuere Vertreter eines wirklich gesunden Conservativismus — und dazu rechne ich die beiden neuen Herausgeber — den Gesichtspunkt so weit abgeändert, wie es vor allen als Organ dieser Ansicht Teuffel aus Tübingen im „Neuen Reich", I. Heft dieses Jahrganges, in einem Aufsatze über die Horazische Lyrik gethan hat. Er hebt hier hervor, wie wir im Dichter keineswegs ein hervorragendes poetisches Genie zu erkennen haben und keineswegs berechtigt sind an die Lyrik des Horaz einen besonders hohen Massstab anzulegen. So weit stehe ich ganz auf der Seite Teuffels; und dieser Bemerkung kann in der vorgetragenen Form jeder beistimmen. Es handelt sich aber nur darum: dürfen wir einem Dichter, der schon als gereifter Mann von circa 35 Jahren sich zur Lyrik wendete, der eben mit der ausgesprochenen Absicht daran gieng durch seine Bildung von operosa carmina in den verschiedenen Metren des Alcaeus

und der Sappho auch den Römern eine Lyrik zu gründen, welche sie Graecis opponere possent — dürfen wir einen solchen Dichter, der uns sonst schon zum Theile in den Satiren und dann wieder in den Episteln gerade als der vielleicht einsichtigste literarische und ästhetische Kritiker der Römer bekannt ist, wenn wir ihm auch bei seiner oft nüchtern-prosaischen Arbeit nicht ein grosses poetisches ingenium zutrauen, doch zutrauen, er habe mitunter geradezu jedem gesunden Geschmacke ins Gesicht geschlagen, oder solche Schülerschnitzer wie die erwähnte Verwechslung der Scipionen sich zu Schulden kommen lassen?

Nach diesen Prämissen glaube ich meinen Standpunkt kurz bezeichnen zu können, der darauf hinausläuft, dass die uns erhaltene Ueberlieferung des Horaz, in der bestimmten Form, wie sie jetzt vorliegt, bei der merkwürdigen Uebereinstimmung aller Horaz-Handschriften uns allerdings auf eine gemeinsame Quelle führt, dass aber die gemeinsame Quelle nicht dem Dichter selbst nahe steht, vielmehr selbst schon so corrupt gewesen sein muss, dass wir sie in jene traurige, in literarischer Beziehung desolate Zeit des letzten Alterthums oder geradezu in den Anfang des Mittelalters setzen dürfen. Alles aber führt uns darauf hin, dass eben damals die Gedichte des Horaz einen Emendator fanden, aus dessen neuer Ausgabe alle unsere Exemplare mit ihren Hauptfehlern entstammen, einen Emendator etwa aus der Zeit, aus welcher wir ja wirklich von einem Emendator der carmina Horatiana wissen, aus der Zeit des Mavortius im sechsten Jahrhunderte nach Chr. Ob wirklich Mavortius seine Thätigkeit damals dem ganzen Horaz zugewendet hat, wissen wir bekanntlich nicht, da dessen subscriptio sich nicht auf die Satiren und Episteln bezieht. Allein das kann für uns gleichgiltig sein, ob wir gerade auf den Namen Mavortius diese Thätigkeit zurückführen können. Ein Grammatiker der Art, ein Grammatiker der unvernünftigen kleinlichen Art des Mavortius, hat jedesfalls alle uns erhaltenen Stücke des Horaz, auch die Satiren und Episteln bearbeitet, ein Grammatiker, der etwa in seinem Handexemplare selbst schon grosse Mängel, Lücken und Fehler vorfand, der einen decolor Horatius in der Hand hatte, wie ihn Iuvenal in der Hand der Schüler schildert.

Auf jene Stelle des Iuvenal berufen sich sogar Keller und Holder für ihren Archetypus des ersten Jahrhunderts, der schon ein solches decolorirtes Exemplar gewesen sein soll. Für das erste Jahrhundert hätte eine solche Angabe, glaube ich, kaum eine Entschuldigung, wo, wenn auch Hunderte und Tausende von Schulexemplaren abgegriffen waren, sich doch gewiss auch wieder ein neuer Nauck gefunden hätte, um die damalige Schulwelt mit neuen Mitteln zu versehen.

Ganz anders in jener Zeit, etwa schon nach dem Beginne der Völkerwanderung, in jener Zeit der Vereinzelung und des Seltenerwerdens von Büchern; da konnte wirklich auch ein solcher Emendator gerade nur ein äusserlich sehr desolates Exemplar zur Hand haben, aus welchem er nun durch seine opera in seiner Weise conservativ, d. h. reconstructiv den Text des Dichters herzustellen suchte. Dabei fand er offenbar in seinem Handexemplare eine Reihe von Schreibungen, die freilich dem echten Römer der classischen Zeit ganz geläufig sein mussten, Schreibungen, etwa wie wenn die übliche Synaloephe der Aussprache auch in der Schrift nachgebildet wurde, z. B. mediarripe für media arripe. (Vgl. Bentley zu Sat. I. 4. 25).

Ich habe diesen Punkt früher in einem Aufsatze, der in Jahns Jahrbüchern vom

Jahre 1865 erschien, behandelt. Gerade solche Schreibungen verstand unser Emendator zu seiner Zeit nicht mehr richtig aufzulösen. Ebenso fand er sicher in seinem Handexemplare sehr oft das Ende einzelner Verse corrupt, vielleicht abgerissen, so dass wir gerade am Schlusse des Verses, sowol in den lyrischen Stücken als in den Hexametern bei Horaz so oft einer — ich kann es nicht anders nennen — falschen Conjectur jenes Emendators begegnen. Ebenso fand er die Eigennamen in seinem Exemplare entstellt und strebt dieselben mit seiner geringen Weisheit wiederherzustellen. Dabei ist es geschehen, dass er häufig genug selbst Mängel an grammatischer und metrischer Kenntniss zeigt, soweit es uns eben erlaubt ist nach dem vorliegenden Materiale einen Rückschluss zu machen. Denn ich glaube geradezu aussprechen zu können: Nicht nur ist der uns vorliegende Text des Horaz kein besonders gut überlieferter, wir können nicht nur nicht auf einen der Hand des Dichters naheliegenden Archetypus schliessen, sondern der Text des Horaz ist unter allen vorhandenen der römischen Literatur einer der schlechtest überlieferten. Gerade bei Horaz bietet die Ueberlieferung uns, selbst grammatisch und metrisch, die unglaublichsten Dinge.

Es wird uns zugemuthet — was sich nahezu in allen Handschriften findet — dass der Senat als concilium statt consilium bezeichnet werde, ein Fehler, der allerdings oft genug auf einer Verwechslung der Schreiber beruht, aber nicht in diesem Falle, wo alle älteren Handschriften übereinstimmen, der also auf den Archetypus selbst, auf den Emendator selbst zurückzuführen ist und nur noch überboten wird durch die Art und Weise der neueren Commentatoren des Horaz, von denen der eine meint, concilium sei ein mehr poetischer Ausdruck für consilium, als ob ἀγορά für einen Dichter passender wäre denn βουλή. Ich verweise auf die an dieser Stelle unwillkürlich höchst heitern Bemerkungen von Orelli und Ritter. Zu dieser Unmöglichkeit in c. IV. 5. 3—4 maturum reditum pollicitus patrum sancto concilio redi*) kommen weitere; es wird uns zugemuthet in der vierten Epode V. 8 bis ter neben einander zu dulden statt bis trium ulnarum toga; ferner diu palus in der ars poetica V. 65 mit kurzer Endsilbe zu lesen u. s. w.

Unsere Aufgabe kann also nur darin bestehen an so manchen Stellen eben jene falschen Emendationen des früheren Herausgebers aus dem Ende des Alterthums oder dem Anfange des Mittelalters wieder zu entfernen, und erst dann, wenn wir negativ das falsche jener Ueberkleisterung des Textes anerkannt haben, werden wir an die Herstellung der Hand des Dichters denken können. Natürlich ist diese Bemühung eine höchst intricate und wird stets in vieler Beziehung eine bestrittene bleiben. Aber, meine Herren, das war ja offenbar der Standpunkt Bentley's, das war die Theorie, die offenbar seinem Verfahren zu Grunde liegt. Er emendirt nicht bloss nach graphischen Gründen, er glaubt offenbar keineswegs bloss durch die Erklärung von Schreibfehlern alle Mängel in der uns erhaltenen Horaz-Tradition beseitigen zu können; auch er protestirt gegen eine rein diplomatische Kritik und eben in diesem Sinne glaube ich durchaus an Bentley's Thätigkeit anknüpfen zu können, wenn ich Ihnen die eben berührten Ansichten vorgelegt habe.

---

*) Schon 1811 hatte hier Fea richtig hergestellt consilio. Und dennoch hat concilio in die neueren Ausgaben sich wieder einschleichen können, auch in meine eigene!

Eben ein solches Verfahren aber, das ich für den echten Conservativismus bei Horaz erklären muss, das uns allein wenn nicht sicher, doch annäherungsweise auf die Hand des Dichters zurückführen kann, wird um so wichtiger in Bezug auf die sogenannte höhere Kritik, d. h. die Scheidung der etwaigen unechten von den echten Stücken.

M. H.! Wir alle wissen, wie viel Staub diese Frage aufgewirbelt hat, wie viele Sünden bei der Beurtheilung dieser Frage von beiden Seiten, auf der äussersten Rechten wie der äussersten Linken, begangen worden sind. Aber mit Lachen und spöttischem Achselzucken, wie man es neuerdings wieder beliebt hat, lässt sich eine solche Frage nicht abthun. Eben in dieser Beziehung möchte ich hervorheben, dass Peerlkamp, der bekanntlich doch in der neuern Zeit zuerst den Anlass zu tiefer gehenden Untersuchungen gegeben hat, eigentlich mit dieser so intricaten Frage zu früh kam, weil eben damals und noch bis auf den heutigen Tag die Texteskritik des Horaz im einzelnen nicht weit genug gediehen ist. Wir bedürften heut zu Tage erst eines neuen Bentley, der für unsere Zeit ebensoviel leistete, wie er für die seine, dann wäre es eigentlich erst erlaubt, mit der Hoffnung auf sichere Resultate den Weg Peerlkamps von neuem zu betreten oder zu fragen, ob der Weg zu betreten sei.

Ich erlaube mir nur ganz kurz die Sache an einem Beispiele zu erläutern. Sowol Peerlkamp als auch viele seiner Nachfolger begnügen sich oft genug negativ das unmögliche einer Schreibung nachzuweisen und kommen dadurch zum einfachen Schlusse, ergo kann das betreffende Stück oder die betreffende Strophe nicht vom Dichter selbst herrühren. Ist aber an einem solchen Stücke alle Unklarheit nur durch Corruption des Textes entstanden, dann kann es uns etwa gelingen durch blosse Emendation des Textes das Stück als wirklich unserem Dichter angemessen hinzustellen, wie sich das z. B. in der einen so oft angezweifelten Strophe des bekannten integer vitae u. s. w. thun lässt und wie es dort mit Rücksicht auf die Strophenzahl des Gedichtes sogar geschehen muss, selbst wenn man über die Emendation im einzelnen noch zweifeln wollte.

Ueberhaupt müssen wir auf das entschiedenste jenem Standpunkte gegenübertreten, welcher sich in der einfachsten, wieder sozusagen kindlichsten Weise damit begnügt, alle etwa nicht zu verstehenden oder anstössigen Stücke bei Horaz dadurch abzuthun, dass man sie einem Interpolator zuschreibt, ohne weiter zu fragen, ob es denn irgend einem solchen Interpolator, d. h. irgend einem Nachdichter des Horaz, wie solche schon im 1. Jahrhunderte auftraten, einfallen konnte, so baren Unsinn zu schreiben, wie man ihm oft genug zutraut. Bisher ist merkwürdiger Weise die Bezeichnung einer Strophe als interpolirt förmlich ein Palladium für dieselbe geworden; man hielt jede weitere Emendation des Textes im einzelnen für unnütz, dem Interpolator liess sich jeder Unsinn zutrauen. So sind vor allem jene 8 Verse, der Eingang der 10. Satire des I. Buchs, jenes wol von fremder Hand angeflickte Prooemium, für uns im einzelnen geradezu unverständlich; weil sie aber nach Bentley's Urtheil ziemlich einstimmig einer fremden Hand zugeschrieben wurden, glaubte man auch hier alle Mängel der Ueberlieferung ertragen zu können, und nur wenige, darunter namentlich Nipperdey, haben einen tieferen Griff gethan und gezeigt, wie emendirt werden müsste.

Eben als Probe für die Grundsätze einer solchen Kritik habe ich mir erlaubt gerade ein sonst dem Inhalte nach ziemlich unbedeutendes Stück der Satiren vorzuführen, einzig aus dem Grunde, weil es die kürzeste Satire des Horaz ist. Ich finde aber trotz

seiner Kürze, dass es dennoch eine Reihe von Belegen zu der massenhaften Corruption des Textes bietet, wie er uns durch die diplomatische Ueberlieferung gegeben ist. Ich habe mir erlaubt beide Texte, sowohl den Text der Holder'schen Ausgabe als den Text mit dem Versuche einer Emendation vorzulegen. Ich bezeichne den ersteren als den Text der überlieferten Handschrift, weil gerade in dieser ganzen Satire von den Herausgebern durch eigene oder fremde Emendation nichts geändert worden ist. Dem gegenüber finden wir gleich 9—10 grössere Verderbnisse, die ich hier durch Cursivlettern*) ange-

*) Da bei Vertheilung des Linker'schen Schriftchens viele Mitglieder nicht mehr anwesend waren, stehe hier der Abdruck desselben:

I.

EXEMPLVM LIBRORVM MS. EX RECENSIONE A. HOLDERI.

Proscripti Regis Rupili pus atque uenenum
hybrida quo pacto sit Persius ultus, opinor
omnibus et lippis notum et tonsoribus esse.
Persius hic permagna negotia dives habebat
Clazomenis, etiam litis cum Rege molestas,
durus homo atque odio qui posset uincere Regem,
confidens tumidus, adeo sermonis amari,
Sisennas, Barros ut equis praecurreret albis.
ad Regem redeo. postquam nihil inter utrumque
conuenit; (hoc etenim sunt omnes iure molesti,
quo fortes, quibus aduersum bellum incidit. inter
Hectora Priamiden animosum atque inter Achillem
ira fuit capitalis, ut ultima diuideret mors,
non aliam ob causam, nisi quod uirtus in utroque
summa fuit; duo si discordia uexet inertis
aut si disparibus bellum incidat, ut Diomedi
cum Lycio Glauco, discedat pigrior ultro
muneribus missis;) Bruto praetore tenente
ditem Asiam, Rupili et Persi par pugnat, uti non
compositum melius cum Bitho Bacchius. in ius
acres procurrunt, magnum spectaculum uterque.
Persius exponit causam; ridetur ab omni
conuentu; laudat Brutum laudatque cohortem;
solem Asiae Brutum appellat, stellasque salubris
appellat comites, excepto Rege; canem illum,
inuisum agricolis sidus, uenisse; ruebat
flumen ut hibernum, fertur quo rara securis.
tum Praenestinus salso multoque fluenti
expressa arbusto regerit conuicia, durus
uindemiator et inuictus, cui saepe uiator

II.

EXEMPLVM EMENDATVM.

Proscripti Regis Rupili pus*que* uenenum*que*
hybrida quo pacto sit Persius ultus, opinor
omnibus *id Lydis* notum tonsoribus esse.
Persius hic permagna negotia dives habebat
Clazomenis, etiam litis cum Rege molestas,
confidens tumidusque, adeo sermonis amari,
Sisennas, Barros ut equis praecurreret albis.
nunc ad *rem* redeo. postquam nihil inter utrumque
conuenit, hoc *animo sudant in* iure molesti,
quo quibus ad *Troiam uerum* bellum incidit. inter
Hectora Priamiden animosum atque inter Achillem
ira fuit capitalis ut ultima diuideret mors:
non aliam ob causam Bruto praetore tenente
ditem Asiam *quod praedixi* par pugnat, uti non
compositum melius cum Bitho Bacchius. in ius
acres procurrunt, magnum spectaculum uterque.
Persius exponit causam, ridetur ab omni
conuentu; laudat Brutum laudatque cohortem,
solem Asiae Brutum appellat stellasque salubris
appellat comites, excepto Rege; canem illum,
inuisum agricolis sidus uenisse. ruebat,
flumen ut hibernum fertur, *quoi* rara *senectus.*
tum Praenestinus salso multoque fluenti
expressa arbusto regerit conuicia, durus
uindemiator et inuictus, cui saepe uiator

V. 27. *cf. Martialis epigr. VI. 29. 7* 'immodicis breuis est aetas et rara senectus'.

deutet habe. Wir finden aber ausserdem einige Punkte, die Gelegenheit zu Zweifeln geben können. Genug — wir haben in 35 Versen circa ein Dutzend Punkte, über welche sich entweder sehr streiten lässt, oder welche geradezu als grobe Verderbnisse zu bezeichnen sind.

Die erste Aenderung gleich im ersten Verse stammt schon von Peerlkamp, während die übrigen wol alle meinen Versuchen angehören. Gleich im ersten Verse zeigt sich jene Misshandlung eines Eigennamens, hier freilich nicht durch Corruption, sondern durch metrischen Missbrauch. Dass Rupilius mit rupes zusammenhängt, ist hier eine, wie es scheint, richtige Bemerkung Peerlkamps, wodurch nothwendig die Länge des u und die Länge des i gegeben ist, wie in Lucilius, obwohl nomina auf ilius allerdings auch mit kurzem i erscheinen. Eben dadurch ist aber auch die von Peerlkamp versuchte Emendation pus*que* uenenum*que* nothwendig gegeben, also die Nöthigung zur Herstellung des Hypermeters, die Nöthigung dem Dichter selbst durch eine wirklich conservative Kritik etwas zuzuschreiben, was eigentlich der Form nach weniger geläufig und flüssig erscheint, als die Gestalt des Verses in unserer Tradition, gerade wie wir auch sonst öfter durch Zurückgehen auf die älteste Handschrift dem Dichter etwas rauheres zuschreiben dürfen, als eine spätere glattere Handschrift bietet. Dass gerade solche Hypermetri auch sonst durch unsere Handschriften überkleistert worden sind, hat schon Meineke anerkannt (zu Sat. II. 1. 54).

Sonst haben wir in unserer Satire vor allem jenes monströse ad Regem redeo (V. 9), was in keiner Weise sich verstehen lässt. Der Dichter kehrt keineswegs zu dem einen zurück, er ist keineswegs von dem einen ausgegangen, sondern es ist von Rupilius und Persius zugleich die Rede. Er kehrt in jenem Verse auch nicht einmal zu den Personen als solchen zurück, sondern eben zu dem Punkte, von dem er ausgegangen ist. Schildern will er den Streit zwischen Rupilius und Persius und kehrt eben zur Sache zurück, wodurch die einfache Emendation, jenes ad *rem* redeo, gegeben ist; natürlich muss am Anfange ein Wort, wie das von mir versuchte nunc ausgefallen sein: *nunc* ad *rem* redeo — eine Formel, der wir ja häufig auch in der Prosa begegnen, wie dies in Seyffert's 'Scholae latinae' nachzusehen ist*). Eben dieser Vers ist uns in neuerer Zeit interessant geworden, vor allem durch den Versuch eines andern ausgezeichneten Kritikers, ich meine Lehrs, der das unmögliche der Schreibung ad Regem redeo wol eingesehen

---

cessisset magna compellans uoce cucullum.
at Graecus, postquam est Italo perfusus aceto,
Persius exclamat 'per magnos, Brute, deos te
oro, qui reges consueris tollere, cur non
hunc Regem iugulas? operum hoc, mihi crede,
tuorumst.'

cessisset magna compellans uoce cucullum.
at Graecus, postquamst Italo perfusus aceto,
'*per, si sunt*', clamat, 'per magnos, Brute, deos te
oro, qui reges consueris tollere, cur non
hunc Regem iugulas? operum hoc, mihi crede, *piorumst*'.

V. 35 war hoc in dem bei der Versammlung vertheilten Abdrucke aus Versehen ausgefallen.

*) Vgl. § 42. Dazu Cicero ad Att. 13. 21. 3 nunc ad rem ut redeam; Sall. Iug. 79 a. E. nunc ad rem redeo. (Hor. S. I. 6. 45 nunc ad me redeo nach Lucil. inc. 98 M. nunc ad te redeo; Cic. p. Cael. § 37 redeo nunc ad te). Der Sinn ist an unserer Stelle: nunc ad *rem* redeo, quoniam de *hominibus* satis dixi. Vgl. Cic. off I § 65 sed ad rem redeamus: de hominibus dici non necesse est; Kortte zu Sall. Iug. 4 a. E.; Wichert lat. Stillehre I S. 98 f.

und dargethan hat, dessen positiver Ergänzungsversuch moliri exitium uns aber kaum als besonders nahe liegend erscheinen wird, ebenso wenig wie die von ihm versuchte Auflösung der unerträglichen Parenthese V. 10—18.

Dann möchte ich hervorheben V. 27 jene Vergleichung des stürmischen Anklägers und seiner sprudelnden Rede mit dem flumen hibernum, fertur quo rara securis, wo mein Versuch der Wiederherstellung auf einem hier, wie es scheint, vorhandenen Anklange bei Martial fussen kann*). In solchen Dingen können wir über eine grössere oder geringere Wahrscheinlichkeit nicht hinwegkommen. Die leichte Verwechslung jenes quo mit *quoi* ist jetzt auch von Madvig in seinen Adversaria critica an mehren Beispielen nachgewiesen worden. Hier beruht meine Wiederherstellung also zugleich auf graphischen Gründen, wie mein Freund Holder nach seinem Principe wohl am ehesten anerkennen wird.

Endlich bezeichne ich den letzten Vers: operum hoc, mihi crede, tuorumst. Hier möchte ich *piorumst* Ihrer weiteren Erwägung und Beurtheilung empfehlen.

Sonst erlaube ich mir hervorzuheben, dass ich hier im Abdrucke alle meine Vorschläge einfach in den Text gesetzt habe, obgleich ich keineswegs das in einer kritischen Ausgabe thun würde. Eben nur diese Hauptpunkte würde ich dem Texte einverleiben; bei andern, mehr untergeordneten Dingen gestehe ich selbst zu, dass adhuc sub iudice lis est.

Präsident Prof. Dr. Jülg: Wünscht einer der Herren das Wort zu ergreifen? Wenn das nicht der Fall ist, so ersuche ich Herrn Prof. Dr. Dieterici aus Berlin seinen Vortrag zu beginnen.

Prof. Dr. Friedrich Dieterici (Berlin).

Aristotelismus und Platonismus im X. Jahrhundert n. Chr. bei den Arabern.

Meine Herren! Die Orientalisten pflegen in den allgemeinen Versammlungen und Zusammenkünften dieser Gesellschaft meist einen stillen Winkel zu bilden, und wenn wir ankommen, recken manchmal die Herren Classiker ihre Hälse, schauen zu uns herüber und fragen: was sind denn das für Leute? Antwortet man ihnen, es sind Orientalisten, so heisst es wohl mit Achselzucken: es muss auch solche Käuze geben! Was Wunder, dass uns, die wir es meist mit Steppen- und Wüstenvölkern zu thun haben, manchmal der Gedanke kommt, dass wir einmal als feine Leute auftreten und dieser geehrten classischen Versammlung in der Form eines Vortrages eine Visitenkarte überreichen möchten. Nehmen Sie desshalb meinen kurzen Vortrag hier als einen Salam, als einen Gruss, aus dem Osten an; ich möchte Sie darum besonders desshalb bitten, weil ich mir wohl bewusst bin, dass ich Ihre besondere Nachsicht in Anspruch nehmen muss.

Meine Herren! Die arabische Philosophie wird in der Geschichte der Philosophie mit einem etwas abgekürzten Verfahren behandelt. Da werden etwa Al-Kindi, Al-Farabi, Avicenna, d. h. arabisch Ibn Sina, nach dessen Werk in Europa Jahrhunderte lang curirt worden ist, genannt, dann wird etwa noch Al-Ghazzālī und zuletzt Averroes,

*) Vgl. auch Ovid. rem. am. 651 f.
Flumine perpetuo torrens solet acrius ire:
Sed tamen haec breuis est, illa perennis aqua.

arabisch Ibn Ruschd, hervorgehoben. Die ganze Deduction gipfelt darin, dass es heisst, durch Averroes wurde die Aristotelische Philosophie dem Abendlande wiederum übermittelt*). Meine Herren! Wäre ich nur Advocat der Araber, ich könnte mich damit beruhigen. Denn was involvirt dieser Ausspruch? Die Ur- und Anfangsfrage der Menschheit, zu deren Lösung jedes Culturvolk sich angetrieben fühlt, die Frage: woher das All, woher die Vielheit der Dinge? Diese Urfrage zu lösen, gibt es bekanntlich nur zwei Wege, den einen, den neuplatonischen, dass man von dem einen Urprincip, gleichsam von der Spitze der Pyramide, heruntergeht auf die breite Grundlage d. i. die Welt, die Vielheit der Dinge, und sich im Schwung der Phantasie die Welt construirt. Der andere Weg dagegen ist der, dass man nach dem Muster des Aristoteles von der Erkennung der sinnlich wahrnehmbaren Dinge hinaufsteigt, allmählich sie durch die Kategorien bestimmt, die Schlüsse richtig fügt und so zum Anfang, zum Urprincip aller Dinge, zu gelangen sucht. — Es würde jener Ausspruch somit bedeuten: die Araber brachten an die Stelle des bis dahin beliebten neuplatonischen, durch die Ideenlehre der Phantasie mehr anheimgegebenen Weges die ruhige wissenschaftliche Methode des Aristoteles zur Geltung, um das Wesen aller Dinge zu ergründen. Aber, meine Herren, ich bin nicht Advocat, ich bin Forscher der arabischen Wissenschaft, und desshalb muss ich hier erwähnen, dass sich die Sache doch etwas anders verhält. — Ich möchte Ihnen eine philosophische Gesammtanschauung des ganzen Weltalls entwickeln, wie sie sich im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung im Orient gebildet hat und dann an der Küste von Afrika dahingetragen wurde bis in die Gefilde Spaniens, um von hier aus weiter cultivirt und weiter entwickelt den Cultur-Völkern des Westens gebracht zu werden**). Der Neuplatonismus und der Aristotelismus vereint schufen dieselbe. Vorher aber muss ich auf einige Punkte des Culturzustandes eingehen.

Der Koran enthält die Sprüche eines wildphantastischen Epileptikers, der bald in kühner Begeisterung von der Allmacht Gottes spricht, bald in sinnlichen Farben von den Paradiesesfreuden redet, dann bisweilen in an Blödsinn grenzenden Fadaisen sich auslässt, endlich mit läppischen und kindischen Mährchen aus Judenthum, Heidenthum und Christenthum uns aufwartet; auch sind viele Stücke desselben nur zum bestimmten Bedürfniss des Herrn Propheten als Offenbarung hingestellt. Das, meine Herren, ist ein Convolut, worin Sie der Widersprüche Tausende finden können, aber die Orthodoxie brachte die Consequenz dazu und entwickelte folgende Gedanken: Das einzig allgemein bestimmende Wesen im All, das einzige Wesen, welches Willen hat, ist Gott; er bestimmte alle Dinge absolut und unabänderlich von Ewigkeit her; der Mensch ist nur ein stumpfer, dumpfer, willenloser Knecht. Somit kommen wir zu dieser furchtbaren Consequenz: Gott bestimmt

---

*) Die klarste Darstellung dieser Epoche findet sich bei Erdmann, Grundriss der Geschichte der Philosophie, Berlin 1869 S. 298—311.

**) Die Abhandlungen dieser Philosophen sind von mir in folgenden Büchern bearbeitet: Dieterici, Propaedeutik der Araber 1865. — Logik und Psychologie der Araber 1868. — Die Naturwissenschaft der Araber 1861. — Streit zwischen Mensch und Thier 1858. — Die Anthropologie der Araber 1871. — Die Lehre von der Weltseele 1872. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. Unter der Presse befindet sich ein allgemeineres Werk über die Wissenschaft, wovon in diesem Jahr der I. Band, der Makrokosmos, erscheinen wird.

den Sünder zur Sünde, und wenn der Sünder, wie er doch nicht anders kann, die bestimmte Sünde thut, verdammt Gott ihn zum ewigen Verderben. Diesem entsetzlichen Grundsatze gegenüber bäumt sich das sittliche Gefühl auf. Man wollte und musste Gott, das Wesen der Liebe, vor solcher Ungerechtigkeit retten, und so entwickelte dann die Secte der Mu'taziliten schon im ersten Jahrhundert der Flucht sich dazu, dass sie alle Begriffe, die Gott als rücksichtslosen Tyrannen darstellten, entfernte und den Menschen als ein freies, der Wissenschaft und dem geistigen Streben bestimmtes Wesen anerkannte. Dazu war es freilich nöthig, den Koran nicht als eine ewige Wahrheit, als Kalām ullah, Rede Gottes, uranfänglich mit Gott darzustellen, sondern es als ein in der Zeit entstandenes, folglich der Kritik unterworfenes Buch zu betrachten.

Meine Herren! Der Streit wogte hin und her; die Gemeinde zerfiel in viele Spaltungen. Wissenschaftlich wurde die Orthodoxie niedergeworfen; aber sie hatte den Schutz der Grossen und in Folge dessen tief einschneidende Beweise, nämlich das Schwert des Henkers. Nach Tausenden zählen die Opfer, die desshalb dahingeschlachtet wurden, weil sie sich nicht als stumpfe, dumpfe Knechte, sondern als freie Geschöpfe Gott nahen wollten. Es entstand nun in dieser trostlosen Zeit, als alles gegen einander entflammt war, das Streben, durch das Studium des Alterthums, durch die Erkenntniss der Philosophie, verbunden mit den ethisch-erhabenen Grundsätzen, die in den religiösen Büchern enthalten sind, ein System zu entwickeln, das sowohl auf alle sittlichen als auch alle geistigen Fragen eine der damaligen Zeit entsprechende Antwort gab. Dieses Ziel zu erreichen, bildete man eine enggegliederte Gemeinschaft, welche natürlich eine geheime sein musste; öffentlich durften diese Aufklärer in Basra nicht auftreten — der Henker war ja hinter ihnen her — wohl aber konnten sie in geheimen Kreisen die Samenkörner des Wissens ausstreuen, um ihre Anhänger immer mehr zu einem Gott ähnlichen Wesen heranzubilden.

Meine Herren! Die Grundlage dieser Anschauung, wie sie die iḫwān aṣ ṣafa, die Brüder der Reinheit oder die lauteren Brüder, im X. Jahrh. entwickelten, ist aus folgenden Bestandtheilen zusammengesetzt. Zunächst gibt der Neuplatonismus in der Form, wie wir ihn meist als Neupythagoreismus kennen, das Schema; dann herrscht die Anschauung des Ptolemaeus über die Erde und die Gestirne, d. i. die Sphärentheorie, vor. Für die sublunarische Welt sind wir auf die Physik des Aristoteles angewiesen, dessen Grundprincipien auch in der Mineralogie und Botanik zur Geltung kommen. Für die geistige Entwicklung des Menschen ist das Organon des Aristoteles mit der Isagoge des Porphyrius das Grundbuch, in der Lehre von den Sinnen und der Anthropologie wiegen die Werke des Galen vor, und weiter hinauf sind dann die θεολογούμενα des Pseudo-Aristoteles nicht ohne Einfluss.

Meine Herren! Sie sind gestern in einem kurzen Fluge über den hohen Brenner gefahren; ich will es versuchen, Sie jetzt in einer Viertelstunde durch das ganze Weltall hindurch zu führen. Dazu bedürfen wir einfach des neupythagoreischen Grundsatzes, dass die Zahlen dem Menschen gegeben seien als ein Gerüst des Geistes, um daran die Entwicklung aller Dinge aufzubauen.

Die Zahl entspricht dem Wesen der Dinge, heisst es; und desshalb müssen die Urwesen den Urzahlen entsprechen, d. h. den neun Einern gleichen. Wir werden also auf neun Stufen der Entwicklung für die Emanation der Welt aus Gott Rück-

sicht nehmen müssen. — Die Eins ist zwar selbst keine Zahl, aber doch das Princip aller Zahlen. Ihr entspricht das Seiende, τὸ ὄν der Neuplatoniker, oder das Eine, τὸ ἕν der Neupythagoreer, oder, wenn wir theologisch reden, Gott, selbst zwar kein Ding, aber doch das Princip aller Dinge, ὁ θεός, allah, der Gott. Aus Gott strömt die gewaltige Urkraft aus. Die zweite Potenz, zu der sie in dieser Ausströmung sich entwickelt, ist die Vernunft, νοῦς, arabisch ʿaḳl, ratio. Die Vernunft also, die erste Kraft, nimmt den Erguss von Gott, um ihn weiter auszuströmen. Sie enthält in aller Reinheit und Klarheit schon die Formen aller Dinge. Ihre Ergüsse erschliessen sich drittens auf die Seele, auf die Urseele, die Allseele, ψυχή, anima, arab. nafs; diese dritte Stufe ist es, die wir besonders später ins Auge fassen müssen. Wir kommen zur Vier. Nach der Platonischen Theorie bestehen bekanntlich alle Dinge zuerst und recht eigentlich in der Form, im εἶδος, ἰδέα. Als die blosse Form des Stoffes, noch nicht stofflich, sondern nur geistig gedacht, steht somit die erste Materie al hajūla el ūlā, ἡ πρώτη ὕλη auf der vierten Stufe.

Soweit, meine Herren, hätten wir es nur mit idealen Formen zu thun; da lässt sich leicht operiren. Jetzt aber stehen wir daran die Kluft zu überspringen, die zwischen der idealen, geistigen und der sinnlichen Welt uns entgegengähnt. Machen Sie ein wenig die Augen zu, geben Sie dem Ross der Phantasie ein Bischen die Sporen, und Sie fliegen hinüber. Die Urmaterie nämlich ist eine einfache, geistige, von der Seele die Formen zeitlich und eine nach der ändern annehmende Substanz. Die erste Form, welche sie annahm, ist Länge, Breite und Tiefe. Sie ward hiedurch zum Urkörper (al ǵism) d. i. die zweite Materie, welche also der Fünf entspräche, ἡ δευτέρα ὕλη, al hajūla aṯ ṯānija. Doch dieser Urstoff ist noch ungefügig; die Vollkommenheit der Dinge, die Schönheit der Welt ist noch nicht da. Die herrliche Welt, das Kunstwerk, welches alle Dinge in vollster Harmonie umschliesst und als Zeichen ihrer Vollendung die vollendetste aller Formen, die Kugelform, hat, muss erst aus jener zweiten Materie werden. Sie entspricht als solche der Sechs unter den neun Einern, al-ʿālam, κόσμος.

Die Weltanschauung des Ptolemaeus beherrscht das ganze Mittelalter und somit auch den Geist der Araber. Wenn auch die arabischen Astronomen einzelnes genauer bezeichneten, so kommen sie in ihrer ganzen Weise doch aus dem Ptolemaeischen System nicht heraus. Ptolemaeus ist bei den Arabern allgemein als Elmaǵisti bekannt. Es möchte trotz der grossen Fortschritte der Sprachvergleichung doch schwer werden, Ptolemaeus und Elmagisti zusammen zu bringen; ich versuche es gar nicht, sondern wir wissen, dass das Buch des Ptolemaeus ἡ σύντοξις μεγίστη heisst und aus μεγίστη wird nun Elmagisti gebildet. Ein griechisches Wort mit arabischem Artikel und arabischer Endung wird zum Sinnbild der geheimen Weisheit des Mittelalters, welches mit Zauberkraft alle Tiefen der Geheimnisse enthüllen soll. Elmaǵisti ist es, an den sich der Mensch wandte, wenn er kühn den Schleier der Dinge, die er nicht wissen soll, heben wollte und die Astrologie befragte. Die Weltanschauung des Ptolemaeus darzustellen, will ich ein ganz triviales Beispiel anführen. Denken Sie sich eine Zwiebel, und Sie haben die Ptolemäische Welt. Im Innern ist der Vollkern: das ist die Erde und Wasser zusammen; darüber eine Haut, eine Zwiebelhaut, die erste Sphäre: das ist Luft und Aether; darüber die sieben Sphären der Planeten: Mond, Mercur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn; die nächstfolgende Sphäre wäre dann die Sphäre der Fixsterne, und zuletzt als Abschluss al muḥīṭa, die Umgebungssphäre.

In einer Zwiebel haben wir also die ganze Welt. Nun aber wusste man im Alterthum, dass die Planeten sich in Epicyklen bewegten. Sie rollten in Epicyklen in ihren Sphären herauf und herunter als die Spender alles Wohles; sie konnten im Aufsteigen, in der obern Conjunction oder im Absteigen, in der untern Conjunction sein. Waren sie in der obern, nahmen sie die Ergüsse des Allwesens von oben auf; waren sie in der unteren, theilten sie diese Kraft der nächsten niedrigeren Sphäre mit. So also bewegt sich das All; darin liegt die Entwicklung der Geschicke.

Ich brauche Sie wohl nicht daran zu erinnern, dass das classische Werk Schillers, Wallensteins Tod, damit beginnt, dass dieser Held seinen Astrologen befragt. Wissenschaftlich hat sich die Sache etwas anders gestaltet. Ein Mann, der Wallenstein vielfach die Horoskopen stellte, war der weltberühmte Kepler; er that es, obwohl er nicht die Ueberzeugung von der Wahrheit der Astrologie hatte, einfach um zu leben, indem er sagte: ich muss doch die weise Tochter, d. i. die Astronomie, von der thörichten Mutter, d. i. der Astrologie, erhalten lassen.

So schrieb er auch einmal dem Wallenstein, er solle an dem und dem Tage nicht schlagen, er werde krank sein; worauf dann Wallenstein ihm antwortete, er wäre zwar an dem Tage nicht ganz wohl gewesen, aber es wäre wohl schwerlich so von den Sternen gekommen, sondern (sit venia verbo) vom Saufen.

Bis zum Mond herab reicht also die obere himmlische Welt (al ʿālamu-l-falkijju).

Das wäre also die obere Sphärenwelt; sie ist unwandelbar in ihrem Lauf und ihrer Substanz, eine Sphäre von der andern genau getrennt. Unter der letzten der Sphären, unter der des Mondes, beginnt dagegen die wandelbare Welt der Natur, al ʿālamu aṭ ṭābīʿijju. Diese niedere oder die Elementenwelt wird durch die Natur, φύcιc, aṭ ṭabīʿa geschaffen. Die Natur ist eine Kraft der himmlischen Allseele, welche alle Körper unter dem Mondkreise vom Aether bis zum Mittelpunkt der Erde ebenso durchdringt wie der Sonnenstrahl alle Theile der Luft. Die Natur hat als solche die siebente Stelle in diesem System inne, und während oben eine directe Kraft der Seele die erste Materie zur zweiten machte, wirkt die Allseele nur vermöge der Natur auf die wandelbare Welt der vier Elemente, von denen eins in das andere übergeht. Die vier Elemente, arkān, cτοιχεῖα, auch ummahāt (die Mütter), bilden somit die achte Stufe des Alls, die Welt des Entstehens und Vergehens.

Ihrer Vermischung verdanken die drei Producte Mineral, Pflanze und Thier ihre Entstehung, welche in ihrer ungemein grossen Vielheit und Verschiedenheit die neunte Stufe des Alls bilden als die kāïnāt, mukawwanāt oder muladāt, die seienden, geschaffenen, die geborenen,

Wir müssen rasch eilen, meine Herren! Aber denken Sie sich eine Urkraft, die von obenher das Weltall bewegt und allmählich so von einem Planeten dem andern zugeführt und von Sphäre zu Sphäre getragen endlich beim Mittelpunkt der Erde, das ist dem Mittelpunkt des Alls, anlangt. Hier, meine Herren, wären wir nun da, wo wir anzulangen hätten. Bis dahin die Emanatio, die Ausströmung; wir beginnen jetzt mit der Remanatio, Rückströmung.

Meine Herren! Bei der Rückströmung kommt zunächst die im Aristotelischen System fehlende Mineralogie in Betracht. Viele Steinarten sind nichts weiter als die Verbindung der Elemente Erde und Wasser; so Gyps, Salz und andere zerreibbare Stoffe,

getrocknet und verhärtet. Dann aber steigen die Gesteine auf zur Höhe des wirklichen Minerals, des edlen Metalles, dessen Richter das Feuer ist. Wir finden hier die alte Vorstellung, dass alle edlen Metalle aus Schwefel und Quecksilber entstanden seien. Nur Zufall ist es, wenn die Mischung beider Gold oder Silber, Blei oder Kupfer wird; je nachdem die Mischung und Hitze nicht gleichmässig war, ein Zufall die Masse traf, entstehen die niedrigeren Mineralien. Es ist für manchen, der gerade an gangbarer Münzsorte Mangel hat, recht fatal, dass er aus Blei kein Gold machen kann, besonders fatal muss das sein, wenn dies eigentlich nur ein kleines Versehen der Natur war; man suchte dies Versehen der Natur zu verbessern und daher entstand jenes Streben, welches das ganze Mittelalter beherrschte und alle Völker ergriff: die Goldmacherei (die Alchemie). Es haben selbst hochgekrönte Häupter öfter Mangel an gangbarer Münze gehabt und haben sich dann Alchemisten kommen lassen, die dem Mangel abhelfen sollten. — Die Edelsteine endlich sind nur die im Schooss der Berge condensirten Dünste, die zu Wasser geronnen dort verhärteten.

Die Vermittlung zwischen der todten Erde und der lebenden Creatur bildeten natürlich die Pflanzen. Auch hier sind die Spuren der Aristotelischen Philosophie unverkennbar. Es wird genau das Wachsthum der Pflanzen beobachtet; die im Samenkorn ruhende Kraft ist die δύναμις, arab. ḳuwwa, sie wird zur wirklichen Thatkraft, ἐνέργεια, arab. fi'l, und theilt sich in eine saugende, haltende, gährende, stossende, nährende, mehrende, formende Kraft, um so allmählich das todte Korn zur Frucht zu entwickeln. Es werden die verschiedenen Reihen der Pflanzen, solche die von selbst erspriessen, die gesäet oder gepflanzt werden, durchgegangen, um dann in der Palme, als der Vollendung aller Pflanzen, zu gipfeln.

An die Pflanzen schliesst sich das Thier, welches die Pflanzenkraft aufsaugt und durch die freie Bewegung, die ihm eigen, durch die vollen Sinne, die es hat, allmählich bis zum Menschen herangrenzt. Der wohlgebildete Mensch aber steigt, von Philosophen und Propheten wohl geschult, bis zur Stufe der Engel, welche sich Gott nahen.

Meine Herren! Diese Auffassung von der Rückströmung zum Urwesen ist bekannt, aber etwas neues möchte es sein, dass man zwischen diesen einzelnen Reichen der Natur verschiedene Mittelstufen hat. So gibt es zwischen der Pflanze und dem Minerale eine Pflanze, die das Ruinengrün heisst, also eine Flechte, ein Moos, welches auf dem Gestein des Morgens ergrünt, von dem Sonnenbrande des Mittags aber verbrannt wird. Da es entsteht und grünt, sei solches ein Gewächs, obwohl es eigentlich nur grünender Staub sei. Höher hinauf ist wiederum die Palme gleichsam der Mittelpunkt zwischen Thier und Pflanze, desshalb, weil man schon wusste, dass bei der Palme die männliche Blüthe von der weiblichen geschieden ist. Diese Bemerkung würde, wenn man sie hätte weiter verfolgen können, schon damals das Studium der Pflanzenphysiologie, das jetzt in unserem Zeitalter so viele Anhänger zählt, begründet haben. Zwischen Pflanze und Thier wird als Mittelstufe die Rohrschnecke genannt, ein Thierlein, welches noch festgewachsen im Rohrknoten mit dem Leibe hin- und hergeht, um den weichen Stoff, der sich ihm bietet, zur Nahrung einzusaugen. Das ist das niederste Thier, denn es hat nur einen Sinn, den Tastsinn. Während die Palme das Pflanzenthier heisst, ist diese Rohrschnecke eine Thierpflanze. Weiter hinauf ist als Vermittlung zwischen Thier und Mensch der Affe hingestellt. Sie sehen also, meine Herren, den Arabisten genirt selbst Voigts Affentheorie

nicht. Dann haben wir dort auf den oberen Stufen der Thiere den klugen Elephanten und vor allem ein Thier, in dem die Weisheit concentrirt sei, den Bienenweisel, weil er schon mit einer fast göttlichen Weisheit die Angelegenheiten seines Staates regelt.

So weit, meine Herren, der Makrokosmos, jetzt kommen wir zum Menschen, dem Mikrokosmos. Für seine Entwicklung wird nun nicht die Wiederholung von einzelnen religiösen Sentenzen, sondern ein redliches, ernstes Studium und ein sittliches Leben gefordert. Zunächst wird verlangt das Studium der Arithmetik und Mathematik, die στοιχεῖα des Euklid, dann das Studium der Logik erstens in der εἰσαγωγή des Porphyrius, dann in den Kategorien und Analytica priora und posteriora des Aristoteles; dann steigt er weiter zur Erkenntniss der Natur. In der Naturforschung sind zunächst die Schriften des Aristoteles, die φυσικὴ ἀκρόασις, περὶ οὐρανοῦ, περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς, sowie die μετεωρολογικά massgebend, woran sich dann auf der einen Seite die Astronomie des Ptolemaeus und in der Anthropologie Galen anschliesst. So ist z. B. die Vorstellung entwickelt, dass der Strahl, welcher von der Sonne durch das All dringt und unseren Augapfel trifft, die Farben der Gegenstände demselben mittheile und denselben, da er aus reinem Wasser bestehe, färbe, ebenso wie der Ton nichts weiter sei, als ein Stoss in die Luft, der eine Bewegung, ein Wogen (tamawwuǧ) hervorruft und so allmählich unser Ohr berührt.

In den Hauptdisciplinen der Wissenschaft herrscht somit Aristoteles vor. Doch um das All als ein harmonisches Ganze zusammenzufassen, dazu bediente man sich der neupythagoreischen Anschauungen.

Jene Vorstellung der Aus- und Rückströmung schien das Geheimniss zu bergen, um sowohl bis in das Tiefste der Tiefe hineinzublicken als auch die höchste Höhe zu erreichen, um das eigentliche Wesen, woher die ganze Entwicklung stamme, zu erfassen und so in Gott sich zu versenken.

So, meine Herren, haben Sie hier eine vollständig abgerundete Gesammtvorstellung, eine Entwicklung aus Gott zur Welt, und eine Rückströmung von der Welt zu Gott, eine Antwort auf alle Fragen: dass man erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält. Diese Lehren nun, meine Herren, wurden zu Basra in dem Geheimbunde zusammengestellt und dort im Stillen verbreitet, dann aber verfolgt und von ihren Anhängern nach Spanien, dem Hauptculturland des Mittelalters, getragen.

Die vormuhammedanische Bildung des Ostens war durch die von der Orthodoxie verfolgten und verfluchten Secten, besonders die Origenisten und Dyophysiten d. i. die Nestorianer begründet, die besonders seit dem Chalcedonense 451, selbst heimatslos, der Bildung eine Heimat unter den wilden Völkern der Wüsten und Steppen herzustellen suchten. Hier erfasste der Forschertrieb die edlen Gemüther, und wiederum tragen die durch die Orthodoxie des Islam verfolgten Ketzer die Bildung nach Spanien hinüber. Verfolgt, verflucht, blutend von den Speeren der Verfolger, bedroht von dem Schwert des Henkers, gebrochenen Herzens, doch muthigen Geistes finden sie in Spanien, wohin die selbst verfolgten Omajjaden geflohen waren, eine neue Heimatsstätte, um von da aus die Leuchte der Bildung dem bis dahin dunkeln Westen mitzutheilen.

So, meine Herren, gibt es neben dem gewöhnlichen uns bekannten und von der Orthodoxie vielfach eingedämmten Bildungsstrome von Rom herüber nach Deutschland

einen zweiten, der getragen ist von den kräftigen Geistern verfolgter Ketzer und immer wieder von der Idee belebt wird, dass die Freiheit des Denkens und die Humanität, die sittliche Würde die einzigen Grundlagen seien, worauf der Mensch sich entwickeln könne. Und in diesem Zeichen wollen auch wir leben! (Lebhafter Beifall).

Präsident Prof. Dr. Jülg: Eine Discussion wird sich wohl hieran nicht knüpfen. Ich erlaube mir im Namen der Versammlung beiden Herren Vorrednern unsern Dank auszusprechen.

Da noch Berichte über die Verhandlungen der Sectionen durch die Vorsitzenden derselben erstattet werden sollten, die Zeit aber bereits sehr weit vorgerückt war, so konnte von dem Vortrage des Hrn. Dr. Benicken aus Gütersloh: „Ueber das 12. und 13. Lied vom Zorn des Achilleus in Ilias N. Ξ. O." nur ein kurzer Theil gehört werden*). Durch eine in diesem vorkommende Aeusserung sah sich Herr Prof. Dr. Düntzer aus Köln zu den Worten veranlasst, er weise den Vorwurf, Lachmann geschmäht zu haben, mit Entrüstung zurück; wohl keiner ehre mehr als er Lachmanns Andenken. Herr Dr. Benicken erklärte hierauf, dass es ihm herzlich leid thue, wenn er durch Ausdrücke, die er jetzt oder in früheren Arbeiten gebraucht, jemanden gekränkt habe.

Präsident Prof. Dr. Jülg:

Wir kommen nun zu den Berichten über die Verhandlungen in den einzelnen Sectionen; ich ersuche die Herren Vorsitzenden oder die Secretäre derselben uns in Kürze ein Bild ihrer Thätigkeit zu entwerfen.

(Herr Gymn.-Dir. Dr. Weicker referirte hierauf über die pädagogische Section, Herr Prof. Dr. I. V. Zingerle über die deutsch-romanische, Herr Prof. Dr. Weiss über die orientalische, Herr Prof. Dr. Johannes Schmidt über die sprachvergleichende und Herr Dr. Julius über die archäologische. Doch bleiben diese mündlich gegebenen kurzen Berichte hier fort, weil später die eingehenderen Mittheilungen über die Thätigkeit der einzelnen Sectionen folgen).

Vicepräsident Gymn.-Dir. Biehl:

Hochansehnliche Versammlung! Die Tagesordnung ist erschöpft und mir ist die ehrenvolle Aufgabe geworden, einige Abschiedsworte an die hochverehrte Versammlung zu richten. Dahin sind die frohen Tage, die Tage rüstiger Arbeit und reinen, erhebenden Genusses. Solche Tage persönlichen Gedankenaustausches, solche Tage heissen Kampfes, geleitet jedoch von dem aufrichtigen Streben nach Wahrheit und Menschenbeglückung, solche Tage muss man selbst mitgemacht, selbst erlebt haben, um ein für allemal von der Wichtigkeit und dem Segen dieser Versammlungen überzeugt zu sein. Bedarf ja doch die menschliche Natur zuweilen einer solchen geistigen Aufregung, um in dem

*) Der Redner beabsichtigt den für die Mittheilung an die Versammlung bestimmt gewesenen Vortrag in seinem ganzen Umfang drucken zu lassen und den geehrten Mitgliedern der Versammlung zu übersenden.

Ringen nach Wahrheit und idealer Wirklichkeit nicht zu ermatten und die Flügel sinken zu lassen. Sie alle, dessen bin ich überzeugt, werden innerlich erbaut, aber auch zugleich mit den schönsten Vorsätzen für alle die noch zu verwirklichenden idealen Ziele der Menschheit in die Heimat zurückkehren. Und gerade diese innere Aufregung, dieser heilsame, nicht leicht verrauchende, weil auf solider Basis ruhende ἐνθουσιασμός ist es, welcher nach meinem Dafürhalten immer der Hauptgewinn solcher Versammlungen sein wird; denn Belehrung kann man auch anderwärts und vielleicht noch besser finden. Darum wäre es aber auch zu wünschen, dass solche Versammlungen immer recht zahlreich besucht würden. Und, meine Herren, gerade bei Gelegenheit dieser Versammlung belehrt möchte ich diesen Wunsch an dieser Stätte besonders betont haben. Wir können uns wohl mit der Hoffnung schmeicheln, dass die Versammlung in ihrem ganzen Verlaufe als eine nicht misslungene zu betrachten sei. Dass dies möglich war, verdanken wir zuvörderst Ihrer kräftigen Mitwirkung, Ihrer Nachsicht und Geduld; dann der hochherzigen Unterstützung des hohen Unterrichtsministeriums, der hohen k. k. Landesregierung, der rastlosen Thätigkeit der verschiedenen Comités und der kräftigen Mitwirkung der wackeren Bürger und Bewohner Innsbrucks. Sicherlich war manches anders zu erwarten; allein, meine Herren, seien Sie überzeugt, an dem guten Willen hat es uns nicht gefehlt, dem guten Willen, alle Bedingungen zu erfüllen, um ein schönes Gelingen der Versammlung herbeizuführen, dem guten Willen, Ihnen den Aufenthalt in Oesterreich und hier in Innsbruck so angenehm als möglich zu machen; diesen guten Willen haben wir alle gehabt, und, verzeihen Sie, meine Herren, hierin nehme ich auch das Präsidium nicht aus. Und nun leben Sie alle, alle ohne Ausnahme wohl. Den Vertretern der nichtdeutschen Stämme Oesterreichs wünschte ich, dass Sie die Ueberzeugung gewonnen haben, dass der deutsche Philologe und Schulmann, wie der Deutsche überhaupt, wohl eine Eigenart besitzt, dass aber diese Eigenart mit den Besonderheiten aller anderen Nationen sich verträgt. Das geistige Ringen des Deutschen geht nicht auf Vernichtung der Besonderheiten anderer, sondern auf gegenseitige Ergänzung und Vollendung. Doch Euch, Brüder aus dem deutschen Reiche, möchte ich wünschen, dass Ihr die gründliche Ueberzeugung gewonnen hättet, dass der deutsche Oesterreicher, wenn er auch treu und unerschütterlich fest an seinem lieben Oesterreich hält, doch von echt deutschem Geiste, echt deutschem Streben, echt deutscher Biederkeit, Lauterkeit und Treue beseelt ist und dass auch in unserem lieben Oesterreich deutsche Wissenschaft und deutsche Schule, oder vielmehr Wissenschaft und Schule in deutschem Sinne gepflegt und dass auf diesem Gebiete wacker fortgearbeitet wird. Allen aber ohne Ausnahme wünsche ich, dass Sie die Ueberzeugung mitnehmen, in dem lieben Tirol gibt es nicht nur schöne Berge, sondern auch gute, wackere Menschen. (Bravo!). Und so mögen Sie weiter ziehen, jeder in seine Heimat, und die Anregungen, die er hier bekommen, so weit es ihm möglich ist, in weitere Kreise verbreiten. Ich schliesse mit dem herzlichen Danke für den zahlreichen Besuch und mit einem kräftigen Hoch auf diese segenbringende Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. (Die Versammlung erhebt sich. Hoch! hoch! hoch!).

Hofrath Prof. Dr. Köchly:

Hochgeehrte Versammlung! Es ist mir die ebenso ehrenvolle als leichte Aufgabe geworden, in Abwesenheit des Mannes, der gewöhnlich dieses Amtes zu walten pflegt, das Schlusswort auszusprechen, das nach alter, guter Sitte aus der Mitte der Ver-

sammlung hervorzugehen pflegt. Was dessen Inhalt, ist niemand von uns verborgen. Ich weiss wohl, dass ich nicht nur im ausgesprochenen oder stillen Auftrage der hier anwesenden und allerdings einigermassen zusammengeschmolzenen Versammlung, sondern dass ich auch im Namen, dass ich im Sinne und Geiste aller derer spreche, welche diese schönen Tage mit uns hier verlebt und vor allem jene unvergessliche Fahrt durch die Berge und Thäler des Landes Tirol gestern mit uns gemacht haben. Es ist der Ausdruck des feurigsten, herzlichsten, unvergänglichsten Dankes an alle diejenigen Männer, welche der 29. deutschen Philologen-Versammlung in Innsbruck und im Lande Tirol eine solche Stätte bereitet haben. Wo die Erlebnisse der jüngsten Tage so lebendig sprechen, ist es unnütz, viele Worte zu machen. — Wir haben in diesen Tagen Tirol kennen gelernt, dessen Haupt die poetische Weihe umgibt, überall wo die deutsche Zunge klingt, ohne irgend eine Schranke von Staat und Welttheil. Wir haben dieses Land kennen gelernt, dass es auch heute noch ist das Land jener drei höchsten Blüthen, die der Menschengeist treibt — der Frauenminne, der Männertreue, der Vaterlandsliebe. Jene Burgen, an denen wir vorüberfuhren, die grauen Häupter der Berge haben uns gestern, als wir in der Umgebung von Innsbruck herumgiengen, ins Gedächtniss gerufen alle jene unzähligen Erinnerungen, die sich an dieses Land knüpfen, von den räthselhaften Rasena des alten Rätiens bis herab auf die letzten blutigen Kämpfe gegen das wälsche Wesen. Aber wenn das also gewesen — es ist das Verdienst derer, die uns hier eine Stätte bereitet, die uns das Land eröffnet haben. Ist es doch immer der Mensch, der zuletzt die Natur dem Menschen nahe bringt. Hochgeehrte Versammlung! es ist unnöthig, das noch im einzelnen auszuführen. Gestatten Sie mir nur eine Besonderheit hervorzuheben, durch welche unser verehrtes Präsidium, wenn mein Gedächtniss mich nicht täuscht, das mühevollste gewesen ist, seitdem die Versammlungen der deutschen Philologen existiren: es hat doppelte Arbeit gehabt. Sie erinnern sich alle des Sprüchwortes: „bis dat, qui cito dat“. Was sollen wir aber vom Verdienste dessen sagen, der unverdrossen, nachdem der erste Versuch vereitelt war, den Faden zum zweitenmale angeknüpft und in gleicher Weise zum schönen Bande der Einigung und Freundschaft festgeschlossen hat? Ich denke, es bedarf der Worte nicht weiter. Ich lade Sie ein, hochgeehrte Versammlung, sich zu erheben als Zeichen des Dankes für unser verehrliches Präsidium, für die hohen Behörden des Staates und Landes, für die Bürger und Einwohner der guten Stadt Innsbruck, für die Bewohner dieser Thäler, die uns gestern mit Sang und Klang, mit Fahnenschwung und Pöllerknall begrüsst haben, um unseren Dank auszusprechen der langen Reihe von Männern, deren Verdienste im Stillen bleiben und die dennoch dem Präsidium treulich zur Seite standen, wir erheben uns alle, und rufen diesen Männern einen feurigen Dank zu und schliessen mit einem Hoch auf die Stadt Innsbruck und ihre uns unvergessliche Gastfreundschaft. Die Stadt Innsbruck und ihre Gastfreundschaft, sie lebe hoch! (Die Versammlung erhebt sich. Dreimaliges begeistertes Hoch!).

Präsident Prof. Dr. Jülg:

Die 29. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ist geschlossen. Es lebe die dreissigste!

(Schluss der Sitzung nach 1 Uhr).

Verhandlungen der pädagogischen Section.

In der constituirenden Versammlung am 28. September begrüsste Gymn.-Dir. Biehl die zahlreich versammelten Schulmänner und schlug Herrn Rector Prof. Dr. Eckstein zum Obmanne der Sitzungen vor, welcher Vorschlag mit allgemeiner Zustimmung angenommen wurde. Nachdem derselbe seinen Dank ausgedrückt hatte für die ihm erwiesene Ehre, ernannte er zu Secretären die Herren Dir. Dr. Weicker aus Schleusingen und Prof. Dr. Schedle aus Bozen. Hierauf wurden für die erste Sitzung die Nachmittagsstunden von 4—6 desselben Tages festgesetzt und zur Verhandlung dieser Sitzung das Thema des Herrn Prof. Dr. Egger von Möllwald aus Wien: „Ueber das Bedürfniss zweckmässig eingerichteter pädagogischer Seminarien" und an zweiter Stelle das Thema des Herrn Prof. Dr. Malfertheiner aus Innsbruck: „Der Schulunterricht hat es dahin zu bringen, dass die Schüler in der Regel eines Hauslehrers nicht bedürfen" bestimmt.

Erste Sitzung. Montag den 28. September, Nachmittags 4 Uhr.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Meine Herren! Der Beschluss, den wir heute Morgens bei der Constituirung gefasst haben, lässt sich nicht ausführen, da Prof. Egger durch einen Krankheitsfall verhindert ist, in unserer Mitte zu erscheinen. Sie werden es gerecht finden, wenn wir das von ihm aufgestellte Thema am morgenden Tage behandeln, und da wir ferner beschlossen haben, eventuell auch den Antrag des Herrn Prof. Malfertheiner heute zur Besprechung zu bringen, so würde ich ihn bitten, denselben zu begründen, damit wir daran unsere Discussion anschliessen können.

Prof. Dr. Malfertheiner: Meine Herren! Ich bin überzeugt, dass ich mit der Behauptung, dem Schüler (ich habe zunächst den Gymnasialschüler im Auge) müsse neben dem öffentlichen Unterrichte für die Schulgegenstände noch ein Hauslehrer zur Seite stehen, um den nöthigen Unterrichtserfolg zu erzielen, verdientermassen wohl allgemeinen Widerspruch von Ihrer Seite erfahren würde. Und umgekehrt glaube ich, dass das, was die von mir zu vertretende These besagt: „Der Schulunterricht hat es dahin zu bringen, dass die Schüler in der Regel eines Hauslehrers nicht bedürfen", für einen Schulmann wohl selbstverständlich sein und somit eine Besprechung derselben ganz überflüssig erscheinen dürfte.

Wenn ich nun dessenungeachtet es wage, mit dem auf die Tagesordnung gesetzten Gegenstande vor der hochansehnlichen Versammlung aufzutreten, so bietet mir den Anlass hiezu die an manchen Gymnasien, namentlich in Oesterreich fast zur Mode gewordene Erscheinung, dass die den öffentlichen Unterricht geniessenden Schüler wenig-

stens in den unteren Classen noch einen Hauslehrer, hierlands schlechtweg Instructor genannt, für die Schulgegenstände zur Seite haben.

Wenn eine Lehranstalt den Schülern es auch nicht verwehren kann und darf, sich in den Schulgegenständen noch von einem Hauslehrer unterrichten zu lassen, so gehört es andrerseits doch zum Wesen der Schule, eine derartige Nachhilfe im allgemeinen überflüssig zu machen. „Ein Gymnasium, welches die Privatnachhilfe nicht unnöthig macht", sagt Nägelsbach, „verdient diesen Namen nicht".

Da ich mir nicht zur Aufgabe gestellt habe, die Frage, wie die Schule die Mitwirkung des Hauslehrers in der Regel unnöthig machen könne, von allen Gesichtspunkten aus ins Auge zu fassen, erlaube ich mir nur einige hier einschlagende Punkte hervorzuheben. Es sind dieses Momente, über die ohnehin schon jeder Schulmann im klaren sein muss. Ich werde Ihnen demnach, meine Herren, gar nichts neues sagen.

Die Schule hat nicht allein Unterricht zu ertheilen, sie soll auch erziehen. Mit der Stärkung des erziehenden Einflusses der Schule wächst auch die zum erfolgreichen Lernen unerlässliche Willenskraft der Schüler. Nur auf dieser Grundlage kann die Mitbeschäftigung der Schüler mit dem Gegenstande des Unterrichtes in der Schule gesichert und ihre häusliche Thätigkeit zu einer ungezwungenen Fortsetzung der geordneten Schulthätigkeit gemacht werden. Fleiss, Aufmerksamkeit und geordnete Thätigkeit der Schüler sind nun aber eine weit bessere Bürgschaft für einen erspriesslichen Unterricht als die erwähnte Privatnachhilfe. Die gute Schulerziehung kommt, wie gesagt, ganz besonders für den Unterrichtserfolg in Betracht.

Gleichwie bei der häuslichen Erziehung das Beispiel der Eltern den mächtigsten Einfluss übt, so kommt es bei der Schulerziehung vorzüglich auf die Person und das Muster des Lehrers an. Sind mehr als ein Lehrer in der Classe beschäftigt, so müssen sie harmonisch auf dieselbe einwirken. Gute Zucht muss das Centrum sein, in welchem alle Einwirkungen der Lehrer auf die Schüler wie die Strahlen in einem gemeinsamen Brennpunkte zusammenfliessen.

Sind die Lehrer von ihrem Berufe durchdrungen, so kann der gute Wille da gar viel. Man thut eine Sache gut, wenn man sie gern thut, und man thut sie gern, wenn man sie für wichtig hält. Etwaigen Missständen kann und soll der Einfluss und pädagogische Tact des Classen-Ordinarius vorbeugen.

Kehren wir nun wieder zu dem einzelnen Lehrer zurück und betrachten wir ihn beim Unterrichte selbst. Hier kommt einerseits die Individualität des Schülers in Betracht, andrerseits der Gegenstand, welchen sich der Schüler aneignen soll. Als vermittelnder Factor zwischen beiden steht der Lehrer.

Wie es für den Lehrer nothwendig ist, dass er den Lehrgegenstand vollkommen kenne und selbst ein Interesse daran habe, um den Unterricht mit Erfolg ertheilen zu können, so ist es zu diesem Zwecke für ihn auch nothwendig, dass er den Schüler kenne; denn der Unterricht hat sich dem Bedürfniss des Schülers anzuschliessen. Bleiben wir bei dem letzteren Punkte stehen, indem wir die wissenschaftliche Befähigung des Lehrers, seine unausgesetzte Fortbildung in den von ihm vertretenen Lehrobjecten und seine gewissenhafte Vorbereitung für jede Unterrichtsstunde voraussetzen.

Der Lehrer muss beim Unterrichte die Eigenthümlichkeiten und besonderen Be-

schaffenheiten des Schülers gehörig in Anschlag bringen; er muss sich in Liebe und Geduld zur Individualität der einzelnen herablassen, weil eben die Individuen von verschiedenen Seiten her empfänglich sind. Daraus erwächst dem Lehrer als schöne Frucht die Gegenliebe der Schüler. Es muss sich zwischen dem Lehrer und den Schülern so eine Art Familienverhältniss entwickeln, welches zur Folge hat, dass die Schüler gern in der Schule sind und der Lehrer sich nirgends glücklicher fühlt als im Kreise seiner Schüler. Die wohlthätige Einwirkung eines solchen Verhältnisses auf den Unterricht kann nicht ausbleiben.

„Schlösse sich der Unterricht dem Bedürfniss der einzelnen mehr an", sagt Ziller, „so würde man weit weniger über Trägheit, Geistesschwäche, Mangel an Fortschritten, Unaufmerksamkeit zu klagen haben". Ich führe diese Stelle desswegen an, weil die pädagogisch-didaktischen Fehler, die man gerade in dieser Beziehung begeht, eine häufige Veranlassung sind, dass sich die öffentlichen Schüler noch einem Hauslehrer in die Arme werfen.

Je mehr nun der Lehrer die Individualität der Schüler kennt und diese nach derselben behandelt, desto empfänglicher für den Unterricht macht er sie. Der Lehrer von Beruf wird jede Gelegenheit benützen, sich die diesbezügliche Kenntniss zu verschaffen. Diese Aufgabe ist aber um so schwerer, je mehr Lehrer in der Classe beschäftigt sind. Hier kommt es nun wieder auf die Wirksamkeit des Ordinarius an, der von Zeit zu Zeit mit seinen Collegen über die Classe im ganzen wie im einzelnen conferiren soll. Da man durch die Einführung von Classen-Ordinarien die möglichen Nachtheile des Fachlehrersystems in Bezug auf Disciplin und Unterricht hintangehalten wissen will, so ist es wohl sehr zu wünschen, dass die Wirksamkeit der Classenvorstände durch das ihnen in ihren Classen zugewiesene Stundenmass zu ihrer vollen Bedeutung und Geltung gelange, namentlich in den unteren Classen.

Aufgabe des Lehrers ist es endlich, den Schülern die Aneignung des Unterrichtsgegenstandes zu vermitteln. Dazu gehört vor allem eine zweckmässige Unterrichtsmethode. Hier kann und muss wieder der Berufseifer des Lehrers das meiste thun. Wie die Liebe erfinderisch ist, so wird ein berufseifriger Lehrer, getragen von der Liebe zu seinem Amte und zu der zu unterrichtenden Jugend, in didaktischer Beziehung Mittel und Wege finden, welche zum Ziele führen. Ein solcher Lehrer wird nicht nur die eigenen Erfahrungen zur Läuterung der Unterrichtsmethode gewissenhaft benützen, sondern sich auch angelegen sein lassen, von seinen Collegen in dieser Beziehung etwas zu lernen.

Verständigung und gegenseitige Besprechungen der Lehrer über die Methode in den einzelnen Fächern sind, wie Nägelsbach sich ausdrückt, das gesegnetste, wichtigste und unfehlbarste Förderungsmittel des Unterrichtes.

Einen gewissen Unterrichtstact kann sich jeder Lehrer aneignen; er braucht nur ernstlich zu wollen.

Der Geist der Zucht und der Tact des Lehrers müssen die Aufmerksamkeit der Schüler wach erhalten. Um der Gedankenlosigkeit oder Zerstreutheit vorzubeugen, in welche die Jugend bei einem bloss passiven Zuhören leicht hineingeräth, muss der Unterricht ein fortwährendes Arbeiten der Schüler ebensowohl als des Lehrers sein.

Wenn der Unterricht die Aneignung der Lehrobjecte durch die eigene Thätigkeit der Schüler bewirken muss, so ist darum die Arbeit für den Lehrer nur eine um so

schwierigere, die Verantwortung eine um so grössere. Der Lehrer darf keinen Schüler aus dem Auge lassen; er muss alle mitarbeiten machen.

Der Lehrer gehe keinen Schritt weiter, bevor er auf der jedesmaligen Stufe die nöthige Auffassung des Lehrstoffes, die verstandesmässige Grundlage des Wissens, Seitens der Schüler erzielt und den erfassten Stoff durchgeübt hat. Bei planmässigem Vorgehen und fortwährender Mitwirkung des Lehrers müssen die Schüler immer mehr Zutrauen zu ihrer eigenen Kraft gewinnen. Daraus entsteht die zum Lernen nöthige Erregung und Freudigkeit der Schüler, welche es der Schule möglich macht, ihren Einfluss auf die Thätigkeit der Schüler über die Zeit der Lehrstunden hinaus zu erstrecken. Die Schule muss nämlich auch Anforderungen an den häuslichen Fleiss der Schüler stellen. Der Schulunterricht hat aber dem Schüler die nöthige Anleitung hiezu zu geben, so dass dieser vollkommen im klaren ist, was und wie er zu Hause zu arbeiten habe. Es muss dem Schüler möglich sein, alles, was die Schule von ihm fordert, ohne weiteren Unterricht zu leisten. Es gehört dieses zum Wesen einer gesunden Schuleinrichtung.

Damit nun dieses erreicht werde, darf der Lehrer den wirklichen Standpunkt der Schüler nie ausser Acht lassen; er muss sich in die Lage derselben hineindenken. Sind mehr als ein Lehrer in der Classe beschäftigt, so muss jeder einzelne Lehrer die berechtigten Forderungen seiner Collegen in den verschiedenen Lehrgegenständen an die Classe berücksichtigen. Die in jedem einzelnen Fache geforderten Leistungen müssen im rechten Verhältnisse zum ganzen stehen, dass sie von den Schülern ohne Abbruch der nöthigen Ruhe und Erholung bewältiget werden können. Es denke ja kein Gymnasiallehrer daran, Gelehrte in seinem Fache heranbilden zu müssen. Die Schüler dürfen, wie gesagt, in keiner Weise überladen werden.

Es ist Aufgabe des Classen-Ordinarius, in dieser Beziehung die nöthige Uebereinstimmung seiner Collegen zu vermitteln. Will man bei dem Bestande des Fachlehrersystems die Klagen über Ueberbürdung der Schüler verstummen machen, so muss vor allem dem Ordinarius der gebührende Einfluss gesichert sein. Ich betone diesen Punkt ganz besonders, weil gerade die Nichtbeachtung desselben Missstände zur Folge hat, welche so manche Eltern veranlassen, ihren Söhnen für die Schulgegenstände noch einen Hauslehrer zur Seite zu geben.

Ich weiss gar wohl, meine Herren, dass es auch dem besten Unterrichte nicht gelingt, alle Schüler zum Lehrziele hinzuführen. Für Schüler, welche hinter den Anforderungen zurückbleiben, kann ausnahmsweise eine Privatnachhilfe am Platze sein, insofern das Zurückbleiben in dem störenden oder hemmenden Einwirken besonderer Verhältnisse seinen Grund hat. Hieher gehört z. B. ausser der längeren Krankheit eines Schülers der Fall, dass die Lehranstalt, wie es in Oesterreich aus Rücksicht auf die Verschiedenheit der Nationalitäten nicht selten vorkommt, einen Schüler aufgenommen hat ungeachtet der ihm mangelnden nöthigen Kenntniss der Unterrichtssprache, welche nicht zugleich seine Muttersprache ist, oder der Fall, dass ein Schüler im Laufe des Schuljahres von einem Gymnasium in ein anderes übergetreten ist und mit Rücksicht auf den Standpunkt der Classe, der er eben angehört, noch bedeutende Lücken in seinem Wissen zu ergänzen hat. (In beiden Fällen hat eigentlich die Lehranstalt gefehlt, insofern sie den Schüler aufgenommen oder in eine bestimmte Classe versetzt hat).

Befinden sich in der untersten Classe geistig unreife Schüler, deren Zahl übrigens

nie gross sein wird, wenn man bei der Aufnahme mit der nöthigen Strenge vorgeht, so ist es für dieselben wohl weit besser, den Cursus zu wiederholen als das Aufsteigen in den nächst höheren Cursus durch Privatnachhilfe erzwingen zu wollen.

Da ferner die Erfahrung zeigt, dass die minder entsprechenden Leistungen der Schüler der übrigen Classen hauptsächlich ihren Grund in dem Mangel an der für das jedesmalige Unterrichtsstadium erforderlichen Vorbildung haben, so ist eine gewisse Strenge bei der Versetzung in die nächst höhere Classe wohl nur sehr heilsam. Dieses gilt besonders für die unteren Classen und namentlich für die unterste Classe. Will man den Unterrichtserfolg in den oberen Classen sichern, so muss man hiefür in den unteren Classen ein festes Fundament legen und zwar auf dem Boden eines gesunden Schulunterrichtes. Dadurch entfällt zugleich das Bedürfniss der Privatnachhilfe.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Sie haben die Mittheilungen des Herrn Collegen gehört, die so reich an pädagogischen und didaktischen Anweisungen allgemeiner Art waren, dass der Kern der Frage eigentlich erst herausgewickelt werden muss. Die erste Frage ist: wer sind diese Instructoren? sind es Studirende der Hochschule oder Gymnasiasten?

Prof. Dr. Malfertheiner: Es sind alle Kategorien vertreten: Schüler derselben Classe, Schüler von höheren Classen, Studirende der Universität und solche, welche die Universität schon absolvirt haben.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Nun die weitere Frage: was verstehen Sie unter dem Namen „öffentliche Schüler"? Der Name ist uns im Norden weniger geläufig. Ich meine, es sind solche Schüler, welche eine öffentliche Anstalt besuchen im Gegensatze zu den Privatisten.

Prof. Dr. Malfertheiner: Oeffentliche Schüler sind diejenigen, welche den Unterricht an einer öffentlichen Lehranstalt geniessen, im Gegensatze zu solchen, welche nur eingeschrieben sind und sich der Prüfung unterziehen; letztere sind Privatisten.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Ferner, worin unterrichten diese Instructoren? in allen Lehrgegenständen oder bloss in bestimmten, wo eine Nachhilfe nöthig ist?

Prof. Dr. Malfertheiner: Sie unterrichten bald in allen Lehrgegenständen, bald in einigen, bald nur in einem.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Ich habe diese Fragen gestellt im Interesse der norddeutschen Schulmänner, denen diese Verhältnisse nicht so recht geläufig sein dürften. — Es handelt sich nun darum, die Nothwendigkeit dieser Instructoren entschieden in Abrede zu stellen. Das ist die Quintessenz Ihres Vortrages. Nachdem wir uns nun die Verhältnisse klar gemacht haben, kann ich wohl die Discussion über den Gegenstand eröffnen und bitte diejenigen Herren, welche sich dafür oder dagegen äussern wollen, das Wort zu ergreifen.

Landesschulinspector Lang aus Wien: Hochverehrte Versammlung! Ich bin dem Herrn Vorredner sehr dankbar, und muss es vom Standpunkte des österreichischen Schulmannes aus sein, dass er gerade dieses Thema zur Verhandlung gebracht hat. In der That, wenn man die These liest, möchte man im ersten Augenblicke nicht begreifen, wie darüber eine Discussion möglich ist. Man müsste vom Standpunkte einer gesunden Pädagogik aus sagen: das ist ja ein Axiom, das versteht sich ja von selbst, und ich

habe heute solche Aeusserungen vernommen. Lassen Sie mich aber, geehrte Herren, der Wahrheit Zeugniss geben. Bei uns in Oesterreich versteht sich das leider nicht von selbst. Und doch sollte es sich von selbst verstehen; denn in jenem Statute, das heilig zu halten eines jeden Gymnasiallehrers Pflicht ist, in dem — leider heisst es noch immer so — Organisationsentwurfe für die österreichischen Gymnasien und Realschulen kommt eine Stelle vor, die noch viel energischer als die aus Nägelsbach citirte sagt: Wo eine Schule die Anforderungen an die Eltern stellt, dass den Schülern eine Nachhilfe beigegeben werde, da hat sie sich das Armuthszeugniss selbst geschrieben, dass sie ihre Schuldigkeit nicht gethan.

Allein, meine Herren, dennoch sieht es in der Praxis anders aus. Ich will nicht schön färben, ich will im Gegentheile gestehen, dass es — zunächst in Wien — bereits so weit gekommen ist, dass man den Schülern zwei Hauslehrer hält, den einen der philologischen, den andern der realistischen Richtung angehörend. Wo die Eltern das Geld erschwingen, thun sie dies dem Sohne zu Liebe. Das sind traurige Uebelstände; aber sie bestehen, und dass sie bestehen, das deducire ich einfach aus dem Missverständnisse dessen, was man erziehenden Unterricht nennt. Fort und fort, innerhalb und ausserhalb Oesterreichs lese ich von neuen Anträgen bezüglich unseres Lectionsplanes. Nirgends ruht, nirgends rastet man, nirgends gibt man sich mit dem Bestehenden zufrieden, weil man überall fühlt, wenigstens in Oesterreich, dass die Resultate, die wir erzielen, nicht zufriedenstellend sind. Immer verlangt man daher, der Lehrplan soll geändert werden. Allein damit wird nichts gewonnen. Es muss zuerst Wahrheit werden, dass in der Schule vom Lehrer und von den Schülern gemeinsam nicht bloss gelehrt, sondern gemeinsam gelernt, gemeinsam gearbeitet werde.

Wir stehen auf einem Höhepunkte der Zeit, wo die Gymnasien nun und nimmer sich beschränken können auf jene kleine Anzahl von Lehrgegenständen, wie das früher nach jenem Lehrplane der Fall war, nach dem ich im Gymnasium studirt habe. Die Machtstellung der Realien ist nicht wegzuläugnen, und wir Philologen haben allen Ernstes um unsere Stellung an den Gymnasien zu kämpfen. Dass aber unsere Schüler nicht mehr den gesteigerten Anforderungen allein entsprechen, dass wirklich das Bedürfniss einer solchen Nachhilfe fühlbar ist, das kommt in der That davon her, dass, wenn in der Schule nicht gemeinsam gearbeitet und gelernt wird, der arme Junge in den Paar Stunden, die ihm ausser den Schulstunden übrig bleiben, seine Aufgabe nicht bewältigen kann.

Wenn man also heute hier zu dem an und für sich gewiss correcten Beschlusse käme, die Nothwendigkeit der Hauslehrer absolut in Abrede zu stellen, würde man unserer Jugend einen schlechten Dienst erweisen. Ehe wir apodiktisch begehren können, dass die Hauslehrer beseitigt werden, müssen wir darnach streben, dass in der Schule alle Lehrer sich dahin einigen, von ihren Schülern nichts unerschwingliches zu verlangen.

Ich erlaube mir nur an eines zu erinnern, was uns zunächst angeht — die Behandlung der philologischen Fächer. Ich komme so oft in die Lage, dass ich sonst recht ehrenwerthe junge Lehrer, die tüchtig in ihrem Fache sind, wenn ich bei meinen Inspectionen zuhöre und mit allem einverstanden sein kann, den Schluss der Stunde damit machen höre, dass sie sagen: „für die nächste Stunde habt ihr euch auf die nächsten 2 oder 3 Capitel vorzubereiten". Das ist nicht das rechte. Ich berufe mich auf Schrader's Gymnasialpädagogik; auf das, was dort von der gemeinsamen Präparation gesprochen

wird. Ich meine, dass die längste Zeit hindurch, von den unteren Classen nicht zu reden, auch in den oberen, wenn man die Schüler in einen neu zu lesenden Autor einführt, jedes Capitel vorher mit ihnen besprochen werden muss, so dass in Wahrheit dem Schüler daheim nur eine leicht zu lösende Arbeit übrig bleibt.

Darum, glaube ich, müssten wir, ehe wir zum Beschlusse kommen, dass die Hauslehrer abzuschaffen sind, wenigstens über die erste hier angedeutete Frage eins geworden sein.

Ich habe aber zur Beleuchtung dieses Gegenstandes noch auf einen Punkt aufmerksam zu machen. Der geehrte Herr Vorredner hat erwähnt, die Schule habe durch eine gesunde Methode es dahin zu bringen, dass allmählich die Willenskraft zum Lernen in der Jugend erstarke, und das ist wahr. Denn Werth wird nur das haben, was der junge Mensch mit Lust und Liebe, nicht bloss dem Machtgebote des Lehrers folgend, sich aneignet. Aber die Gaben sind sehr verschieden vertheilt; die Willenskraft ist bei manchen Schülern auf ein Minimum reducirt, namentlich in grossen Städten und in gesegneten Familien. Da gibt es so viele distrahirende Einflüsse, dass zur Unterstützung der Willenskraft mitunter ein redlicher Führer recht wohl an seinem Platze sein dürfte.

Ich erlaube mir endlich, meine Herren, Sie noch auf einen Umstand aufmerksam zu machen. Bei uns in Oesterreich kann — es ist nicht zu viel gesagt — ein Drittheil der jungen Männer, welche sich für das öffentliche Lehramt vorbereiten oder sonst auf der Hochschule studiren, nur dadurch existiren, dass sie sich durch Privatunterricht die Mittel schaffen. Wenn wir es nun dahin bringen wollten oder könnten, dass alle Hauslehrer auf einmal beseitigt werden, würden wir sehr viele junge Leute brodlos machen. Est modus in rebus. Lehrer soll der junge Mensch nur einen haben, das ist der Lehrer in der Schule. Da es aber in jedem Fache so viel zu üben gibt, was in der Schule erklärt und gelernt worden ist, da diese Uebung recht gut an der Hand eines älteren Studirenden geschehen kann, so möchte ich die Instructoren so ganz apodiktisch nicht abgeschafft sehen. Ich würde nur an alle öffentlichen Lehrer die bestimmte Forderung stellen: macht eure Arbeit mit den Schülern in der Schule selbst fertig und muthet ihnen nichts anderes zu, als was sie wirklich leisten können. Wenn aber hie und da einem Schüler, namentlich der unteren Classen, ein Pädagoge als Geleiter und als Zeuge seiner Privatthätigkeit beigegeben wird, wenn dem jungen Manne selbst dadurch seine Existenz gesichert wird, würde ich an ihn die Forderung stellen: pfusche dem Lehrer nicht ins Werk, wohl aber kannst du in dieser oder jener Weise mit dem Schüler Uebungen anstellen, die ihm in tausend Fällen zu gute kommen können. — Das wäre mein Standpunkt; ich weiss nicht, ob ich geirrt habe und ich werde mich freuen, wenn Sie meine Ansichten berichtigen.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Wünscht einer der Herren das Wort?

Dir. Dr. Imm. Schmidt (Falkenberg i. d. M.): Die Debatte macht den Eindruck, dass es überhaupt in der Pädagogik nicht möglich ist irgend einen bestimmten Punkt zu erörtern, ohne gleich auf Principienfragen zu kommen und alles mögliche mit hineinzuziehen, was überhaupt mit der Pädagogik zusammenhängt. Ich pflichte dem Herrn Präsidenten vollständig bei, dass wir Norddeutsche für diese Frage gar kein Verständniss haben. Es findet wirklich ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen unsern Anschauungen und denen der Süddeutschen Statt. Bei uns gibt es allerdings sehr viele

Eltern, die verlangen, dass alles, was dem Schüler in der Schule nicht beigebracht werden kann, auf künstliche Weise durch Nachhilfe producirt werde. Aber unsere Lehrer treten dem gewöhnlich sehr energisch entgegen. Wenn die Existenzmittel hier hereingezogen werden, so ist das, glaube ich, ein Gesichtspunkt, der der Sache ganz fremd ist (bravo!), der bei pädagogischen Fragen nie massgebend sein darf. Wenn ferner gesagt wurde, dass das immer zunehmende Eindringen der Realien, die neben den eigentlichen Gymnasialfächern sich stets einen grössern Raum erkämpfen, hiefür auch massgebend sei, so scheint mir dies sich durch ein einfaches Rechenexempel zu erledigen. Man fragt sich: wie viel kann ein Schüler täglich arbeiten und wie viel kann von ihm verlangt werden? und darnach muss der ganze Lehrplan modificirt werden; denn wir können unmögliches nicht verlangen, am wenigsten auf Kosten der Gesundheit. Zudem ist es anerkannt die Pflicht des Directors dafür zu sorgen, dass die jungen Lehrer wirklich unterrichten lernen und dass sie keine unbilligen Anforderungen an die Schüler stellen. Diese Gesichtspunkte, glaube ich, sind einfach praktische und für andere habe ich absolut kein Verständniss.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Ich möchte dazu nur gleich folgendes bemerken. Wenn der Herr Vorredner sagt, dass das Verständniss für diese Sache den Norddeutschen ganz und gar abgienge, so möchte ich das von meinem Standpunkte etwas in Abrede stellen; denn es gibt auch bei uns derartige Leute, die ihre Kinder nicht schnell genug vorwärts bringen können, die glauben, wenn sie einen Studirenden als Hauslehrer für zwei, drei Stunden zur Nachhilfe nehmen, so würde ihr Sohn rascher gefördert werden. Also eine Art von Verständniss haben wir auch, und wir haben auch dieselbe Sache, wenn auch vielleicht nicht in der Ausdehnung, weil bei uns nicht der Mechanismus des Examens so weit geht, als hier, wo sehr viel Werth auf den Ausfall des Examens gelegt wird. Nun aber gar den Director zu verpflichten, in dieser Beziehung für alle Dinge aufzukommen, das geht gewiss einem österreichischen Director über alle Begriffe, der durch eine Menge von Arbeiten in Anspruch genommen ist, von denen wir in Norddeutschland gar keinen Begriff haben, für die bei uns ein Secretär gehalten wird. In Oesterreich ist der Director mehr zu einer Schreibmaschine gemacht, es ist ihm des guten zu viel aufgebürdet worden. Also den Director auch noch dafür verantwortlich zu machen, dass jeder Hauslehrer überflüssig wird, ist durchaus nicht möglich. Ja, meine Herren, Sie haben ja die Erfahrungen eines Schulmannes gehört, der alle Gelegenheit hat, diese Verhältnisse allerorts kennen zu lernen. Sie haben vom verehrten Herrn Inspector Lang gehört, wie es aussieht. Darin stimme ich allerdings nicht mit ihm überein, dass Existenzverhältnisse zu berücksichtigen seien. Will Oesterreich seine Studirenden heranbilden, so möge es auch dafür sorgen, dass arme und talentvolle Menschen Unterstützung finden und nicht ihre schönste Kraft mit derartigen Arbeiten aufreiben und so die schöne Gelegenheit verlieren, in ihren eigenen Studien vorwärts zu kommen und tüchtig für ihren Beruf sich vorzubereiten; es mag auch dafür sorgen, dass nicht eine so grauenhafte Noth, wie sie von einer Stadt, wie Wien, durch österreichische Zeitungen selber, in Betreff der Studirenden verbreitet worden ist, in die Welt hinausposaunt werden könne. Wenn man zu hören bekommt, dass daselbst auch Hörer der Medicin und des Ius dazu benutzt werden, als Hauslehrer, als Instructoren zu dienen, so ist das eine so grauenhafte Verkennung der Aufgaben und Pflichten dieser jungen Leute, dass wir nicht mit genug Ernst und Nachdruck darauf hinweisen können, dass man diese ihren Studien überlasse

und für die anderen in anderer Weise sorge. Sie haben, meine Herren, hier eine Reihe trefflicher Vorschläge bezüglich unserer Frage vernommen: man solle nicht zu viel verlangen von den Schülern, sie nicht überbürden, die Arbeiten so einrichten, dass der Schüler zu jeder Zeit fertig werden kann. Es hätten nur dabei etwas mehr die unteren und oberen Classen geschieden werden sollen; es gibt Autoren, in die die Schüler nicht eingeführt zu werden brauchen, während die Kleinen eine Anleitung brauchen, wie sie vorwärts kommen können und wie sie präpariren sollen — kurz eine Reihe von Vorschlägen ist vorgebracht worden, welche bei unserer Frage wesentlich in Betracht kommen.

Ich glaube, in dem Sinne können wir leichter zur Einigung über die Sache kommen, und wir dürfen eine so scharfe Scheidung zwischen Nord und Süd, wie sie College Schmidt im Sinne hat, nicht machen; denn derartige Verhältnisse haben wir auch.

Gymn.-Dir. Biehl: Ich möchte vor allem noch einen Punkt betonen, den mein Herr Vorredner eben berührt hat. Meine Herren! Es ist in der That ein grauenhafter Gedanke, den Unterhalt eines Menschen zu fristen, ihm sein Brot zu verschaffen, um den Preis der — geistigen Verkrüppelung eines andern. Wenn wir wirklich nur desshalb die Instructoren beibehalten wollen, um für das leibliche Wohl mancher Leute Sorge zu tragen, so sind wir nach meiner Ueberzeugung absolut keine Erzieher mehr. Meine Herren! Nach meinen Erfahrungen ist das Instructionsunwesen bei uns in Oesterreich so ziemlich allgemein. Wohl mag dasselbe seinen Ursprung in der früheren fehlerhaften Methode des Unterrichts haben, wo in der Schule eigentlich mehr examinirt als unterrichtet wurde, und daher die Schüler sich gleichsam genöthigt sahen, nach anderweitiger Unterstützung durch s. g. Instructoren sich umzusehen. Obgleich aber das österreichische Schulwesen schon seit einer Reihe von Jahren eine gründliche Aenderung und Besserung erfahren hat, und so kein Grund mehr zu besonderen Instructoren in dem Vorgange der Schule selbst liegt, so ist doch diese aus früherer Zeit stammende Unsitte geblieben und wird nach meiner Ueberzeugung dermalen durch einen geradezu verwerflichen Grund festgehalten. Das Halten von Instructoren ist nämlich jetzt bei uns Sache des guten Tones geworden. Ich kann Sie versichern, es gibt arme Eltern, ja Taglöhner, die ihre Kreuzer im Schweisse ihres Angesichtes verdienen müssen, allein das Söhnchen muss einen Instructor haben, obgleich es ohne denselben sogar ausgezeichnet lernen würde. Und warum? Alle haben Instructoren, und da darf man hinter den andern nicht zurückbleiben. Nicht also in dem jetzigen Schulwesen Oesterreichs als solchem liegt, wie ich schon bemerkte, der Grund dieser Unsitte. Ich kenne aus eigener Erfahrung sowohl Schulen Deutschlands wie Oesterreichs, und kann versichern, dass wir uns unserer Schulen in Oesterreich nicht zu schämen brauchen.

Ich gebe nun gerne zu, dass dem gediegenen Lehrkörper einer Anstalt, welcher allen Ernstes und mit vereinten Kräften auf die Beseitigung der erwähnten Unsitte hinwirkt, dieses, wenn auch nur allmählich, so ziemlich gelingen werde; allein diese Voraussetzung ist wohl nicht immer vorhanden, und wenn sie auch vorhanden ist, so muss es doch einer Anstalt sehr erwünscht sein, sich in diesem Bestreben durch die Autorität einer solchen Versammlung der gediegensten und als solche anerkannten Schulmänner unterstützt zu sehen. Und um diesen Zweck zu erreichen, fühlte sich, wenn ich nicht sehr irre, Herr Prof. Malfertheiner hauptsächlich bewogen, seine These aufzustellen.

Prof. Dr. Malfertheiner: Ich kann bestätigen, dass ich eben ein besonderes Gewicht darauf lege, dass die hochansehnliche Versammlung ihr Votum in dieser Richtung abgebe.

Gymn.-Dir. Schiller: Meine Herren! Ich muss bekennen, dass ich die Ansicht des Herrn Director Biehl nicht ganz verstehen kann; ich bin Director einer Anstalt, wo ganz ähnliche Verhältnisse bestanden haben, als ich dahin kam, wenn auch vielleicht nicht in der Ausdehnung wie an österreichischen Anstalten. Den Grund dieser Erscheinungen kann ich mir sehr wohl denken; es sind dies die Nachwirkungen der früheren Einrichtungen, wie sie sich an den specifisch katholischen Gymnasien in Folge der namentlich von den Jesuiten eingeführten Dressurmethode erhalten haben. Diese sind überall in Süddeutschland an katholischen Gymnasien, ich glaube vielleicht auch an einzelnen Anstalten Norddeutschlands zu finden; sie sind kein specifisch österreichisches, sie sind ein allgemeines Uebel. Aber ich verstehe gar nicht, wie überhaupt ein Lehrercollegium, dazu namentlich in einer Stadt, die Universitätsstadt ist, irgend eine andere Autorität braucht. Wenn das Lehrercollegium in den Statuten die Bestimmung gibt: „Kein Schüler darf ohne Genehmigung des Directors Privatunterricht ertheilen und keiner ohne dieselbe sich Privatunterricht ertheilen lassen" — so wird mit einem Schlage dieses Unwesen beseitigt sein. Der Director und das Lehrercollegium haben es vollständig in der Hand, dann Ausnahmen zu gestatten oder nicht; man wird hiebei immer auf den betreffenden Ordinarius oder Fachlehrer hören. Meine Herren! Ich glaube, wenn die Versammlung sich hundertmal dafür ausspricht und Lehrercollegium und Director nicht dafür sind, so wird die Sache nicht um eines Haares Breite vorwärts gerückt; und wo sie entschieden dafür sind, da braucht man eben die Autorität der Versammlung nicht. Uebrigens bin ich gerne bereit für meine Person meine Stimme dafür abzugeben, dass dies Unwesen in dieser Ausdehnung mit aller Macht beseitigt werden solle; aber ich glaube, meine Herren, Sie sollten vor allem die Hilfe bei sich selber suchen.

Gymn.-Dir. Biehl: Mir scheint, ich bin etwas missverstanden worden. Ich habe ja besonders betont und in den Vordergrund gestellt, dass die Anstalt als solche tüchtig sein und dass sie zunächst bei sich selbst Hilfe suchen muss. So weit aber, glaube ich, darf eine Anstalt nicht gehen, und dazu hat sie nicht das Recht, einem Schüler zu verbieten, Privatunterricht zu nehmen. Das wäre ein Eingriff in die Rechte der Familie. So kommt es mir wenigstens vor. Allerdings also muss die Anstalt sich selbst am meisten helfen, und die Hauptsache ist immer, dass der Unterricht richtig ertheilt wird, und dass der Lehrkörper einmüthig bestrebt ist, den genannten Unfug, wenn auch nicht dictatorisch, zu entfernen, allein nach meinen Erfahrungen genügt selbst das redlichste Bestreben des Lehrkörpers in dieser Beziehung nicht vollständig. Ich kann die geehrten Herren Collegen versichern, dass wir hier ehrlich und redlich bemüht sind, in dem lieben Innsbruck die Bedingungen zu erfüllen, die der Herr Vorredner an eine Anstalt in dieser Beziehung stellt; allein ich kann versichern, dass dieses Mittel wohl wirkt, aber nicht vollständig hinreicht, und daher muss ich von Herzen wünschen, dass die hochansehnliche Versammlung durch ihr sicherlich auf die allgemeine Meinung mächtig wirkendes Votum uns ihre Unterstützung leihen möge.

Gymn.-Dir. Schiller: Dass die Schule das Recht hat, den Privatunterricht zu verbieten, darüber kann gar kein Zweifel sein. Alle Eltern, die ihre Söhne der Schule

anvertrauen, schliessen gewissermassen einen rechtmässigen Vertrag mit der Anstalt ab und erkennen ihre Gesetze an; sie sind ja nicht genöthigt, ihre Kinder dahin zu schicken, wenn ihnen die Gesetze nicht gefallen; ausserdem ist es einfach Thatsache, ich bitte den Herrn Dir. Biehl, dass er unsere Schulordnungen ansieht; er wird sehen, dass diese Bestimmung in sehr vielen Schulordnungen Norddeutschlands und Badens sich findet; also dass das Recht hiezu bezweifelt werden könne, davon kann auch nicht entfernt die Rede sein.

Präs. Rector Dr. Eckstein: Wünscht noch einer der Herren das Wort? — Es scheint nicht. Die Billigkeit verlangt es, dass der Herr Antragsteller noch das Wort zum Schlusse nehme. Nachher werden wir uns über die Form einigen, in welcher wir den Beschluss fassen wollen.

Prof. Dr. Malfertheiner: Ich erlaube mir nur noch eine kurze Bemerkung. Im allgemeinen ist das Princip anerkannt worden, welches eben meine These hervorhob; insbesondere, um auf die Bemerkungen des Herrn Landesschulinspectors Lang zurückzukommen, muss ich erklären, dass derselbe gerade denselben Standpunkt einnimmt in Beziehung auf die Aufgabe der Gymnasiallehrer, wie ich. Er sagt uns, es fehle den Lehrern an den Cardinaltugenden des erziehenden Unterrichtes. Ich sage aber, in einer so weit vorgeschrittenen Zeit soll man im Stande sein Lehrer heranzubilden, welche dieses wichtigste unter den allerwichtigsten Momenten besitzen. Wenn es noch nicht so weit gekommen ist, bedaure ich die Gegenwart bei all ihrem Fortschritte.

Präs. Rector Dr. Eckstein: Das ist eine Frage, die bei der morgigen Erörterung zur Entscheidung kommen wird.

Prof. Dr. Malfertheiner: Der Herr Landesschulinspector Lang scheint mich missverstanden zu haben. Er scheint geglaubt zu haben, dass meinem Antrage zufolge der Hausunterricht abgeschafft werden solle. Meine Herren! ich habe nicht gesagt, dass der Hausunterricht abzuschaffen sei; ich glaube, wir können den Eltern es nicht verwehren, ihren Kindern Privatunterricht angedeihen zu lassen. Ich sage, die Schule soll ihre Pflicht erfüllen, dann entfällt das Bedürfniss des Hausunterrichtes von selbst. Und dann wurde gesagt: Man muss wohl berücksichtigen, dass die Willenskraft der Schüler in der Gegenwart auf ein Minimum reducirt sei; hier solle der Hauslehrer nachhelfen. Ich glaube, es wird dadurch gerade das entgegengesetzte erzielt. Ich stelle mir vor, der Schüler müsse es als heilige Pflicht ansehen, das, was er leisten kann, zur rechten Zeit und am rechten Orte zu leisten. Das wann und wo darf nicht seinem Belieben anheimgestellt werden; er muss sich heranbilden zum Manne und das Pflichtgefühl muss frühzeitig in ihm rege werden. In dieser Beziehung ist die Mitwirkung des Hauslehrers nicht ohne Gefahr; mancher Schüler kommt allmählich dazu, sich bloss auf die Nachhilfe des Hauslehrers zu verlassen; es schwindet damit das Pflichtgefühl und damit lässt auch die Aufmerksamkeit nach, und aufmerken ist lernen. — Weiter erlauben Sie mir noch einige Nachtheile zu berühren und Sie darauf aufmerksam zu machen, dass zum gedeihlichen Unterrichte vor allem Einheit in der Methode erforderlich ist. Diese ist nun aber, wenn neben dem öffentlichen Unterrichte noch Hausunterricht besteht, sehr in Frage gestellt. Der Hauslehrer behandelt entweder denselben Gegenstand wiederholungsweise, oder er greift gar oft vor, wie die Erfahrung zeigt. Er muss einerseits den Gegenstand vollkommen innehaben, und andrerseits im Stande sein, den öffentlichen Lehrer so zu sagen

zu copiren, wenn er nicht Schaden stiften will — eine Voraussetzung, die selten zutrifft.

Man lernt eine Sache besser ohne allen Vorunterricht, als wenn ein solcher, aber in verkehrter Weise, ertheilt wurde. Weiter ist hervorzuheben, dass die Selbstthätigkeit und Selbständigkeit des Schülers, die zum Lernen nothwendig ist, gehemmt wird, wenn er immer am Gängelbande geführt wird. Er lernt nicht für sich selbst arbeiten. Ein anderer Uebelstand der häuslichen Nachhilfe ist folgender: es kommt häufig vor, dass ein übertriebener Ehrgeiz Schuld ist, dass man sich einen Hauslehrer nimmt; weil manche Eltern ihren Sohn auf eine Höhe hinaufschrauben wollen, für die er nicht die natürlichen Fähigkeiten besitzt, desswegen nehmen sie sich einen oder auch zwei Hauslehrer, wie der Herr Inspector Lang gesagt hat. Ich betrachte einen solchen Schüler als ein ungesundes Treibhausgewächs. Auch ist die Gefahr zu berücksichtigen, dass mancher Lehrer in die Versuchung kommen kann sich die Sache etwas bequem zu machen, wenn er weiss, dass mehrere oder gar alle Schüler noch Privatunterricht geniessen. Weiter möchte ich bemerken, dass der so nothwendige unmittelbare Verkehr zwischen Schule und Haus gerade durch die Instructoren gehemmt wird, indem dieselben die Vermittlung zwischen Haus und Schule besorgen. Das ist ein ungesundes Verhältniss; die Eltern sollen in unmittelbarem Verkehre mit der Schule stehen; die Schule wird den Eltern Auskunft geben, wenn es stockt, und diese werden sich veranlasst fühlen gehörig einzugreifen. Dieses sind im allgemeinen die Punkte, welche ich zur Unterstützung meiner These vorzubringen für nöthig erachtete.

Präs. Rector Dr. Eckstein: Wir haben noch eine Reihe von Gründen vernommen, die uns über die Schädlichkeit der Sache aufklären. Ich möchte aber über die Fassung, welche vorgeschlagen worden ist, noch einige Bedenken äussern. „Der Schulunterricht hat es dahin zu bringen, dass die Schüler in der Regel eines Hauslehrers nicht bedürfen". Es gibt nichts abschwächenderes als den Zusatz „in der Regel", und ich würde durchaus dagegen sein. Und noch ein weiteres Bedenken. Wenn da steht, der Schulunterricht hat es dahin zu bringen —

Prof. Dr. Malfertheiner: Ich habe ihn eben dem Privatunterrichte entgegengestellt.

Präs. Rector Dr. Eckstein: Dann müssen Sie den Lehrer der Schule dem Hauslehrer gegenüberstellen, wenn Sie den richtigen Gegensatz haben wollen.

Prof. Dr. Malfertheiner: Ich habe nichts gegen eine solche Fassung.

Präs. Rector Dr. Eckstein: Dann aber meine ich auch, dass nicht allein der Schulunterricht es dahin zu bringen hat, sondern auch andere Einwirkungen von der Schule ausgehen müssen, von Seite des Lehrercollegiums nämlich, welches hier erwähnt werden müsste. Ich schlage daher folgende Fassung vor: „Das Lehrercollegium jeder Schule" — ich betone dieses, weil gerade hier gemeinsame Berathung und Wirksamkeit von grösster Wichtigkeit ist; ich rede nicht vom Abstractum der Schule: dahinter steckt alles oder auch gar nichts — „hat die Pflicht, für die Schüler die Aushilfe der Hauslehrer zu beseitigen". Ich habe somit den Ausdruck „beseitigen" vorgeschlagen.

Prof. Dr. Malfertheiner: Ich erlaube mir zu bemerken, dass ich diesen letzteren Ausdruck nicht ganz für angezeigt erachte und mit demselben nicht einverstanden bin,

da eine Lehranstalt den Eltern solches nicht verbieten kann. Ich bleibe bei der Fassung stehen: „unnöthig zu machen". —

Präs. Rector Dr. Eckstein: Diese Beseitigung steht der Schule zu; die Schule muss das Recht haben, auch Einwirkungen auszuüben, die sie für nothwendig erachtet. Wollen die Eltern nicht darauf eingehen, mögen sie ihre Kinder von der Schule wegnehmen. Darin hat College Schiller Recht, dass die Schule einen viel weiter gehenden Einfluss üben muss.

Prof. Dr. Malfertheiner: Dann erlaube ich mir den Zusatz zu machen: „durch das richtige Gebahren". Dann bin ich mit der Fassung einverstanden, welche mir ohne diesen Zusatz zu dictatorisch klingt.

Präs. Rector Dr. Eckstein: Das würde wieder für viele unverständlich und zweideutig sein. Das meine ist ein Vorschlag, der alles zu enthalten scheint, was aus Ihrer Mitte geltend gemacht worden ist. Ich habe hervorgehoben, dass das Lehrercollegium die Pflicht hat diese Beseitigung anzustreben. In dieser Beziehung, glaube ich, stimmen ja doch alle überein, dass wir die Beseitigung wollen.

Prof. Dr. Malfertheiner: Ich erlaube mir noch eine Bemerkung. Anstatt „Lehrercollegium" würde ich beantragen „Schule" zu sagen. Denn es kann Gymnasien geben, wo Classenlehrer sind, wo also einer alle Fächer hat. Wenn ich sage „Schule", so sind alle Kategorien von Gymnasien vertreten; man versteht dann darunter sowohl Vorstand als Lehrer der Schule. „Die Schule" hat es dahin zu bringen, dass die Schüler der Mitwirkung der Hauslehrer nicht bedürfen.

Landesschulinspector Lang: Die Sache hat grosse Schwierigkeit. Ich erlaube mir erstens zu erwidern, dass ich mit der Thesis des hochgeehrten Herrn Antragstellers vollkommen einverstanden bin, und wenn ich weiteres gesagt habe, bitte ich das nur als einen Excurs anzusehen, den Reminiscenzen an unsere heimischen Verhältnisse veranlasst haben. Auch mit der Fassung der Thesis, abgesehen jetzt von stilistischen Aenderungen, würde ich mich von meinem Standpunkte aus vollkommen zufrieden geben, wenn die Fassung so beliebte: „Die Schule" oder „das Lehrercollegium" — wie es besser ist — „hat die Pflicht dahin zu wirken, dass die Nothwendigkeit eines Hauslehrers entfällt". Das, meine Herren, ist die rechte Forderung; wenn Sie aber apodiktisch aussprechen: „das Lehrercollegium hat die Pflicht dahin zu wirken, dass die Hauslehrer beseitigt werden" — dagegen habe ich mich schon vorhin gewendet, — dann, meine Herren, sind Sie in Gefahr etwas zu dictiren, was mitunter auch hart und ungerecht sein kann. Einen Hauslehrer perhorrescire ich; aber in einem Regulator der häuslichen Thätigkeit der Schüler, der nebenbei auch seine Existenz sichert, ohne in seinem Berufsstreben gehindert zu sein — verzeihen Sie, das soll nicht den Ausschlag geben, aber human ist es darauf Rücksicht zu nehmen — in dem finde ich keine Gefahr. Ja, meine Herren, wenn alle Familienverhältnisse ideal correct wären, dann bräuchte ich mir auch keine solchen Regulatoren zu denken. Gestatten Sie mir aber, dass ich Ihnen sage: ich weiss aus eigener Erfahrung, dass mancher Schüler der unglücklichen Verhältnisse im Hause wegen — denn so weit reicht der erziehende Einfluss der Schule in grossen Städten nicht — verkommen wäre, wenn ihn nicht gewissenhafte Leiter auf den rechten Weg geführt hätten. Nur in diesem Sinne möchte ich nicht, dass apodiktisch verboten werde: es darf gar keine Instructoren geben. Denn ich halte an dem Grundsatze fest: ehe man gebietet oder

verbietet, muss man sich klar geworden sein, ob es auch durchzuführen ist. Wenn Sie das so aussprechen, so müssen alle, auch die redlichsten, Eltern die bravsten Führer, Leiter, Regulatoren, oder wie Sie sie nennen wollen, augenblicklich entlassen, und das ist einmal zu viel und kann auch recht hart sein. Ich würde also bitten, dass eine Einigung vielleicht dahin erzielt würde, dass der Sinn folgender ist: „Das Lehrercollegium hat die Pflicht dahin zu wirken, dass die Nothwendigkeit eines Hauslehrers entfällt". Das steht übrigens auch in unserem österreichischen Organisationsentwurfe.

Präsident Rector Dr. Eckstein sagt, er habe die Fassung schon entworfen, die wahrscheinlich auch die Zustimmung des Herrn Landesschulinspectors Lang finden werde.

Director Biehl muss gestehen, dass er einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Antrage des Herrn Landesschulinspectors Lang und dem Antrage des Antragstellers nicht erkenne. Wenn es heisse: die Schule hat es dahin zu bringen, oder die Schule hat die Pflicht dahin zu wirken, ferner: dass die Nothwendigkeit entfällt einen Hausunterricht zu haben, oder dass eine Nachhilfe zu Haus überflüssig wird, so besagen ja doch diese Ausdrücke wesentlich dasselbe.

Landesschulinspector Lang sagt, er habe sich dem Antragsteller angeschlossen und nur gegen die von dem Herrn Obmanne vorgeschlagene Form des Antrages Bedenken geäussert.

Director Biehl: Der Ausdruck: „in der Regel" kann nach meiner Auffassung nur bedeuten, dass die aufgestellte Forderung Grundsatz sein soll, welcher allerdings, wie fast jede praktische Forderung, seine Ausnahmen hat. Denn die Möglichkeit muss allerdings zugegeben werden, dass in einzelnen Fällen, wie z. B. wegen längerer Krankheit, eine häusliche Nachhilfe nöthig werden kann; nur sollen solche Fälle ausdrücklich als Ausnahmen gekennzeichnet werden, und daher halte ich den Ausdruck „in der Regel" zur Bezeichnung des Grundsatzes für die gewöhnlichen normalen Verhältnisse für ganz angemessen. — Gegen einen Punkt noch möchte ich mich entschieden verwahren, den Herr Inspector Lang vorgebracht hat: ich gebe zu, dass das Haus dasjenige, was die Schule gutes leistet, häufig vereitelt; wir alle wissen das. Allein dieser Unfug oder dieses Unglück würde sicherlich nicht beseitigt werden dadurch, dass man einen solchen Regulator stellte zwischen Schule und Haus. Nach meiner auf Erfahrung beruhenden Ueberzeugung besitzt eine tüchtige Schule in sich selbst die besten und wirksamsten Mittel, allen verderblichen Einflüssen von aussen, wenn auch langsam, so doch mit dem schliesslichen Erfolge entgegenzuwirken. Wie oft macht doch ein gewissenhafter Lehrer die freudige Erfahrung, dass Schüler, die verderblichen äussern Einflüssen ausgesetzt sind, ja zuweilen eine ganze ziemlich verkommene Classe im Verlaufe eines Jahres bei einem ernsten, tactvollen Vorgehen derart zu ihrem Vortheile sich ändern, dass man in ihnen kaum die früheren Schüler oder die frühere Classe wiederzuerkennen vermag. Aber gerade desshalb, weil erfahrungsgemäss der Schule allein, besonders bei einheitlicher Wirksamkeit, solche in der That bewunderungswerthen Leistungen möglich sind, ja eigentlich ihrem Wesen gemäss von ihr erreicht werden müssen, überlasse man ihr allein auch getrost die Aufgabe, etwaige verderbliche Einflüsse von aussen zu paralysiren. Wollte man aber noch einen oder mehrere Regulatoren zwischen Familie und Schule einschieben, so würde man Gefahr laufen, Kopf und Herz des Zöglings vollständig zu verwirren, da er zu vielen Autoritäten, die leider oft im grellsten Widerspruche mit einander sind, gegenübergestellt ist.

Präsident Dr. Eckstein muss Herrn Biehl sagen, dass er mit vielem Vergnügen seine warme Auseinandersetzung angehört habe, dass es aber leider ein Zurückgreifen gewesen sei in die bereits abgeschlossene Debatte; es handle sich jetzt um die Fassung, in welche das erörterte zu bringen sei.

Director Biehl bedauert sehr, dass er wegen einer Aeusserung des Herrn Inspectors Lang zurückzugreifen sich veranlasst fand.

Präs. Rector Dr. Eckstein erklärt, er lege kein besonderes Gewicht darauf, in welcher Fassung der Antrag angenommen werde, er glaube aber doch der Fassung, welche Herr Lang vorschlage: „Das Lehrercollegium der Schule hat dahin zu wirken" statt „es dahin zu bringen" den Vorzug geben zu müssen; letzteres sage bei weitem nicht das, was in „dahin zu wirken" liege. Im folgenden sei die Differenz nicht so gross; er beantrage, damit auch das hineingelegt werde, was die Eltern dabei durch Eitelkeit und anderes fehlen: „dass für die Schüler Aushilfe durch Hauslehrer nicht mehr gesucht wird"; das wolle etwas mehr sagen als „nicht mehr bedürfen" oder „nicht mehr nothwendig erscheint".

Dir. Dr. Imm. Schmidt beantragt die Aufnahme des Zusatzes: „mit allen zu Gebote stehenden Mitteln dahin zu wirken".

Der Präsident erklärt, dass sich dies von selbst verstehe.

Gymn.-Director Schiller: Es sei nicht gleich, ob man sage „dahin zu bringen" oder „dahin zu wirken"; bei jenem habe man das Ziel schon erreicht, bei diesem noch nicht; also scheine, wenn man etwas anstrebe, gesagt werden zu müssen: „dahin zu wirken".

Präsident Rector Dr. Eckstein: In diesem Sinne ist der Antrag nicht gemeint. Doch lassen Sie uns darüber nicht streiten. Ich glaube, Sie werden damit einverstanden sein, wenn ich den Antrag dahin fasse: „Das Lehrercollegium" (dieses ist einzubeziehen, damit die Pflicht des Lehrkörpers mehr hervorgehoben wird) „hat dahin zu wirken, dass die Schüler der Aushilfe eines Hauslehrers nicht bedürfen". Sind die Herren mit dieser Fassung einverstanden? (Zustimmung). Sind die Herren mit diesem Antrage einverstanden? (Ja).

Der Präsident Rector Dr. Eckstein erklärt die heutige Tagesordnung für erschöpft und macht, bevor die Versammlung sich entfernt, einige Mittheilungen: 1) über die aufliegende Einladung zur Subscription auf die gedruckten Verhandlungen der Versammlung, welche für diejenigen Herren, die während dieser Tage unterzeichnen, bei weitem billiger geliefert werden; 2) über „Statut und Studienordnung des Seminars für Lehrer an Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen) an der k. ungar. Universität zu Budapest. (Mitgetheilt aus Veranlassung der 29. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner). Budapest 1874", von dem eine ziemliche Anzahl zur Vertheilung zu bringen die Theilnehmer der Versammlung aus Ungarn so freundlich seien; 3) über die Mittheilung des Buchhändlers Fischer in Kassel, dass bei ihm die Akropolis, gezeichnet von Michaelis, erschienen sei; es liege ein Prospect in mehreren Exemplaren auf, worauf ein kleiner Grundriss dieses Bildes ganz deutlich gegeben sei. Als Tagesordnung für die Sitzung des folgenden Tages von 8 — 10 Uhr schlägt der Obmann vor: an erster Stelle die Verhandlung über den Antrag des Herrn Prof. Dr. Egger von Möllwald aus

Wien: „Ueber das Bedürfniss zweckmässig eingerichteter pädagogischer Seminarien"; nach Erschöpfung dieses Thema's, falls noch Zeit sein sollte, das Thema über die Stellung des griechischen Unterrichtes zum lateinischen von Herrn Prof. Rappold aus Klagenfurt. Mit dieser Tagesordnung ist die Versammlung einverstanden.

II. Sitzung der pädagogischen Section.

Dienstag den 29. September 1874. Anfang 8 Uhr Morgens.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Verehrte Herren! Lassen Sie uns die Arbeit beginnen, um rasch vorwärts zu kommen. Wir haben gestern beschlossen auf die heutige Tagesordnung die These zu setzen, welche von Herrn Prof. Egger aufgestellt wurde. Da derselbe zu meinem grossen Bedauern auch heute verhindert ist hier zu erscheinen, erlaube ich mir an seiner Stelle die etwa nöthigen Bemerkungen vorauszuschicken. Die These hat zum Gegenstande das Bedürfniss zweckmässig eingerichteter pädagogischer Seminarien. Ich setze dabei voraus, dass der Herr College dabei hauptsächlich an Seminarien gedacht hat, welche zur Bildung der Lehrer an höheren Schulen berufen sind. Da hat man in Oesterreich und Süddeutschland den Ausdruck 'Mittelschulen' und begreift darunter zweierlei: Gymnasien und Realschulen. Ich glaube, wir werden gut thun, wenn wir in diesem Kreise uns beschränken auf die Seminarien, welche zur Bildung der künftigen Gymnasiallehrer berufen sind.

Es wird nun am zweckmässigsten sein, wenn ich einen kurzen historischen Ueberblick gebe über die Entwicklung dieser Frage. Genau genommen könnte von besonderen Anstalten zur Bildung der Gymnasiallehrer erst die Rede sein seit der Zeit, wo es einen eigentlichen Gymnasiallehrerstand gegeben hat; der ist aber noch keine hundert Jahre alt. Denn seitdem Fr. A. Wolf mit allem Ernste darauf hinarbeitete, besondere Männer zu bilden, die den Unterricht in den höheren Schulen übernehmen, gibt es einen solchen Stand. Aber trotzdem hat man doch schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts die Bildung der Gymnasiallehrer ins Auge gefasst und an den Universitäten Anstalten dafür getroffen. Die Universität Halle war die erste; und der letzte brandenburgische Kurfürst und erste preussische König hatte bei Gründung der Universität ein Collegium oder Seminarium elegantioris humanitatis eingeführt, welchem unter der Leitung eines tüchtigen Mannes, der aus der Schule an die Universität gekommen war, des Christoph Cellarius, die Bildung von Lehrern zur Aufgabe gemacht wurde.

Er starb schon am Anfange des 18. Jahrhunderts und es trat an dessen Stelle die pietistische Richtung der Francke'schen Schule. Nach dem Muster der Universität Halle wurde die Universität Göttingen gegründet; und hier wirkte das philologische Seminar, welches sich hauptsächlich mit der Bildung der Lehrer befasste, zunächst unter der Leitung von Gessner und Heyne über ein halbes Jahrhundert ausserordentlich wohlthätig; von dort sind eine Menge ausgezeichneter Männer hervorgegangen. Von Göttingen kam Wolf nach Halle und hatte sein philologisches Seminar so eingerichtet,

dass in seiner Gegenwart praktischer Unterricht veranstaltet wurde. Ausserdem wurden in diesem Jahrhundert an vielen Orten derartige Institute errichtet.

In Oesterreich war es schon ein bedeutender Fortschritt, dass nach der gewaltigen Bewegung des Jahres 1848 allmählich philologische Seminarien an den Universitäten entstanden, welche die Bildung von Gymnasiallehrern ins Auge fassten und es scheint jetzt daselbst der Drang zu sein, die pädagogische Ausbildung der Lehrer mehr zu berücksichtigen. Das wird das Ziel sein, welches dem Herrn Antragsteller vorgeschwebt haben mag.

Ich meine, man solle vor allem festhalten, dass die Hauptsache für die pädagogische Vorbildung darin besteht, dass der künftige Gymnasiallehrer in seinem Fache recht tüchtig ist; gegenüber diesem gründlichen Wissen, scheint mir, muss die didaktische Kunst zunächst noch etwas zurückweichen, damit nicht zu sehr eine Routine herbeigeführt wird, wie wir sie auf den Seminarien für Volksschulen in der Regel finden. Durch Erzielung einer solchen Routine würden nach meiner Meinung unsere gelehrten Schulen nur deteriorirt und das frische geistige Leben, welches aus der Wissenschaft allein hervorgeht, müsste wesentlich beeinträchtigt werden. Nun aber ist in neuester Zeit, besonders durch die Pädagogik der Herbart'schen Schule, ein ausserordentliches Gewicht auf die pädagogische und didaktische Weisheit gelegt worden, und gegenüber der früheren naturalistischen Pädagogik hatte das eine gewisse Berechtigung.

Am zweckmässigsten werden wir uns nun über diese Frage, die zum Theile eine locale, aber doch auch eine allgemeine Bedeutung hat, verständigen, in der Weise, dass wir zuerst erörtern, ob die Errichtung derartiger Anstalten ein Bedürfniss ist. Ist das constatirt, wird es sich darum handeln zu bestimmen, in welcher Art die zweckmässigste Einrichtung getroffen wird.

Ich selbst habe seit mehr als 10 Jahren, Anfangs als Privatinstitut, ein derartiges Seminar unterhalten; nachher wurde die Vereinigung mit der Staatsanstalt gestattet; ich habe daher praktische Erfahrungen in diesen Dingen.

Wenn die Herren damit einverstanden sind, dass zuerst die Bedürfniss- und dann die Einrichtungsfrage erörtert werde, so eröffne ich über die erste Frage die Discussion. Ich glaube, dass hauptsächlich unsere Herren Collegen aus Oesterreich das Wort ergreifen werden, weil von hier aus die Frage angeregt wurde.

Christ. Kleinstauber, Conrector in Regensburg: Als ergänzendes Moment der Geschichte der Gymnasiallehrer erlaube ich mir die Mittheilung, dass in der Stadt Regensburg der evangelische Rath zu seinem Gymnasium im Jahre 1664 noch ein sogenanntes Auditorium gründete. Daselbst lehrten drei Lehrer, welche den Titel professores lectionum publicarum hatten. Die Vorträge waren theils theologische, theils philosophische, theils mathematische, theils philologische —

Präsident Rector Dr. Eckstein: Das hat mit der Frage nichts zu thun; solche professores waren in Deutschland an unzähligen Anstalten, die mit den späteren bairischen Lyceen Aehnlichkeit hatten.

Chr. Kleinstauber: Ich habe die Mittheilung dahin verstanden, als ob Professoren erst in späterer Zeit —

Präsident Rector Dr. Eckstein: So heisst jeder, der Unterricht ertheilt im Schreiben, Zeichnen u. s. w. Ich bitte zur Sache zu sprechen. Wer begehrt das Wort?

Dir. Dr. Immanuel Schmidt (aus Falkenberg i. d. M.): Ich glaube, das ist nicht eine specifisch österreichische Frage, sondern eine Frage, die uns alle gleichmässig berührt; zweitens möchte ich auch den Hrn. Präsidenten bitten zu gestatten, dass wir uns nicht ganz beschränken auf die Bildung von Philologen; ich glaube, auch die Realschule hat ein Recht berücksichtigt zu werden. Wenn ich mir das Wort erbeten habe, so ist es geschehen, weil ich glaube gewisse Erfahrungen mitzubringen. Einmal habe ich längere Jahre mit den Lehrern meiner Anstalt ein förmliches Seminar gehalten, z. B. angelsächsische, altfranzösische, Shakespeare-Interpretations-Uebungen geleitet u. dgl. Zweitens weiss ich ein Lied zu singen von den Schwierigkeiten, die ein Leiter einer Anstalt hat, wenn er es mit jungen Leuten zu thun hat. Ich bin längere Zeit vorzugsweise auf jüngere Lehrer angewiesen gewesen, bis es mir zuletzt gelungen ist, dass meine Berichte berücksichtigt wurden; längere Zeit habe ich nur dadurch Lehrer bekommen können, dass ich sie zu überzeugen wusste, dass sie Gelegenheit haben, sich in modernen Sprachen zu bilden; sonst hätte ich die Bude schliessen können.

Gestatten Sie mir ein Beispiel anzuführen, mit was für Subjecten man zu thun hat, die sich Philologen nennen. Ich hatte einen Philologen engagirt, und da ich sehr wenig Zeit hatte, übertrug ich ihm die Homerlectüre. Da entdeckte ich eines Tages, dass er ὠμοθέτησαν übersetzt hatte: „sie legten sich auf die Schulter“. Ein anderer übersetzte, ohne den Druckfehler zu bemerken, deus elephanti ebur dicitur: „der Gott des Elephanten wird Elfenbein genannt“. Ich habe diese Erfahrungen im Jahre 1866 gemacht, wo es so schwer war Lehrer zu bekommen; der Grund, dass ich so schlechte Subjecte hatte, war einfach der, dass sie auf der Universität verbummelt waren. Aber ich glaube, es liegt noch tiefer. Warum wird geklagt, dass die jungen Leute auf der Universität verbummeln? Ich glaube, wir können uns der Ueberzeugung nicht verschliessen, dass im allgemeinen und relativ die Prima des Gymnasiums mehr leistet, als die Universitätsvorlesungen. Es liegt das an der ganzen Einrichtung unserer Universitäten, die zu ideal sind. Wir sind einmal eine ideale Nation, der Idealismus liegt uns in allen Gliedern. Aber das idealste, was wir producirt haben, ist das Professorenthum. Der Professor nimmt im allgemeinen wenig Rücksicht auf das praktische Bedürfniss seiner Schüler; der Philologe speciell sucht Universitätsprofessoren zu erziehen und nicht praktische Schulmänner. Ich glaube, auch Herr Dr. Eckstein ist von dieser Anschauung nicht frei, weil er gerade hervorgehoben hat, dass es vor allen Dingen nöthig sei im eigenen Fache sich ein gründliches Wissen anzueignen, weil er die pädagogische Ausbildung als eine blosse Routine bezeichnet hat —

Präsident Rector Dr. Eckstein: Das ist freilich ein Missverständniss.

Dir. Dr. Schmidt: Ich bin jeder Berichtigung zugänglich. Das Bedürfniss der Seminarien wird allgemein gefühlt. Es wurden die Seminarien für Volksschullehrer angeführt, die ich nicht für eine vollkommene Einrichtung halte; aber das lässt sich nicht verkennen, dass wir wenigstens tüchtige Routiniers bekommen, die den Gymnasien und Realschulen leider noch immer fehlen. Der junge Lehrer hat weiter nichts als seine Tradition von der Schule her; jeder von uns hat sein Lehrgeld geben müssen; um das aber in Zukunft möglichst zu ersparen, brauchen wir Seminarien.

Director Dr. Weicker (Schriftführer): Ich erlaube mir den Antrag zu stellen, dass jeder Redner nur 5 Minuten sprechen darf.

Präs. Rector Dr. Eckstein: Das wird wünschenswerth sein; dann dürfen aber die Herren nicht vom Gegenstande abschweifen. Auch der letzte Vortrag wich von der Sache ab, zunächst durch ein Missverständniss, als ob ich gesagt hätte, die pädagogische Ausbildung sei nur eine Routine. Ich will keine tüchtigen Routiniers, ich will tüchtige, wissenschaftlich gebildete Leute haben und betrachte das mit vollem Rechte als die Hauptsache. Dass ich auch einer pädagogischen Bildung nicht entgegen bin, das wird meine Thätigkeit auf der Universität zeigen, wo ich seit 10 Jahren ein pädagogisches Seminar leite. Wenn der Herr Vorredner uns Fehler anführt, welche die jungen Leute gemacht haben, so liegt der Grund eben darin, dass sie nichts gelernt haben. Der Vorredner hat ferner gesagt, die Universitäten gehen aufs Ideale. Dagegen behaupte ich, die philologischen Professoren sind berufen, tüchtige Philologen zu bilden; das andere ist Sache der Seminarbildung. Da wollen wir keine Routine erzielen, sondern eine Anleitung geben, wie man unterrichtet. Und wenn der Herr Vorredner gesagt hat, die jungen Lehrer richten gar üble Dinge an, so appellire ich an meinen Freund und Collegen Weicker, der mir Recht geben wird: an Anstalten, wo ich früher gewesen, waren immer junge Lehrer in grosser Zahl, und wenn sie auch hie und da einen pädagogischen Fehler gemacht haben, so machte die Begeisterung für ihren Beruf alles gut.

Prof. Dr. M. Kleinmann (aus Budapest): Geehrte Versammlung! Gestatten Sie mir, dass ich als Ungar auch zur Sache spreche. Freilich wundere ich mich, dass man die Frage getrennt und die Bedürfnissfrage zuerst gestellt hat. Meine Ueberzeugung ist, dass hierüber einstimmig gesagt werden könnte: es ist ein Bedürfniss. Man braucht nicht in die Schule zu gehen, man braucht nicht selbst eigene Erfahrungen anzuführen, man braucht nur die Stimmen, die überall, nicht in Deutschland, nicht in Oesterreich, nicht in Ungarn allein, man könnte sagen, in ganz Europa sich über die pädagogische Bildung der Lehrer ausgesprochen, zu wägen, nicht zu zählen. Gerade in diesem Jahre hat in England eine eminent grosse Bewegung von Seiten der Lehrer der Hochschulen begonnen, gerade in Bezug auf die pädagogische Bildung der Lehrer. Man hat sich dort an die Regierung gewendet, da die Sorge für die pädagogische Bildung Pflicht des Staates ist. Vor einem Monate erschien in einem bedeutenden englischen Blatte ein Artikel, worin gesagt wird: Es ist wahrlich, wenn man Juristen und Mediciner heranzieht und sie mit allem versieht, um tüchtige Aerzte und Richter zu bilden, dagegen das heiligste Geschäft so vernachlässigt und für die pädagogische Bildung nicht in gehöriger Weise Sorge trägt — ein Scandal.

Ich freue mich, dass Herr Rector Eckstein gesagt hat: Vor allem verlangen wir ein tüchtiges Wissen. Aber zu diesem Wissen gehört nicht nur ein Wissen in philologicis, sondern auch in paedagogicis. Damit ist es nun sehr schlecht bestellt. Wir haben zwar philologische Seminarien für philologisches Wissen, wir haben naturwissenschaftliche Seminarien, auch historische; und Herr Prof. Egger hat in der Schrift, die er vertheilt hat, für die pädagogische Bildung der Lehrer sich ausgesprochen und von diesem Standpunkte aus die Frage angeregt. Es handelt sich darum, der Pädagogik an der Universität ihre Stelle zu erringen, während sie gegenwärtig nur vielfach ein Anhängsel ist und für sie nicht in gehöriger Weise gesorgt ist.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Ich erlaube mir das sofort factisch zu berichtigen. An den deutschen Universitäten ist nicht nur überall ein Professor der Pädagogik,

sondern an manchen sind drei oder vier. In Leipzig sind wenigstens vier, die pädagogische Vorlesungen halten, in Halle, Breslau ist überall gesorgt. Da thun Sie uns Unrecht; anderswo mögen sie vielleicht nicht sein; aber so allgemein darf man das nicht sagen; die Regierungen haben dafür im letzten Jahrzehnte ausserordentlich viel Sorge getragen.

Prof. Dr. Kleinmann: Meine Herren! Es hängt die Bedürfnissfrage damit zusammen, wie gesorgt werden kann, und ob in rechter Weise gesorgt ist. Aber nach meiner ganz unmassgeblichen Ueberzeugung scheint für pädagogische Ausbildung nicht in richtiger Weise gesorgt zu sein. Es handelt sich nicht darum allein, meine Herren, dass der Gymnasiallehrer pädagogische Bildung bekomme, es ist gegenwärtig das Schulwesen mitten ins Staatsleben hineingetreten, es gehört ebenso, wie die Gesundheitspflege, wie die Sorge für die Justiz zu den grossen Sorgen, deren sich der Staat gegenwärtig bewusst geworden ist, während er dieses im vorigen Jahrhundert eigentlich gar nicht kannte. Es handelt sich darum, fürs ganze, grosse Schulwesen, auch für die unteren Schichten des Schulwesens, für den Unterricht in der Volksschule derart zu sorgen, dass die Pädagogik selbst, nämlich die pädagogische Wissenschaft, so an der Universität vertreten sei, dass diejenigen, die sich mit der Leitung der Schule, mit dem Unterrichte an Volksschullehrer-Seminarien beschäftigen, an der Universität Gelegenheit haben sich selbst heranzubilden. Es handelt sich darum, dass, wie an der Universität gesorgt ist, dass die Gesundheitspflege und die Justiz ihre rechte Vertretung haben, so auch das Schulwesen eine angemessene Vertretung finde. Ich glaube, es wäre für die philosophische Facultät gar kein zu verwerfendes Ideal, wenn sie es zum Ziele ihres Strebens machen würde, an der Spitze des Bildungswesens des ganzen Staates zu stehen, und ihre Collegien so einzurichten und für diejenigen Veranstaltungen Sorge zu tragen, welche am meisten geeignet sind, das Bildungswesen zu befördern. Die philosophische Facultät müsste sich zum Bewusstsein erschwingen, dass gegenwärtig wohl durch einzelne Männer der Facultät für das Bildungswesen des Staates gesorgt wird, nicht aber die Facultät als solche darin ihre Aufgabe erblickt. Während die Professoren der medicinischen Facultäten, auch die der juristischen ihrer Gesammtaufgabe sich bewusst sind, sind die Professoren der philosophischen Facultäten von ihrer Aufgabe noch nicht überzeugt. Das wollte ich nur vorbringen zur Frage, ob die pädagogischen Seminarien ein Bedürfniss sind; wie sie einzurichten seien, das ist wieder eine andere Frage.

Gymn.-Dir. Biehl: Ich erlaube mir nur einige Worte zur formellen Fassung der Frage. Mir kommt vor, als wäre die Frage zu weit ausgedehnt und so der ursprüngliche Sinn verfehlt worden. Es handelt sich nach meiner Ansicht nicht darum, ob pädagogische und didaktische Bildung überhaupt nothwendig sei, ob pädagogische und didaktische Vorträge auf Universitäten stattfinden sollen. Denn wir werden wohl nicht an der Richtigkeit des Satzes zweifeln, dass in der That derjenige, welcher erziehen soll, wenn das Erziehen Kunst und nicht bloss Natur ist, sich jedenfalls um die Regeln dieser Kunst umschauen und sich dieselben einprägen muss. Es ist ein eigenthümliches Streben des Menschen, dass er über alles das, was er thut, sich Rechenschaft zu geben vermöge, dass er bis in die tiefsten Gründe seines Thuns einzudringen sucht. Zunächst ist also, meine ich, die Frage nicht die, ob in pädagogisch-didaktischer Beziehung eine theoretische Bildung nothwendig sei, sondern die Meinung des Antragstellers ist ganz bestimmt die

(die Herren werden damit einverstanden sein), dass pädagogische und didaktische Vorträge auf der Universität nicht genügen, um wirklich pädagogisch-didaktisch zu bilden, sondern dass zu diesem Zwecke Seminarien errichtet werden müssen.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Der Herr Vorredner hat vollkommen Recht. Ich habe die Frage selbst vollkommen in diesem Sinne aufgefasst und glaube auch im Sinne des Antragstellers gehandelt zu haben, der den pädagogischen Seminarien die Aufgabe stellt, auch in Bezug auf die didaktische Bildung den künftigen Lehrern Anleitung zu geben.

Landesschulinspector Lang: Ich kann nur bedauern, dass der Herr Antragsteller selbst nicht in der Lage ist, seine Anschauungen hier auseinander zu setzen. Ich glaube aber, ohne dass ich mit ihm Rücksprache gepflogen habe, doch so ziemlich das zu treffen, was er mit seinem Antrag erreicht wissen will. Wir in Oesterreich, meine Herren! — ich muss doch auf das wieder zurückkommen — besitzen in dem schon gestern genannten Organisationsentwurf auch zugleich ein ausserordentlich werthvolles Elaborat einer Reihe von Instructionen, die den jungen Lehramtscandidaten, der seine gründlichen Studien für sein Fach an der Universität zu machen hat, wenn er sie nebenher auch studirte, in der That schon zunächst einmal theoretisch für die Kunst der Verwerthung des Wissens vorbereiten könnten. Denn das ist über jeden Zweifel hinausgehoben, das erste und wichtigste ist, dass der Mann in seinem Fache, in seinem Lehrstoffe selbst tüchtig ist; zweitens aber ist auch die Kunst der Verwerthung des Wissens nicht eine blosse Routine, die wir perhorresciren, sondern eine ebenso unentbehrliche Kunst. Nun hat man bei uns bisher gemeint, das wird sich so aneignen lassen, dass der Candidat den Organisationsentwurf und seine Instructionen studirt, und nachdem er durch die Probelection, die jeder Candidat vor seiner Einführung ins Lehramt zu halten hat, seine Befähigung constatirt hat, ins Probejahr eintritt. Auf dieses Probejahr ist ein grosses Gewicht gelegt nach dem Buchstaben des Gesetzes. Da sollte der Candidat an der Hand älterer Collegen und insbesondere des Directors der Lehranstalt sich praktisch diese Kunst der Verwerthung des Wissens aneignen und der entsprechende Erfolg des Probejahres sollte mit eine Bedingung der definitiven Anstellung als Lehrer sein. Nun muss ich gestehen, dass wir da in Oesterreich ganz eigenthümliche Verhältnisse und namentlich für ein hochwichtiges Fach, für das philologische Lehrfach, haben. Es herrscht ein recht arger Mangel an Lehrkräften, der dazu zwingt, dass man factisch noch ganz unfertige, ja selbst mit ihren Prüfungen unfertige Lehramtscandidaten in die Schule schicken und ihnen dort eine Anzahl von Lehrstunden aufbürden muss, die sie geradezu als gleichgestellt mit den übrigen Lehrern erscheinen lassen und von dieser Lenkung und Leitung von Seite älterer Collegen und des Directors der Lehranstalt in wenigen Fällen die Rede sein kann. Es hat sich denn auch vielfach bei uns der Uebelstand fühlbar gemacht, dass unseren, in ihrem Wissen sehr schätzenswerthen, jungen Lehrern die Kunst der Verwerthung ihres Wissens fehlt; und darum ist im Kreise von Schulmännern, die mit mir gleich gesinnt sind — und ich glaube, dass auch Hr. Prof. Egger dazu gehört — schon sehr oft der Wunsch ausgesprochen worden, es möge doch dafür Sorge getragen werden, dass an der Universität und zwar etwa während des dritten Jahres des Trienniums auch geradezu erstens einmal Vorträge über Pädagogik und Didaktik — etwa im Stile der auch gestern von mir genannten Gymnasialpädagogik von Schrader — gehalten werden. Es wird damit zunächst

vom theoretischen Standpunkt das gewonnen, dass unsere jungen Lehramtscandidaten doch wenigstens, was jetzt nicht der Fall ist, bekannt mit jenen Cardinalpunkten der Didaktik und Pädagogik, wie sie wohl auch die Instructionen zum Organisationsentwurf enthalten, ins Lehramt eintreten. Es ist weiter der Wunsch ausgesprochen worden, dass zweitens mit diesen Vorträgen auch praktische Uebungen verbunden werden. Erlauben Sie mir, meine Herren, wir haben an den Mittelschulen dem Alter und der Vorbildung nach ganz dasselbe Schülermaterial, wie an der Volksschule; bei uns in Oesterreich ist das Kind vom 8. bis zum 14. Lebensjahre schulpflichtig. In das Gymnasium oder in die Realschule tritt es nach vollendetem neunten Lebensjahre. Sie haben da also dasselbe Materiale. Muss nun da nicht auch dieselbe Gewandtheit vom Gymnasiallehrer verlangt werden, die man vom Lehrer der Volksschule begehrt? Ich meine aber, die Uebungen in den Volksschullehrer-Seminarien sind nicht danach angethan, blosse Routiniers zu erzeugen, sondern Meister in der Kunst des Lehrens heranzubilden. Und das wünsche ich und die mir Gleichgesinnten auch für die Mittelschulen. Ueber das wie wird ohnedies erst im zweiten Theile der Frage gesprochen werden. — Ich behalte mir vor, nachher mir das Wort zu erbitten.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Ich erlaube mir nur den Herrn Landesschulinspector darauf aufmerksam zu machen, dass das, was er wünscht, bei uns factisch bereits besteht. Ich lese Pädagogik in einem Jahrescurse und halte jede Woche praktische Uebungen in zwei Stunden, und das ist nicht bloss in Leipzig, sondern auch an andern norddeutschen Universitäten in derselben Weise.

Prof. Hintner (Wien): Ich erlaube mir nur den früheren Rednern gegenüber zu bemerken, dass ich von der absoluten Nothwendigkeit der pädagogischen Seminarien nicht überzeugt bin, vorausgesetzt, dass für unsere österreichischen Gymnasien die Bestimmungen des Organisationsentwurfes genau eingehalten werden; und ich bemerke noch weiter, dass die zweite Frage so eng mit der ersten zusammenhängt, dass sie kaum getrennt werden kann; denn davon hängt eben alles ab, wie sie eingerichtet sind. Wenn sie verkehrt sind, so muss man nur bedauern, wenn sie errichtet werden.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Begehrt niemand mehr das Wort über den ersten Theil? Ich glaube, es ist keine Stimme laut geworden. Denn die letzte Stimme ist keine negative, sondern eine zustimmende unter der Voraussetzung einer verständigen Einrichtung. Nun das setzt man ja überall voraus. Ich glaube, es braucht keine Abstimmung über das Bedürfniss. Es ist wohl niemand in diesem Kreise, der nicht die Nothwendigkeit solcher pädagogischen Seminarien anerkennt. Wenn dem so ist, so können wir zur zweiten Frage übergehen, zur zweckmässigsten Art der Einrichtung dieser Anstalten. Und nun bitte ich den Herrn Landesschulinspector Lang wieder anzuknüpfen.

Landesschulinspector Lang: Ich kann nur sagen, was ich mit Berufsgenossen besprochen und wie die sich die Sache gedacht haben. Etwas, meine Herren, wird Sie frappiren; aber ich muss bitten, meine Aufrichtigkeit liebreich aufzunehmen. Wir sind bei Erwägung dieser Frage auf das hinausgekommen: Soll dieser theoretisch-praktische Curs der Didaktik und Pädagogik uns die jungen Lehramtscandidaten derart präpariren, wie wir sie für die Mittelschulen brauchen, so muss der Mann, der sie zu leiten hat,

selbst an der Mittelschule gewesen sein (bravo!) und ihre Bedürfnisse kennen gelernt haben. Es dürfen bei aller Verehrung für die Vertreter der Wissenschaft, die Professoren der Universität, diese Vorträge und Uebungen nicht im Stile der wohl hie und da auch bei uns gehaltenen Universitätsvorträge über Pädagogik sein, und wir, ich und meine Gesinnungsgenossen, haben uns also gedacht, dass man — und das wäre denn doch von den Universitätsprofessoren, glaube ich, hinzunehmen — an ihrer Seite im dritten Jahre des Universitätstrienniums einen tüchtigen, gelehrten, excellenten Schulmann der Mittelschule als solchen Lehrer und Uebungsmeister der Candidaten verwende. Selbst über die Art und Weise, wie diese Uebungen einzurichten wären, haben wir nachgedacht. Man hat sich, gedrungen vom Gefühl der Nothwendigkeit, merkwürdigerweise nur für das historische Lehrfach im hohen Ministerium dafür entschieden, dass in einem Jahr an dieser, im andern Jahr an einer andern Lehranstalt ein Professor der Universität mit den Candidaten plötzlich erscheinen könne und die Stunde, die dem Vortrage des Professors gewidmet sein soll, zur Uebung für sich und die Schüler verwenden dürfe, wodurch viel Störung in den Unterrichtsgang der Schule gebracht werden muss. Wir haben gemeint, viel unschädlicher wäre der Modus, den jungen Lehrer mit Schülern in Verkehr zu bringen, ihn lehren zu lassen und ihm zu sagen: „Das hast du gut gemacht, das war schlecht". Warum kann man nicht auch da wieder sagen: „Lasset die Kleinen zu mir kommen"? Man kann von Gymnasien, von Realschulen in gewissen Stunden junge Leute dazu bestimmen, dass sie zu den Uebungen in diesem pädagogischen Seminare sich einfinden, dass dort unter den Augen und unter der Leitung des verantwortlichen Vorstandes einer der Candidaten eine Probelection hält und in der Weise praktisch vorgebildet wird. Das, meine Herren, habe ich mit meinen Gesinnungsgenossen als Mittel und, wie wir hoffen, als zweckdienliches Mittel für das als dringend gefühlte Bedürfniss angesehen und, wie ich vermuthe, etwas ähnliches beabsichtigt auch Herr Prof. Egger.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Ich möchte zur thatsächlichen Berichtigung bemerken, dass die Einrichtung, welche hier gewünscht wird, in Göttingen, Halle, Leipzig bereits besteht und vielleicht auch anderswo; denn diese fallen mir eben jetzt gerade ein. Ob ich der excellente Schulmeister bin, den Herr Lang verlangt, mag dahingestellt bleiben. Ich habe aber die Leitung dieses Seminars. Auch das zweite, was er verlangt hat, dass die Schüler zu den Seminaristen kommen sollen, findet überall in den betreffenden Instituten Statt; was er so sehr rügt, dass man in eine Classe hineingehen und den Unterricht übernehmen solle, ist in früheren Jahren einmal durch Wolf in ähnlicher Weise gemacht worden; aber davon ist man längst zurückgekommen. Bei mir kommen allemal nur 6 Schüler; ich bin selbst als Knabe sehr häufig ins pädagogische Seminar gegangen, um examinirt zu werden, und daher ist meine Liebe zum Berufe gekommen.

Gymn.-Dir. Dr. Rehdantz: Nur ein Wort zur Berichtigung. Auf der Kreisschulconferenz in Dresden, wo ich als unwürdiger Vertreter des Grossstaates Schwarzburg-Rudolstadt fungirte, wurde auch diese Frage besprochen, und sämmtliche Anwesenden haben sich dafür ausgesprochen, dass Universitäten allerdings nicht der Ort sind, wo künftige Gymnasiallehrer geprüft werden könnten. In Folge dieser unserer Aeusserung sind auch in Preussen, soviel ich weiss, jetzt überall in die Commissionen, welche bestimmt sind, die künftigen Gymnasiallehrer wissenschaftlich zu prüfen, immer auch

Directoren von Gymnasien genommen worden. Wir haben factisch das in Deutschland, was hier erstrebt wird.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Wer begehrt das Wort?

Dir. Dr. Imm. Schmidt: Meine Herren! Es kann, glaube ich, doch noch ein Zweifel stattfinden, ob die praktischen Uebungen, wie sie eben bezeichnet worden sind, nothwendig oder wünschenswerth sind. Wenn auch die Vorlesungen über Pädagogik sich nur im allgemeinen bewegen können und noch einer praktischen Ergänzung bedürfen, so fragt sich doch, soll das in der Weise geschehen, dass der junge Lehrer wirklich unterrichtet, oder ist noch etwas anderes möglich, nämlich dass ihm didaktisch-pädagogische Winke gegeben werden, die er dann später in der Praxis befolgen soll? Es ist möglich, dass die einzelnen Lehrgegenstände, was in allgemeinen Vorlesungen über Pädagogik sich nicht wird erreichen lassen, gleichsam sub specie paedagogica reproducirt und in jedem einzelnen Capitel Winke gegeben werden, wie das und jenes zu behandeln sei, so dass der junge Lehrer ein Material von Erfahrungen schon an der Hand hat. Unsere Behörden haben die Probelectionen der Candidaten abgeschafft. Da fragt es sich nun, ob schon die Universitätszeit dazu dienen solle, um diese praktischen Uebungen vorzunehmen, oder ob man sich nur darauf beschränken solle, eben pädagogische Winke zu geben. Ich will in keiner Weise entscheiden. Ich wollte nur diese Sache zur Sprache bringen.

Gymn.-Dir. Schiller: Ich möchte vor allen Dingen Hrn. Rector Eckstein ersuchen, ob er nicht einmal einige genauere Mittheilungen machen möchte über die Einrichtungen des Leipziger pädagogischen Seminars: in welchem Jahre die jungen Leute eintreten, wie lange sie bleiben, was verlangt wird, ob wissenschaftlich-pädagogische Aufsätze gegeben und besprochen werden u. s. w.; ob die Erfahrungen dafür sind, dass diese pädagogische Seminarbildung nicht erst nach Schluss des Universitätsstudiums eintreten soll; denn es scheint mir, wenn Hr. Landesschulinspector Lang gesagt hat, dass im 3. Jahre des akademischen Trienniums diese praktische Ausbildung eintreten soll, dass dadurch die wissenschaftliche und philosophische Ausbildung ganz erheblich beeinträchtigt würde. Ich glaube, dass in 3 Jahren kaum ein gründliches philosophisch-pädagogisches Wissen erreicht werden kann, wenn das 3. Jahr für praktische Ausbildung in Anspruch genommen werden wird. Mir scheint es nicht möglich zu sein; da werden wir immer mehr Routiniers bekommen. Wir haben jetzt schon unwissende, schlechte Leute, aber es wird noch schlimmer kommen. Ich möchte Hrn. Rector Eckstein, der hier von allen die grösste Erfahrung hat, bitten, uns über diesen Punkt einige Mittheilungen zu machen.

Dir. Dr. Imm. Schmidt: Hr. Rector wollen die Güte haben, zugleich das Seminar in Halle, wie es früher Niemeyer leitete, zu berücksichtigen und zu sagen, ob und in welcher Weise sie differiren.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Zunächst möchte ich dem Collegen Schmidt sagen, dass es mich schmerzlich berührt hat aus seinem Munde zu hören, dass man den Studirenden praktische pädagogische Winke geben solle. Damit käme eben die Handwerksweise in die pädagogische Technik. — Ich habe vorhin gesagt, dass ich als Knabe, als Gymnasiast vielfach Veranlassung hatte, im pädagogischen Seminar an der Universität zu Halle an mir herumprakticiren zu lassen. Das dortige Seminar bestand aus einer rein pädagogischen Abtheilung, welche August Hermann Niemeyer leitete und nach

ihm seine Söhne. Aber es bestand neben der pädagogischen Abtheilung in der Zeit, wo ich Schüler und auch Student war, eine zweite Abtheilung, welche ein Philolog leitete, Jacobs, Herausgeber des Theokrit, der Ihnen vielleicht nicht einmal bekannt ist. In dieser Abtheilung haben wir interpretirt — in Halle waren nur 3 Schüler in der Regel — ganz in der Art, wie es der Lehrer in den Classen machen muss, verschiedene Autoren; und wenn diese Interpretation vollendet war, gab der Director sein Urtheil und die Studirenden ihr Urtheil, und es entspann sich daraus eine sehr lebhafte Discussion, die natürlich reich an Winken war, die jungen Männern ausserordentlich fördernd sind. Dieses Muster hat mir vorgeschwebt, als ich an der Universität zu Leipzig zunächst als Privatanstalt ein solches Seminar errichtete, und ich habe dabei abgesehen von wissenschaftlichen Vorträgen, die gar nicht damit zusammenhängen, und eine praktische Einrichtung in der Art getroffen, dass die Seminaristen schriftliche Arbeiten machen müssen: viele aus der Geschichte der Pädagogik, viele auch aus praktischen Fragen, z. B. ob man Cornelius Nepos lesen soll, oder ob es in die Schule gehört, auch noch die griechischen Elegiker zu lesen, oder die Lyriker, oder wie man in der lateinischen oder griechischen Grammatik dieses oder jenes Capitel zu behandeln habe, oder Fragen aus der Homerlectüre; kurz, eine Reihe von Fragen, die ja neben der Wissenschaft auch ihre praktische Bedeutung haben. Ich habe nun in meinem Leben immer viel mehr Gewicht gelegt auf die Geschichte der Pädagogik, weil da gerade die Entwicklung des höheren Unterrichtswesens seit dem 16. Jahrhundert eine solche Menge von Andeutungen und Aufschlüssen gibt, die der Lehrer, wenn er mit Urtheil und Vorsicht folgt, ausserordentlich nützlich verwerthen kann. Ich will aber auch eine andere Erfahrung mittheilen. In der Regel treten zunächst Studirende ein, nie früher als im 3., auch nach dem 3. Studienjahre, und pflegen dann in der Regel ein Jahr, manche $1\frac{1}{2}$, hin und wieder 2 Jahre Mitglieder zu sein, und die Art ist diese, dass entweder eine geschichtliche Lection oder eine geographische oder eine deutsche oder die Erklärung einer Stelle eines Schriftstellers: Cäsar, Xenophon, Homer, Vergil, kurz aus dem ganzen Gebiete mit Schülern vorgenommen wird, was gerade eine Stunde dauert; ist diese Stunde vollendet, werden die Schüler hinausgeschickt, und es geht eine gewaltige Kritik los, und das ist höchst amüsant; Sie können sich darauf verlassen, wie Studirende gerade in dieser Beziehung ihre Commilitonen mit ausserordentlicher Schärfe beurtheilen, und daraus entsteht ein heftiger Kampf, und das ist anregend. So etwa ist die Einrichtung, wie ich sie getroffen habe und wie sie sich bewährt hat. Für eigentliche pädagogische Collegia, wie sie hier vorher von dem Collegen aus Ungarn verlangt worden sind, ist auf der Universität kein grosses Interesse. Wir müssen sagen, bei uns lesen viele Pädagogik, aber die Theilnahme ist nicht gross. Ich lese Gymnasialpädagogik, und ich kann sagen, dass ich immer eine grosse Anzahl von Studirenden hatte; ich habe das letzte Mal 80 Zuhörer gehabt, und da ist immer eine rege Theilnahme. Freilich mag dabei, dass die Leute kommen, auch mitwirken, weil sie wissen: ja der examinirt auch am Ende. Zwar bestimmt wissen sie das nicht, denn wir wechseln im Examen; also ganz bestimmt können sie nicht darauf rechnen, dass gerade ich Examinator sein werde. Das ist in allgemeinen Grundrissen die Einrichtung, wie ich sie bis jetzt bewährt gefunden habe.

Gymn.-Dir. Dr. Rehdantz: Meine Herren! Es ist gewiss sehr werthvoll, was Hr. Rector Eckstein gesagt hat; ich glaube aber doch, supplementarische Gedanken

könnten weiter führen. Für mich ist der lebendige Lehrer alles, der lebendige Lehrer, der nicht bloss den Geist, sondern auch die Seele des Schülers in der Hand hat. Das lässt sich nie lernen. Wenn jedem angehenden Lehrer die Verpflichtung auferlegt wird, eine Zeit lang bei den besten Lehrern Deutschlands jeder in seinem Fach zu hospitiren, da wird er nicht bloss lernen, wie der Stoff geistig verarbeitet wird, da wird er ganz etwas anderes lernen, nämlich, wie die ganze Seele des Schülers herangezogen werden muss, was heutzutage hundertmal wichtiger ist als Geistesbildung, und darum würde ich die hohe Versammlung bitten, auch diesen Punkt aufzunehmen, dass hier im Princip ausgesprochen wird, jeder angehende Lehrer solle bei den anerkannt tüchtigsten Meistern eine Zeitlang hospitiren.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Ich möchte aufmerksam machen, dass das ein Princip von grosser Wichtigkeit ist, aber nicht in dem Sinne, wie Hr. Rehdantz es will. Man lernt viel mehr, wenn man hospitirt, bei schlechten als bei guten Lehrern. Ich habe das Glück gehabt, im deutschen Vaterlande eine grosse Anzahl von Schulen kennen zu lernen, und beklage nichts mehr, als dass die Staatsregierungen nicht das Reisen der Lehrer mehr begünstigen. Sie müssen hinaus kommen und sehen, wie man es anderswo treibt. Dass sie bei ausgezeichneten Lehrern auch viel lernen können, ist ganz natürlich. Aber ich möchte auf einen Versuch aufmerksam machen, der sich nicht bewährt hat. Die preussische Regierung hat einmal den Versuch gemacht, einem ganz vortrefflichen Lehrer, Moriz Seyffert, der allen wohlbekannt ist, von meinem Alter, der nun leider gestorben ist, einige Candidaten zu überweisen, auf dass sie durch und um ihn lernen sollten. Das hat ein Jahr gedauert und dann hat es aufgehört.

Prof. Dr. Kleinmann: Ich möchte noch einmal das Wort ergreifen. Ich war so frei mit meinen Collegen aus Ungarn zu kommen mit Statut und Studienordnung des Seminars für Lehrer an Mittelschulen an der Pester Universität. Gestatten Sie mir, vorläufig, in Kürze wenigstens, diejenigen Punkte hervorzuheben, worin sich die Organisation der Seminarien bei uns von der Organisation, wie sie in Deutschland ist, unterscheidet. Auch wir haben für die verschiedenen speciellen Fächer, die am Gymnasium vertreten sind, unsere Seminarien; sie sind zumeist so organisirt, wie in Deutschland. Es sind dieselben Uebungen; der Unterschied ist nur der, dass die Professoren, welche die verschiedenen Seminarien leiten, zugleich zu einem Collegium vereinigt sind. Es ist ihnen vielfach zur Pflicht gemacht, dass sie die verschiedenen Studien, die auf den Gymnasien vereinigt sind, vertreten, auch sich darüber besprechen, was sie für nöthig halten für die Heranbildung künftiger Lehrer; dass die Professoren der Universität, die die verschiedenen Seminarien leiten, mit einander in Bezug auf diese gemeinsame Aufgabe verkehren und so zu irgend einem Resultate und Beschlusse kommen. Das ist der erste Unterschied, wie ich glaube, ein sehr werthvoller. Wer das Gymnasialleben so auffasst, dass dort wirklich ein einheitlicher Geist herrschen soll, wird nöthig finden, dass in Beziehung auf Heranbildung der Lehrer diejenigen, welche die Heranbildung in der Hand haben, auch mit einander verkehren, dass sie auch einander Aufschluss ertheilen über die Bedürfnisse der Gymnasien, dass mit einem Wort die Professoren, die die Heranbildung der Lehrer in der Hand haben, sich auch um das Gymnasialleben kümmern. Das ist ein Unterschied. Der zweite betrifft die pädagogische Ausbildung der Lehrer. Darin liegt der Hauptunterschied und darauf, meine Herren, möchte ich die Aufmerk-

samkeit lenken und das Statut und die Studienordnung Ihrer Beachtung empfehlen. Wir können heute schon darüber nach Erfahrungen sprechen. Denn so ist das pädagogische Seminar in Ungarn bereits seit 2 Jahren eingerichtet; und eigentlich könnte man auch in Deutschland von Erfahrung darüber sprechen, denn das pädagogische Seminar in Jena und ein Privatseminar in Leipzig haben eine ähnliche Einrichtung, nur nicht in rechter Weise unterstützt und vielleicht auch nicht in dem Sinne organisirt, wie es für Mittelschulen nöthig wäre. Die wissenschaftliche Heranbildung der Lehramtscandidaten wird durch die praktische pädagogische Ausbildung in keiner Weise behindert; sie treten erst dann ein, wenn das Triennium beendet ist. Dann aber, meine Herren, treten die Lehramtscandidaten theilweise, nachdem sie bereits die wissenschaftliche Prüfung gemacht haben, einzelne während des Prüfungsjahres in die Uebungsschule. Es ist an der Universität in Budapest seit zwei Jahren eine Uebungsschule. Da gibt es gewöhnlich zwei Einwürfe. Der eine ist der: die Universität ist ein Feld theoretischer Art; man hat eigentlich nur für die Theorie zu sorgen, keineswegs aber auch für die Praxis. Dem gegenüber habe ich gemeint, es wäre wirklich für die philosophische Facultät keine geringe, ja vielleicht eine sehr schöne Aufgabe, sich das praktische Feld zu wählen, der Bildung des Studirenden auch durch die Praxis zu dienen, und dass, sowie man an der medicinischen Facultät praktisch für die Gesundheitspflege eintritt, die Universität auch wirklich praktisch eintrete für Schulbildung, für das Schulwesen. Ich halte das für keine geringe Aufgabe. Ich weiss nicht, ob dadurch die Theorie an der Universität geschädigt würde; ich glaube nicht. Ein zweiter Einwurf ist gewöhnlich der: an der Uebungsschule unterrichten Lehramtcandidaten, freilich unter Aufsicht ganz gewiegter Gymnasiallehrer, und die Gymnasiallehrer unterrichten auch; es ist ein Gymnasium, das sich zur Aufgabe stellt, der pädagogischen Praxis zu dienen, und hat alle Einrichtungen, die in richtiger Weise eingerichtete Uebungsschulen haben. Man pflegt nun gewöhnlich zu sagen, wo Lehramtscandidaten unterrichten, da wird das Kind verdorben, es wird an ihm herumpraktiicirt. Meine Erfahrung spricht dagegen. Wo in richtiger Weise die Uebungsschule geleitet wird, wo der Lehramtscandidat bereits tüchtige wissenschaftliche Bildung erlangt hat; wenn sich der Lehramtscandidat in richtiger Weise für die Uebungsschule vorbereitet und für die Vorbereitung die richtige Anleitung erhält; wenn er auch aufmerksam gemacht wird auf die Fehler: dann, meine Herren, ist das kein einfaches schlechtes Experimentiren. Das ist, was jetzt alle auf dem Gebiete der Schule thun. Ich kann constatiren, dass die Eltern selbst (und das sind Eltern, die den ersten Kreisen unseres Staates angehören, Professoren der Universität, Abgeordnete) ihre Kinder hinschicken. Sie verfolgen mit grosser Aufmerksamkeit den Unterricht in der Schule selbst, und die Eltern sind zufrieden. Auch Gymnasialprofessoren, denen die Errichtung der Uebungsschule wie in Deutschland, so auch in Ungarn nicht angenehm ist, verfolgen sie mit grosser Aufmerksamkeit, hospitiren viel und lernen auch an schlechten Uebungen. Man kann Gottlob sagen, dass die Stimmen, welche Anfangs dagegen waren, nach und nach schwinden und sich die Ueberzeugung ausspricht, dass die Uebungsschule ihre Pflicht thut und ihren Zweck erfüllt. Ich glaube, dass solche Uebungsschulen für die Pädagogik und die Mittelschulen selbst vonnöthen sind. Gerade darum, weil die allgemeinen Lehren der Pädagogik wirklich kein Interesse erregen, weil sie zu allgemein gehalten sind, ist es nöthig, dass derjenige, welcher Pädagogik treibt, zugleich Lehrer sei, dass er mitten in

der Schule stehe und die Aufgabe und die Schwierigkeiten der pädagogischen Bildung kenne. Gerade desshalb ist es nöthig und im Dienste der Pädagogik selbst nöthig, dass solche Uebungsgebiete für die Pädagogik selbst existiren. Daher möchte ich Ihrer Einsicht das Statut und die Studienordnung ein wenig empfehlen. Es werden einzelne Bestimmungen noch später eintreten, die das gesammte mehr erklären und in jeder Beziehung verdeutlichen werden.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Diese Uebungsschule ist für höhere Schulen jetzt das geworden, was wir an Mittelschullehrer-Seminarien in gleicher Art haben; eine solche Uebungsschule, wie wir sie haben, behandelt nur den Elementarunterricht. Also das Leipziger Seminar kann hier gar nicht erwähnt werden.

Gymn.-Dir. Biehl: Ich möchte gleichfalls betonen, dass dasjenige, was Hr. Rehdantz gesprochen hat, später mit aufgenommen werde. Ja, meine Herren, es ist für jeden nicht die kleinste Unterstützung in seinem Lehrfach, wenn er das Glück gehabt hat, in seinem Leben selber tüchtige Lehrer gehabt zu haben, wenn er das Glück hatte, schon auf den Gymnasialbänken tüchtige Persönlichkeiten in jeder Beziehung als Lehrer zu besitzen. Ich meine, das sind lebendige Muster und leiten am sichersten und klarsten. Nur sollten nicht bloss später die angehenden Lehrer verpflichtet zu hospitiren, sondern auf der Universität schon eine Einrichtung getroffen werden, dass der betreffende Candidat nicht nur selber unterrichte, sondern auch dem Unterrichte und dem ganzen Vorgehen eines gediegenen Schulmannes beiwohnen könnte. In einem Punkte möchte ich mich noch gegen den verehrten Herrn Obmann aussprechen. Ich anerkenne sehr wohl, dass man von schlechten Lehrern sehr viel lernen kann, möchte aber doch sehr davor warnen, diesen Satz zu sehr zu betonen. Meine Herren! Es ist richtig, dass, wenn man einen verkehrten Vortrag oder einen schlechten Lehrer hört, der feste Entschluss wird: so mache ich es nicht. Allein der Gegensatz ist in der Regel kein conträrer, sondern ein contradictorischer, hat also mehr Seiten, und wenn ich auch das verkehrte kenne, weiss ich doch noch nicht, wo der rechte Weg ist, und kann einen andern Weg ergreifen, der vielleicht noch viel verkehrter ist. Daher meine ich, dass man von einem guten Lehrer immer mehr lernt als von einem schlechten.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Es war das nur ein Scherz, der dazwischen geworfen wurde.

Gymn.-Dir. Biehl: Es ist mit Recht sehr hervorgehoben worden, dass wir uns hüten müssen, Routiniers zu bilden. Herr Rector Eckstein hat versichert, dass er die schönsten Resultate erzielt bei seinen Uebungen, und gewiss wird niemand dieses bezweifeln. Nur etwas ist mir in seinen Ausführungen bedenklich vorgekommen. Er hat gesagt: viele nähmen an diesen Uebungen Theil, aber es sei kein rechtes Streben, sich an den pädagogischen Vorträgen zu betheiligen. Meine Herren, das bekundet sicherlich ein Missverhältniss. Nach meiner Ansicht sollten doch richtig geleitete pädagogische und didaktische Uebungen bei einem wissenschaftlich gebildeten und strebsamen Menschen naturgemäss das Bedürfniss nach der Begründung einer jeden Anweisung im einzelnen, also nach der Pädagogik als Wissenschaft, ja sogar nach Psychologie und Ethik rege machen. Nur, wenn Betreffs der pädagogischen Bildung beide Richtungen ihre volle Berücksichtigung finden, werden wir nach meiner Ueberzeugung tüchtige Pädagogen heranbilden.

Gymn.-Dir. Schiller: Wir müssen uns immer gegenwärtig halten, dass vor allen Dingen ein wissenschaftlicher Grund gelegt werden muss auf der Universität, dass die wissenschaftliche Ausbildung die Sache der Universität ist. Es gehört auf die Universität bis zum Examen nur wissenschaftliche Ausbildung, nur die wissenschaftlichen Vorlesungen über Pädagogik. Man verlangt beim Examen den Nachweis darüber. Es gehört dahin eine Ausrüstung mit philosophischen, historischen und anderen Kenntnissen, die ja nach der Richtung des Candidaten sich ändern. Dann, glaube ich, müsste, wenn der Nachweis geliefert ist, dass der Candidat eine gehörige wissenschaftliche Bildung erreicht hat, der zweite Theil, die praktische Ausbildung, folgen. Dafür aber, glaube ich, wäre eine Uebungsschule von grossem Uebel. Denn es würde da an den Kindern in einer Weise herumexperimentirt, die mir Herr Professor Dr. Kleinmann aus Budapest doch nie trotz aller Versicherungen plausibel machen wird.

Also ich glaube nicht, dass die Uebungsschulen zum Ziele führen. Erstens einmal müssen und werden sich dieselben hauptsächlich auf die unteren Classen beschränken, und der Lehrer wird dadurch einseitig; zweitens fehlt vor allem der Uebungsschule dasjenige, worauf grosser Werth gelegt werden muss, dass der junge Lehrer auch häufig gute Beispiele sehen könne, dass er die Schulen älterer Lehrer besuche, erfahrene Lehrer kennen lerne, dass er auch mit einem schon ordentlich zubereiteten Schulmateriale verkehre. Ich würde also desshalb nur die Einrichtung zu billigen vermögen, wenn diese praktische Ausbildung an einem tüchtigen Gymnasium in einer Weise, wie ungefähr an dem Berliner Gymnasium zum grauen Kloster unter Bonitz die Einrichtung besteht, gehandhabt wird. Dort wird der Candidat mit einer kleinen Stundenanzahl bedacht, von tüchtigen Lehrern geleitet und vom Director selbst beaufsichtigt; es werden fortwährend wissenschaftliche Abhandlungen geliefert, man kommt alle 14 Tage zusammen zu Besprechungen, und es wird dann immer strenge Kritik geübt; man tauscht seine Gedanken aus. Ich habe selbst einmal einer solchen Besprechung beigewohnt und ich muss sagen, dass der Eindruck ein bleibender und ein sehr günstiger war. Ich glaube freilich, dass, wenn wir allgemein diese Einrichtung einführen wollten, abgesehen von anderen Schwierigkeiten, wir nicht überall die Mittel hätten, wir würden nicht überall das nothwendige Lehrermateriale haben. Aber dieses Ziel müssen wir anstreben, dass auf die Universität die wissenschaftliche Ausbildung verlegt werde, und dass wir, wie es zur Zeit in Norddeutschland ist, dieses Utilitätsprincip und diese Concessionen an den Materialismus der Zeit, der mir in den Ausführungen einzelner Herren aus Oesterreich sehr bedenklich gewesen ist, entschieden von der Universität fernhalten und diesen zweiten Theil nach der Universität verlegen. Die Universität darf nur die Wissenschaft pflegen, wenn wir wissenschaftlich gebildete Lehrer haben wollen. Es wird auch hier Heil in der Zukunft liegen (Bravo!).

Präs. Rector Dr. Eckstein: Ich muss dazu bemerken, dass ein derartiges Institut, wie es Hr. Schiller eben geschildert hat, nicht bloss in Berlin, sondern in Preussen auch noch in Magdeburg und Königsberg besteht; nur ist die Einrichtung dort etwas anders. Da handelt es sich darum, dass die Candidaten, welche die Prüfung bestanden haben, als Mitglieder eines Seminars für Gelehrtenschulen in der Anstalt beschäftigt sind und ausserdem auch durch wissenschaftliche Arbeiten gefördert werden. Das ist eine Einrich-

tung, die, in Preussen ziemlich alt, zuerst in Berlin, dann auch in den übrigen Städten neuerdings getroffen worden ist.

Dir. Dr. Imm. Schmidt: Ich bitte um's Wort zu einer persönlichen Bemerkung. Das, was der Herr Vorsitzende gesagt hat von pädagogischen Winken, wäre gerade das, was ich wünschte. Die pädagogischen Winke, wie ich sie mir denke, will ich an einem Beispiele erläutern. In meinen Vorlesungen über englische Literatur gab ich ganz bestimmte Andeutungen, welche Schriftsteller in den einzelnen Classen gelesen werden sollen und aus welchen Gründen, welche Schriftsteller aus Chrestomathien auszuschliessen sind und aus welchen Gründen. In meinen Vorlesungen über die Grammatik der englischen Sprache fragte ich, um ein Beispiel anzuführen: wie unterscheidet sich der Accusativ und Infinitiv in den modernen Sprachen von dem Gebrauch in den classischen Sprachen? und wie muss das in den Schulen behandelt werden? Das verstehe ich unter pädagogischen Winken. Dem Herrn Director Schiller schliesse ich mich vollständig in der Ansicht an, dass mir ein Seminar wie das unter Bonitz stehende als Ideal erscheint; ein solches Seminar existirt aber auch für andere Gegenstände. Wir haben in Berlin ein mathematisches Seminar unter der Leitung von Director Dr. Schellbach und eines für moderne Sprachen unter der Leitung von Prof. Dr. Herrig.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Derartige Institute sind auch für die übrigen Wissenschaften an jeder Universität eingerichtet worden. Begehrt noch einer der Herren das Wort? — Dann könnten wir zu einer Art Abschluss gelangen, obgleich eine Frage noch nicht erörtert ist, dieselbe Frage, welche der Herr College Schiller aufgeworfen hat, ob die pädagogische Ausbildung auf eine spätere Zeit zu verlegen sei, nachdem der Candidat die Universität verlassen und sein wissenschaftliches Examen hinter sich hat; ob nach dem Probejahre, das freilich nur dem Namen nach existirt, weil Lehrermangel nicht bloss hier zu Lande, sondern auch anderwärts sich herausgestellt hat, ob erst nach dem Probejahre eine praktische Prüfung eintreten soll, oder gleich nach Vollendung der akademischen Studien. Ich habe dabei doch noch einen kleinen Einwand zu machen. Man hat jetzt in Preussen die sogenannten Probelectionen oder Lehrproben, die mit dem wissenschaftlichen Examen verbunden waren, aufgehoben.

Gymn.-Dir. Dr. Rehdantz: Das ist nicht ganz richtig. Man hat dieselben an das Ende des Probejahres verlegt.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Dagegen habe ich doch ein kleines Bedenken, nämlich das Bedenken besteht darin, dass diese Lehrproben den Examinatoren wenigstens zeigen konnten, ob der Mann überhaupt gar kein Geschick zum Lehrerberuf hatte, und wenn sich das herausstellte, war das Urtheil gefällt. Jetzt wird er zum Probejahre zugelassen, und nach dem Jahre muss man ihm vielleicht sagen: ja du passest gar nicht zum Lehrer. Diese Rücksicht ist doch nicht ohne Bedeutung; denn man kann auch aus einer Lection ersehen, ob er ganz unbefähigt ist. Dabei können freilich Fehler vorkommen, deren Beurtheilung aber milde ist. Das hat also sein Bedenken. Die Hauptfrage ist demnach, ob das wissenschaftliche Examen getrennt vom praktischen Examen stattfinden soll, und das ist eine Frage, welche noch nicht zur Erörterung gelangte. Der Herr College Schiller hat dieselbe aufgeworfen.

Gymn.-Dir. Schiller: Ich habe mir die Sache auch so gedacht, dass das Probejahr nicht abgelegt werden soll zwischen dem wissenschaftlichen Examen und dem Eintritt

in dieses Seminar, sondern ich habe mir gedacht, dass das Probejahr eben gerade diese praktische Zeit des Examinanden ist und dass sie sich unmittelbar an das wissenschaftliche Studium anschliessen soll. Das ist ja ein bestimmtes Probejahr, wenn der Candidat in diesem Seminar war und vom Vorsitzenden oder von einer Commission für tüchtig erklärt worden ist; aber wenn das geschehen ist, dann haben wir ein bestimmtes Kriterium und es ist nicht nothwendig, dass inzwischen ein Jahr darauf losexperimentirt und der Candidat am Schlusse für unfähig erklärt wird.

Präs. Rector Dr. Eckstein: Das ist nun die Frage, ob die Herren wünschen, dass die praktische Ausbildung auf der Universität vor das Examen verlegt werden oder erst nach abgelegter wissenschaftlicher Bildung erfolgen soll. Wünscht noch jemand das Wort?

Prof. Dr. Kleinmann: Ich möchte noch darauf hinweisen, dass bei uns der Eintritt in die pädagogische Abtheilung nur dann erfolgen kann, wenn der Cursus an der Universität vollendet ist, und dabei hat sogar derjenige das erste Anrecht, welcher zugleich die Lehramtsprüfung bestanden hat. Dann sind diese, welche an einem Gymnasium mit gutem Erfolge unterrichtet haben, vom Probejahre frei.

Präs. Rector Dr. Eckstein: Meine Herren, wir müssen zur Abstimmung schreiten. Ueber die Bedürfnissfrage sind wir einig. Nun würde es sich darum handeln, ob Sie der Ansicht sind, dass eine derartige praktische Ausbildung noch auf der Universität selbst oder nach Vollendung der Universitätsstudien vorzunehmen sei. Sind Sie mit dieser Formulirung einverstanden? (Rufe: Ja.) Dann bitte ich diejenigen Herren, welche dafür sind „dass die wissenschaftliche Ausbildung der Lehrer Sache der Universität, die praktische Ausbildung dagegen nach der Universität in besondere Seminarien verlegt werden solle“ sich zu erheben. Da die Zählung 37 Stimmen ergeben hat, so bitte ich diejenigen Herren sich zu erheben, welche nicht damit einverstanden sind, sondern für die andere Ansicht sich erklären. Die Zählung ergibt 41 Stimmen.

Ich wollte nur bemerken, dass unsere Abstimmung rein theoretischer Art ist; sind wir ja nicht etwa geneigt, auf Staatsregierungen einwirken zu wollen. Das, was hier zur Sprache gekommen, ist von grosser Bedeutung. Nur wünschte ich, dass wir doch noch einen Zusatz machten, namentlich im Interesse unserer Schulen und der Ausbildung unserer Lehrer. Ich beklage nichts schmerzlicher, als dass unsere jetzige Lehrerwelt nicht mehr Gelegenheit bekommt auch in andere Schulen hinauszugehen und anderwärts zu lernen. Wenn alle Jahre Candidaten aus allen Ländern in ziemlicher Anzahl kommen und wochenlang hospitiren; so ist das freilich ein Unglück, wenn man an der Heerstrasse liegt und in dieser Beziehung ausserordentlich heimgesucht wird. Allein eine Hauptsache für die Ausbildung bleibt es immer, möglichst viel selbst zu sehen und zu hören und den Gang des Unterrichts zu verfolgen. Nun haben wir zwar für die wissenschaftliche Ausbildung mancherlei Mittel und Wege; wir schicken junge Archäologen nach Rom und Griechenland. Die österreichische Regierung that in diesem Sinne ausserordentlich vieles. Aber ich glaube, darin thun alle Regierungen zu wenig, dass sie den Lehrern Gelegenheit geben, einmal auf längere Zeit — in 6—8 Wochen kann man viel sehen — die Schulen in anderen Ländern zu besuchen und dadurch, dass sie viele Lehrer hören, selbst recht wesentlich zu profitiren. Mir hat das ausserordentlich viel genützt. Ich habe einmal wirklich 100 Thaler dazu bekommen.

Gymn.-Dir. Schiller: Ich kann das nur mit Wärme unterstützen, denn ich glaube, ein Hauptübel unserer Schule ist die Isolirung. Ich muss aber zu gleicher Zeit die grossherzoglich badische Regierung in Schutz nehmen gegenüber dem Verdammungsurtheil des Herrn Vorsitzenden. Die grossherzoglich badische Regierung hat seit ungefähr 12 Jahren jedes Jahr 5—10 Stipendien im Betrage von 200—300 fl. für derartige pädagogische Reisen ausgeworfen. Gerade in diesem Jahre sind 10 Lehrer hinausgeschickt worden. Dass es nicht mehr bei uns benutzt wird, liegt nicht an der Regierung, die Mittel dazu sind immer vorhanden.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Ich kann erwähnen, dass auch die württembergische Regierung jungen Leuten Gelegenheit zu wissenschaftlichen Reisen gibt. Das ist es aber nicht, was wir wünschen. Wir müssen wünschen, dass wirkliche, erfahrene Lehrer hinausgeschickt werden, denn solche beobachten mit grösserer Schärfe. Ich möchte wünschen, dass wir auch ausdrücklich in unserem Bericht es aussprechen als Wunsch, dass die Staatsregierungen durch Unterstützungen viel mehr den Lehrern Gelegenheit bieten möchten durch Reisen und Hospitiren an Schulen anderer Länder und auch im eigenen Lande genaue Kenntnisse sich zu verschaffen.

Gymn.-Dir. Schiller: Ich möchte nur das eine Wort dazu setzen „erfahrenen" Lehrern, die bereits praktisch thätig waren. Denn wir haben vor 10 Jahren das Experiment gemacht, dass wir nur Lehramtspraktikanten und Candidaten ausgeschickt haben, und das hat nichts geholfen.

Präs. Rector Dr. Eckstein: Also „erfahrenen" Lehrern Gelegenheit zu geben durch Reisen in andere Länder und im eigenen Lande ihre Kenntnisse zu erweitern und zu sichern. Diesen Wunsch wollen wir in's Protokoll aufnehmen. Sind Sie damit einverstanden? (Rufe: Ja). — Es ist bereits $^3/_4$10 Uhr; ich bezweifle daher, ob wir in der Lage sein werden zu einem neuen Gegenstande überzugehen. — Aber noch etwas. Eben kommt mir von Professor Wildauer die Notiz zu, dass von den Wandtafeln des sel. von der Launitz Exemplare mitgetheilt sind in dem Saale der archäologischen Section, im 2. Stocke des Universitätsgebäudes. Diejenigen Herren, die noch keine Gelegenheit gehabt sie zu sehen, was ich aber kaum glaube, möchte ich bitten, sich selbst darüber Kenntniss zu verschaffen. — Meine Herren! ich habe heute die Ehre zum letzten Male hier an ihrer Spitze zu stehen, da ich es für meine Kräfte viel zu anstrengend erachte auf Donnerstag hieher zurückzukehren; und darum erlauben Sie mir einige freundliche Worte des Dankes für Ihr schönes Entgegenkommen und das hübsche mit einander Verhandeln auszusprechen und ich bitte mir ein freundliches Andenken zu bewahren. Aber die Leitung für Donnerstag müssen wir nun doch wol nothwendig an unseren Herrn Collegen Biehl übertragen, dem sie ursprünglich zugestanden hätte, der mich aber nur vorgeschoben hat als Popanz. Am nächsten Donnerstage nun, wo wegen der vorausgegangenen Brennerfahrt die Verhandlungen sicherlich später beginnen, und die Fremden wahrscheinlich decimirt sein werden, dürfte vielleicht am geeignetsten der Vortrag des Herrn Collegen Prof. Rappold auf die Tagesordnung gesetzt werden, und nächst diesem die Anträge der beiden andern Collegen aus Oesterreich, des Herrn Prof. Schedle aus Bozen und des Herrn Prof. Stolz von hier. Ich glaube, das dürfte im Interesse der Versammlung liegen.

Schriftführer Gymn.-Dir. Dr. Weicker: Ich will zur Frage des Donnerstag etwas bemerken. Sie werden einsehen, dass uns nur die Stunde von 10—11 Uhr als Zeit zur Sectionssitzung bleiben wird. Denn da wir erst in später Nacht zurückkommen, so können wir vor 10 Uhr keine Sectionssitzung halten; um 11 Uhr aber ist allgemeine Sitzung. Vorausgesetzt aber, dass wir nur eine Stunde haben, können wir das grosse Thema über das Verhältniss der griechischen und lateinischen Sprache am Gymnasium nicht anfangen, sondern ich würde glauben, dass wir für die eine Stunde uns nur auf einige engere Themata beschränken könnten, dass vielleicht der Herr Director Schiller über die griechischen Schreibübungen am Gymnasium oder der Herr College Schedle aus Bozen seinen Vortrag halte.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Die Frage über die Priorität des lateinischen und griechischen Unterrichts tritt ja recht mit aller Gewalt an uns heran, dass dieselbe allerdings einer reiflichen und gründlichen Erwägung bedarf, und ich möchte daher dem Herrn Collegen Weicker beistimmen, dass man diese Frage nicht über das Knie abbrechen dürfe, dabei aber dieselbe für das Programm der nächsten Philologen-Versammlung empfehlen, und wenn es dann kein anderer übernehmen will, so will ich es selber thun, wenn anders ich noch am Leben sein werde.

Dir. Biehl: Ich glaube, dass wir überhaupt nicht eine Tagesordnung unwiderruflich streng festsetzen, sondern dass wir uns erst am Donnerstag selbst endgiltig vereinigen sollen. Es könnte ja durch die Fahrt über den Brenner so manches sich ändern. Ich erlaube mir aber den Wunsch auszusprechen, dass solche Themata, welche von Oesterreichern gestellt sind, zunächst behandelt werden möchten, weil, wie der Herr Obmann gesagt hat, sehr viele Fremde nicht mehr anwesend sein dürften und gerade einige der Fragen, die von Oesterreichern gestellt worden sind, für uns zunächst Interesse haben. Wir sollten aber, nach meiner Ansicht, am Donnerstage die Sectionssitzung schon um 9 Uhr beginnen (Rufe 9 Uhr!). Schliesslich sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank für das durch die Wahl zum Obmann mir bewiesene Vertrauen.

Landesschulinspector Lang: Ehe wir unseren verehrtesten Herrn Präsidenten aus der Section scheiden sehen, erlaube ich mir unsern allerherzlichsten Dank auszusprechen für seine gediegene Leitung. (Bravo! Bravo!).

III. Sitzung der pädagogischen Section.

Donnerstag den 1. October 1874. Anfang 9 Uhr Morgens.

Vorsitzender Director Biehl: Ich bin so frei die heutige Sitzung zu eröffnen. Ich hätte zwar manches auf dem Herzen, namentlich drängte es mich Ausdruck zu geben dem Gefühle der Unwürdigkeit auf diesem Platze zu stehen nach einem Manne, wie Herr Rector Eckstein, der in der That der Altmeister in der Leitung solcher Verhandlungen ist. Allein ich nehme an, dass die Herren von dem Vorhandensein dieses drückenden Gefühles überzeugt sind und will daher auf diese Weise keine Zeit verlieren. Was die Vorträge selbst anlangt, so glaube ich, dass die Tagesordnung, welche im Tagblatte fest-

gesetzt ist, nicht unabänderlich festgehalten werden muss. Denn die Gründe, die gestern massgebend waren, gelten auch heute noch, dass nämlich die Frage der Rangstellung des Griechischen und Lateinischen zu wichtig ist, als dass man nicht wünschen sollte, dass sie vor einer möglichst grossen Anzahl von Fachmännern behandelt würde. Dann käme an die Reihe Herr Gymnasialdirector Schiller aus Constanz (Rufe: schon abgereist!), also entfällt auch diese Frage. Herr Prof. Hintner ist wenigstens für den Anfang verhindert hier zu erscheinen und so bleiben noch übrig Herr Prof. Stolz mit dem Thema: „Das Zeichnen ist als obligater Gegenstand ins Untergymnasium einzuführen", und zweitens Herr Prof. Schedle über das Thema: „Der psychologische Unterricht an Gymnasien". Ich möchte empfehlen, das Thema des Herrn Prof. Stolz zuerst vorzunehmen. Dabei würde ich namentlich die fremden Herren ersuchen, sich stets gegenwärtig zu halten, dass es sich hier hauptsächlich um österreichische Verhältnisse handelt. Ich weiss, dass die Sache bei Ihnen in Deutschland schon vielfach in der angestrebten Weise in Geltung ist.

Was nun die Art und Weise der Verhandlung anlangt, so möchte ich jeden Redner ersuchen, sich so kurz als möglich zu fassen und beim Gegenstande zu bleiben; und wenn ich mir hie und da eine Unterbrechung erlaube, so bitte ich sie überzeugt zu sein, dass ich es nur im Interesse der Verhandlung thue. — Ich ersuche also Herrn Prof. Stolz den Vortrag über das angekündigte Thema zu beginnen.

Prof. Michael Stolz (Innsbruck):

Der Zeichenunterricht als obligater Gegenstand am Gymnasium.

Vor allem ist nachzuweisen, dass der Zeichenunterricht ein Mittel allgemeiner Bildung ist, und in seinen Elementen von jedem erfassbar. Ist dies der Fall, und wird durch diesen Unterricht die allgemeine Bildung namhaft unterstützt, so ist die Einführung desselben am Gymnasium nothwendig; ist er nothwendig, so ergibt es sich von selbst, dass er wenigstens im Untergymnasium obligat sei.

Die Gymnasien sind Lehranstalten allgemeiner Bildung, in denen die Schüler zum Eintritt in alle jene Fächer befähigt werden sollen, die eine allgemeine Bildung bedingen. Die allgemeine Bildung umfasst nicht allein die Begriffswelt, sondern auch in einem gewissen Grade die Formenwelt, insoferne dieselbe die Mittel bietet, Begriffe auf dem unmittelbaren Wege der Anschauung hervorzurufen und zu vermitteln.

Das allgemeine Talent, der Sinn für Formen ist jedenfalls in dem Masse vorhanden, wie für die übrigen Gegenstände. Eine gleichmässige Begabung gehört, wie die Erfahrung lehrt, zu den seltensten Erscheinungen. So wie jeder für das Gymnasialstudium befähigte im Stande ist, die Grammatik der Sprache und der Zahlen zu erlernen, ebenso kann auch jeder die Grammatik der Formen sich aneignen. Es gibt sogar Schüler, die für das Aesthetische besonders befähigt sind. Soll diesen nicht Gelegenheit geboten werden, den Sinn für das Schöne nicht nur durch die Mittel der schönen Literatur, der Dichtkunst, sondern auch durch die Mittel der bildenden Kunst auszubilden?

Das durch den Zeichenunterricht am Gymnasium zu erreichende Ziel ist:

1) Den Sinn für die Auffassung und Unterscheidung der Formen durch die Darstellung zu üben und zu schärfen.

2) Das Erlernen und Auffassen vieler Gegenstände durch die Anschauung zu erleichtern und zu unterstützen.
3) den Sinn für das Schöne zu entwickeln, und
4) den Uebertritt der Gymnasialschüler in Realschulen und insbesondere zu den technischen und Kunstfächern zu erleichtern. -

Wenn wir auf die Durchführung dieses Unterrichtszweiges übergehen, handelt es sich zunächst um die Art und Weise und in welchem Umfange dieser Unterricht ertheilt werden soll und ferner um den nöthigsten Zeitaufwand, den er bedingt. Obwohl in dieser hohen Versammlung nur die principielle Frage zu beantworten ist, und in eine detaillirte Verhandlung über die Durchführung nicht eingegangen werden kann, ist es dennoch zur Beantwortung derselben unerlässlich, ein concretes Schema vor Augen zu haben.

Damit das angegebene Lehrziel erreicht werde, muss der Lehrplan dieses Faches mit dem allgemeinen Lehrplane organisch verbunden sein, sich ganz an denselben anschliessen. Folgendes Schema kann als Uebersicht dienen:

In der untersten Classe: das Zeichnen der geometrischen Linien, Figuren und einfache Combinationen derselben, mit freier Hand.

In der II. Classe: das Zeichnen des geometrischen Ornamentes (complicirtere Combinationen geometrischer Figuren) und des Flachornamentes (aus einfachem Blattwerk bestehend), mit freier Hand.

In der III. Classe: das Zeichnen räumlicher Gebilde nach der Anschauung und nach einfachen Grundsätzen der Perspective, alles mit freier Hand.

In der IV. Classe: das geometrische Zeichnen geometrischer Gebilde auf der Ebene und im Raume (Grund- und Aufriss) mit Zirkel, Lineal und Winkel, damit die Schüler den Gebrauch derselben kennen lernen, wobei die wichtigsten Typen der architektonischen Gliederungen als Objecte der Darstellung dienen können.

In den vier oberen Cursen kann, im Anschlusse an das Erlernte, der individuellen Anlage des Schülers Rechnung getragen und zu den verschiedenen Arten des Zeichnens übergegangen werden; jedoch ist hiebei nach einem bestimmten Plane vorzugehen, damit der Zeichenunterricht stets mit den übrigen Gegenständen im Contact bleibe.

Gezeichnet wird nur in der Schule, Hausaufgaben sind keine zu ertheilen.

Der Unterricht muss durchaus demonstrativ ertheilt werden. Die Schüler müssen durchschnittlich, und in den unteren Classen ausschliesslich, gemeinsam, nach einem Object arbeiten, das der Lehrer vor ihren Augen auf der Tafel entstehen lässt.

Um das angegebene Ziel zu erreichen, ist ein Zeitaufwand von wöchentlich 2 Stunden in jedem Curse erforderlich und hinreichend.

Im Untergymnasium ist der Zeichenunterricht obligat, in den oberen Classen Freifach.

Wenn man in Erwägung zieht, dass das Lernen im wesentlichsten in der Schule stattfinden, der Schüler über Haus nicht überlastet werden soll, dass dem Schüler durch das Zeichnen der allgemeine Unterricht anschaulicher, fasslicher und die Erlernung vieler Gegenstände erleichtert wird, dass das Zeichnen an und für sich eine angenehme und nicht so anstrengende Beschäftigung ist, dass ferner im Zeichnen keine Hausaufgaben gegeben werden dürfen und dass hiefür nur ein Zeitaufwand von wöchentlich zwei

Stunden erforderlich ist: so hat der Einwand, dass durch die Einführung des obligatorischen Zeichenunterrichtes am Gymnasium eine lästige Ueberbürdung der Schüler stattfinde, keine Begründung mehr.

Wenn man dagegen den Nutzen, der durch einen entsprechenden rationellen Zeichenunterricht für das Gymnasialstudium geschaffen wird, und den sehr wichtigen Umstand in Betracht zieht, dass dadurch auch den Gymnasisten der Uebertritt in die Realschule, zu den technischen und Kunstfächern vielfach ermöglicht, in allen Fällen erleichtert wird, so muss man, abgesehen von den namhaften Vortheilen, den er verschiedenen, beinahe allen Berufsthätigkeiten gewährt, ihn, insbesondere unseren Zeitverhältnissen gegenüber, als nützlich und nothwendig für das Gymnasialstudium erklären.

Der Zeichenunterricht am Gymnasium ist demnach ein Mittel allgemeiner Bildung, ein Gegenstand, der vermöge seiner Allgemeinheit auch in seinen Elementen von allen für das Gymnasialstudium befähigten, von sehr vielen sogar im weiteren Sinne erfassbar und für alle nützlich und nothwendig ist, in Folge dessen die Einführung des Zeichenunterrichts als obligater Gegenstand am Gymnasium mehr als erwünscht als bedungen erscheint.

Ich erlaube mir daher zu beantragen: „Die hohe Versammlung wolle sich für die Einführung des Zeichenunterrichtes am Gymnasium, in den unteren Classen als obligaten Gegenstand und in den oberen als Freifach aussprechen".

Vorsitzender Director Biehl: Sie haben den Antrag und seine Begründung vernommen; es handelt sich darum, dass das Zeichnen als obligater Gegenstand für das Untergymnasium eingeführt, aber als Freifach im Obergymnasium beibehalten werde. Nach meiner Meinung sollte bei der Discussion ins Auge gefasst werden, dass die Beantwortung dieser Frage davon abhängt, ob das Zeichnen überhaupt mit Rücksicht auf den Zweck der Gymnasien nothwendig, und zweitens, ob die obligate Einführung hinsichtlich der Anlagen der Schüler, und hinsichtlich des Umstandes, dass die übrigen Gegenstände nicht beeinträchtigt werden, möglich ist. Ich will aber damit dem Urtheile der Herren nicht vorgegriffen haben. Wer wünscht das Wort?

Landesschulinspector Maresch: Ich muss um Entschuldigung bitten, dass ich als Nichtfachmann in der Debatte über diese Frage das Wort ergreife. Ich glaube dazu berechtigt zu sein, weil ich durch 5 Jahre ein Gymnasium leitete, an welchem seit der Gründung der Zeichenunterricht obligatorisch war und noch ist. Ich werde die Frage noch näher detailliren müssen, als es im Vortrage geschehen ist, die Frage, ob das Zeichnen an Gymnasien obligatorisch sein soll oder nicht. Es wurde die Forderung, der Zeichenunterricht soll obligatorisch sein, unter andern auch damit begründet, dass den Zöglingen der Gymnasien dadurch der Uebertritt in die Realschulen und technischen Studien erleichtert werde. Wenn ich nun mit allen übrigen Argumenten einverstanden sein kann, so kann ich dieses Argument nicht billigen. Denn dieses Argument, auf gleiche Linie gestellt mit den übrigen, schliesst die Gefahr in sich, dass man dem obligatorischen Zeichenunterrichte am Gymnasium Ziele steckt, welche dem Gymnasium ferne sind, dass man die Möglichkeit, den Wunsch, den Schülern den Weg aus dem Gymnasium in die Realschulen und technischen Studienanstalten zu bahnen, als ausschlaggebend und auf die Organisation dieses Unterrichtszweiges Einfluss übend ansehe. Insoferne der Zeichen-

unterricht als Mittel allgemeiner Bildung dienen soll, stimme ich dafür, dass er eingeführt werde; jedoch ist es mit der Formulirung der These, der Zeichenunterricht soll obligatorisch werden, nicht abgethan. Was heisst obligatorisch? Die Frage, ob obligatorisch, zerlegt sich in zwei Seiten, obligatorisch für die Schule, obligatorisch für den Schüler. Obligatorisch für die Schule heisst, jede Schule ist verpflichtet den Zeichenunterricht zu ertheilen; darin stimme ich vollkommen überein. Obligatorisch für den Schüler zerlegt sich wieder in zwei Seiten: der Schüler ist verpflichtet, den Zeichenunterricht zu benutzen, das ist eine Seite; damit bin ich vollkommen einverstanden. Die andere Seite ist: der Schüler ist verpflichtet, auf jeder Lehrstufe ein bestimmtes Ziel zu erreichen; damit bin ich nicht einverstanden. Ich habe in der schon früher erwähnten Stellung die Erfahrung gemacht, dass Schüler in Folge körperlicher Gebrechen, namentlich der Kurzsichtigkeit, ganz wohl im Stande sind, bis zu einem gewissen Punkte dem Zeichenunterrichte zu folgen, etwa so lange es sich um die Fassung sehr einfacher Gebilde, zum Theile um die Auffassung der Gebilde nach Vorlagen handelt. Würde diese Grenze überschritten, geht man über zum Zeichnen nach räumlichen Gebilden, nach Modellen, so ist es in jeder Schule schlechterdings unmöglich, alle Schüler zu dem bestimmten Ziele zu führen.

Jene Herren, welche ihr Augenmerk darauf gerichtet haben, welcher Procentsatz von Schülern kurzsichtig ist, werden mir beistimmen. Es ist unmöglich alle Schüler, die kurzsichtig sind, so nahe an das Object, das gemeinsam gezeichnet werden soll, zu bringen, dass sie im Stande sind, es zu zeichnen. Fasst man nun obligat in dem Sinne auf, dass alle Schüler verpflichtet wären, auf jeder Lehrstufe dasselbe Lehrziel zu erreichen, und dass von dieser Erreichung auch die Versetzung in die nächste Classe abhängig gemacht würde, was im Worte obligat ohne Beschränkung enthalten sein kann, dann könnte ich wenigstens den Zeichenunterricht als obligates Fach nicht empfehlen. Das ist die Beschränkung, die nach meiner Ueberzeugung hinzugefügt werden soll.

Ich will also sagen, als Mittel allgemeiner Bildung, als Anleitung zur Auffassung der Formen in der Ebene, sowie der räumlichen Formen ist der Zeichenunterricht für jeden, der auf allgemeine Bildung Anspruch machen will, geradezu unentbehrlich; aus diesem Grunde soll er eingeführt werden. Man soll ihn aber nicht einführen aus dem Grunde, um den Schülern den Uebergang in die Realschulen und technischen Anstalten möglich zu machen, weil man sonst ein Element in die Gymnasien hineinbringt, das wie ein kleiner sich einsenkender Wurzeltrieb allmählich das Gefüge der Gymnasien zu sprengen im Stande wäre; und man soll ferner obligatorisch in dem Sinne auffassen, dass jedes Gymnasium verpflichtet sei den Zeichenunterricht zu ertheilen, jeder Schüler verpflichtet sei, denselben zu besuchen, dass aber die Versetzung in die höhere Classe nicht abhängig gemacht werde von der allgemeinen Erreichung eines bestimmten Lehrzieles.

Vorsitzender Director Biehl: Es wird am besten sein, wenn wir die Discussion so führen, dass der Herr Antragsteller erst zum Schlusse das Wort ergreife, um auf alle die verschiedenen Einwendungen, die erhoben werden, zusammenhängend zu erwidern. Wer wünscht noch das Wort?

Gymn.-Dir. Krichenbauer (aus Znaim): Ich kann dem Hrn. Vorredner nur beipflichten und aus meiner Erfahrung hinzufügen, dass die Frage praktisch so ziemlich gelöst ist. Wir haben in den Realgymnasien das Zeichnen in den unteren Classen obligat,

in den Gymnasien nicht. Dort stellt sich heraus, dass wirklich die Schüler der ersten und zweiten Classe noch nicht den Formensinn haben, der nothwendig ist, um dem Unterrichte gleichmässig zu folgen. Sie bekommen zweite Classe und müssen, weil der Gegenstand obligat ist, den ganzen Curs repetiren. Sie können ein entwickeltes Denkvermögen haben, sie können sonst ausgezeichnete Schüler sein, aber für das Zeichnen ist in diesen Jahren der Sinn noch nicht hinreichend entwickelt; diese Entwickelung des Formensinnes stellt sich oft erst nach einigen Jahren ein. Daher kommt es, dass Schüler an Realgymnasien, welche wegen ungenügender Leistungen im Zeichnen repetiren sollten, die Zuflucht zum Gymnasium nehmen müssen, wo die zweite Classe aus diesem Fache nicht das Aufsteigen hindert. Wenn wir nun darauf hinarbeiten, dass ohne Rücksicht auf die Entwickelung der Jugend an allen Gymnasien die Fortgangsclasse im Zeichnen auch entscheidend ist für das Aufsteigen, so nehmen wir solchen Schülern die Möglichkeit weiter zu studiren. Dass der Formensinn bei der Jugend nicht überall gleichmässig vorhanden ist, zeigt auch die Realschule, wo trotz der vielen Zeit, die auf das Zeichnen verwendet wird, doch ungenügende Leistungen aus dem Zeichnen vorkommen. Ich bin also dafür, dass das Zeichnen zur allgemeinern Bildung nothwendig ist, dass jede Anstalt die Möglichkeit gewähren solle diesen Unterricht zu besuchen, nur sollen die Leistungen nicht für die allgemeine Fortgangsclasse entscheidend sein.

Prof. Steger (aus Salzburg): Ich glaube, der erste Herr Vorredner hat den Antragsteller nicht ganz richtig aufgefasst. Wenn dieser unter den Motiven für die Erspriesslichkeit des Zeichenunterrichtes auch als vierten Grund geltend macht die Erleichterung des Uebertrittes in die Realschule, so ist das nur κατὰ συμβεβηκός zu verstehen, nicht dem Wesen der Sache nach. Denn der Hauptvortheil liegt in der Entwickelung des Formensinnes; desswegen soll dieser Unterricht obligatorisch sein. So glaube ich den Antrag zu verstehen. Ein Vortheil κατὰ συμβεβηκός ist auch der, dass der Schüler des Gymnasiums durch die Entwickelung des Formensinnes befähigt wird in andere Anstalten überzutreten. So, glaube ich, sind wir im Grunde genommen eines Sinnes, der Herr Antragsteller und die übrigen Redner.

Vorsitzender Director Biehl: Ich erbitte mir selbst einige Worte zur Richtigstellung der Frage. Wie Herr Prof. Steger meinte, so verhält sich in der That auch die Sache. Die Erleichterung des Uebertrittes in Realschulen und technischen Anstalten ist allerdings ein Grund, der nicht zu verachten ist; aber wir müssen doch dem Herrn Landesschulinspector verbunden sein, dass er so sehr betont hat, dass dieser Grund nicht entscheidend sein dürfe für die Aufnahme eines Unterrichtsgegenstandes in den Lehrplan der Gymnasien. Allein ich möchte auf Grund meiner Erfahrungen auf etwas aufmerksam machen. Ich bin jetzt zwei Jahre in Innsbruck und weiss, dass jedes Jahr Abiturienten in das Polytechnicum gehen. Diese Leute sind jetzt sehr zu bedauern, weil sie im Zeichnen zurück sind; ja es würden sicherlich noch mehr absolvirte Gymnasiasten in das Polytechnicum übertreten, wenn sie einen entsprechenden Zeichenunterricht genossen hätten. Dass aber beim Eintritte des Knaben in das Gymnasium weder Knaben noch Eltern die Fähigkeiten richtig beurtheilen können, ist klar. Daher sollte man, glaube ich, weder den Schülern noch den Eltern den Weg für die Zukunft versperren. Wenn das Gymnasium den Zeichenunterricht noch aufnimmt und im Geiste des Gymnasiums — nicht im Geiste des Realgymnasiums, dagegen müsste ich mich verwahren — betreibt, dann wäre

das Gymnasium eine Anstalt, auf welcher eine Vorbildung gewonnen wird für alle Berufswege. Das wäre der praktische Gesichtspunkt, den wir zugleich im Auge haben sollen. Ich glaube auch nicht, dass die Gefahr zu befürchten ist, von welcher Herr Maresch gesprochen hat, wenn wir diesen Gesichtspunkt neben den Hauptgesichtspunkten geltend machen. Wenn wir das auch weglassen, so wird es doch factisch geschehen.

Landesschulinspector Maresch: Es thut mir leid, dass ich dem doch entgegen treten muss, was Herr Prof. Steger gesagt hat. Er geht von der Ansicht aus, ich hätte den Antragsteller missverstanden. Darauf muss ich erwidern, dass es etwas ganz anderes ist, ob ich die Frage so stelle: bietet das Gymnasium ohne den Zeichenunterricht die allgemeine Bildung? und, wenn wir die Frage negativ beantworten müssen, die Forderung stelle, der Zeichenunterricht sei als Mittel der allgemeinen Bildung aufzunehmen — oder ob ich frage, welche Vortheile κατὰ συμβεβηκός werden sich nach der Aufnahme des Zeichenunterrichts ergeben? Solche Vortheile werden bei der Discussion der ersten Frage nicht ins Gewicht fallen dürfen. Schon aus der Scheidung der Fragen wird sich ergeben, dass die Antworten, die auf beide Fragen fallen müssen, nicht auf gleicher Linie stehen können. Discutiren wir die Frage, ob der Zeichenunterricht ins Gymnasium aufgenommen werden soll, so können wir die Frage nur von dem Gesichtspunkte aus erörtern, ob das Gymnasium ohne Zeichenunterricht vollständig sei oder nicht. Das andere Moment würde höchstens zur weiteren Empfehlung dienen, nachdem wir über die Nothwendigkeit schon entschieden haben. Ob ich nun das Argument an erster oder dritter Stelle aufführe, ist nicht entscheidend, weil, wenn ich für irgend einen Satz mehr als ein Argument habe, eines an zweiter Stelle sein muss. Wenn ich also für einen Satz vier Argumente habe, so wird eines an vierter Stelle sein müssen; aber aus der Stelle kann man schlechterdings nicht auf das Gewicht desselben schliessen. Wenn man gesagt hat, es liege keine Gefahr darin, wenn wir die Möglichkeit des Uebertrittes in Realschulen unter den Argumenten aufführen, so ist das nicht richtig. Ich weiss aus Erfahrung, dass Gymnasiasten, welche die Absicht hatten sich technischen Studien zuzuwenden, an den Zeichenlehrer die Forderung stellten für sie den Zeichenunterricht nicht so zu ertheilen wie für die anderen, d. h. so wie es der Organismus der Gymnasien verlangt, sondern so, dass sie die Aufnahmsprüfung für das Polytechnicum bestehen können, mit andern Worten, den Zeichenunterricht am Gymnasium wie an Realschulen zu ertheilen. — Man sagt weiter, wenn wir auch das nicht sagen, so wird es doch geschehen. Ich stehe aber immer auf dem strengen Standpunkte. Es ist etwas ganz anderes, wenn wir etwas müssen geschehen lassen, weil wir es nicht abwehren können, und etwas ganz anderes, wenn wir von vorn herein es befördern helfen. Im Gymnasium ist der Zeichenunterricht insofern berechtigt, als er den allgemeinen Formensinn entwickelt. Jede weitere Ausdehnung widerspricht dem Organismus des Gymnasiums. Wenn wir also auch den Uebertritt nicht werden abwehren können, so ist es doch unsere Pflicht ihn nicht hervorzurufen.

Ich wollte noch kurz auf einen Punkt aufmerksam machen. Es wurde gesagt, Hausaufgaben werden keine gegeben. Auch das genügt nicht; diese Bestimmung haben wir an allen Gymnasien und Realgymnasien, wo der Zeichenunterricht obligatorisch ist. Es muss heissen, Hausaufgaben werden keine geduldet. Ich habe erfahren, dass Schüler ihre Elaborate mit nach Hause nahmen, wenn sie glaubten, dass sie den Forderungen des Lehrers nicht entsprachen, um sie durch bessere zu ersetzen. Da sind keine Haus-

aufgaben gegeben, wohl aber genommen worden. Ich würde also sagen, wenn der Zeichenunterricht innerhalb der richtigen Grenzen festgehalten werden soll, so gehört auch dazu, dass die Zeichenbretter in der Schule bleiben. Das klingt prosaisch, ist aber durch die Erfahrung aufgenöthigt; und ich empfehle diesen Punkt den Directoren und Zeichenlehrern zur Beachtung.

Vorsitzender Dir. Biehl: Wollen Sie, dass darüber abgestimmt werde?

Landesschulinspector Maresch: Ich lege darauf kein Gewicht, sondern empfehle die Sache nur Ihrer Beachtung.

Prof. Dr. Lechner (aus Ansbach): Dem Wunsche, dass das Zeichnen ein obligater Unterrichtsgegenstand an Gymnasien werde, schliesse ich mich vollkommen an und freue mich, dass diese Frage hier zur Sprache gekommen ist. Ebenso entschieden muss ich aber auch dem geehrten Herrn, der zuletzt gesprochen hat, darin beistimmen, dass der Uebertritt in die Realschulen nimmer als Motivirung des obligatorischen Zeichenunterrichtes an Gymnasien geltend gemacht werden dürfe. — Ich glaube, dass hier noch ein anderer Punkt zur Sprache kommen sollte, den ich besonders betont wissen möchte. Der Zeichenunterricht an Gymnasien muss meiner Meinung nach vor allem die classische Bildung im Auge haben. Ich denke hier ganz besonders an die Schüler der oberen Classen, und indem ich den Zeichenunterricht in Verbindung gesetzt wünsche mit der Lectüre des Homer und Sophokles, wünsche ich, dass gerade der obligate Unterricht nicht in den unteren Classen abgeschlossen, sondern bis zum Schlusse des Gymnasiums ausgedehnt werde. Ich glaube also, unter den Motiven, welche einen grossen Theil unserer Section veranlassen dürften für die Aufnahme des obligatorischen Zeichenunterrichtes zu stimmen, sollte auch aufgeführt werden, neben der Ausbildung des Formensinnes im allgemeinen, die lebhafte Aneignung der Antike. Ich glaube, dass mit unserer Frage sehr enge zusammenhängt, was gezeichnet werden soll. Ich würde das Gymnasium bedauern, das seine Schüler verpflichtet mit Winkel und Richtmass, mit Zirkel und Lineal geometrische Constructionen zu zeichnen; denn das fällt, glaube ich, dem Mathematiker zu. Ebenso sehr glaube ich, dass der an und für sich gewiss hoch zu schätzenden dilettantischen Fertigkeit z. B. im Baumschlag- oder Landschaftszeichnen kein Spielraum gegeben werden darf. Ich stelle die Zeichnung körperlicher Formen, insbesondere das frühzeitige Gewöhnen des Auges an die Aufnahme edler Vorbilder aus dem classischen Alterthum in den Vordergrund und wünsche, dass der Unterricht im Zeichnen auf der höchsten Stufe des Gymnasiums allerdings auch nach Modellen ertheilt werde. Unsere Primaner sollen nach antiken Gypsköpfen zeichnen können, und desswegen erlaube ich mir anzudeuten, dass auf diese Weise durch den Unterricht im Zeichnen auch uns Lehrern, die wir mit den Schülern antike Dichter lesen und bei deren Erklärung natürlich auch mit antiken Bildern zu thun haben, Vorschub geleistet werden soll. Ich weiss, dass nicht jeder junge Mensch es zu einem Künstler, ja oft nicht so weit bringt, dass er einen Kopf correct zeichnen kann; Sie wissen aber auch, dass die Uebung in gewissen Dingen die Beurtheilung schärft. Das Gymnasium hat also nach meiner Meinung allerdings die Aufgabe, indem es die Schüler nöthigt den Stift zu führen, sie zu veranlassen sich Vorlagen nach den besten Mustern, insbesondere der Antike, mit dem Eifer der Nachbildung immer wieder anzusehen, dadurch die Schüler in dem Sinne zu fördern, dass ihr Verständniss, Geschmack und Sinn für die Antike ausgebildet werde. Es schliesst das nicht aus, dass

auch auf dem Gebiete der antiken Architektur der Zeichenunterricht förderlich eingreift, und wenn der Lehrer in der griechischen Culturgeschichte darauf kommt, die drei wichtigsten Säulenordnungen zu erklären, wird er sich freuen, wenn die Schüler geübt worden sind, die dorische, ionische und korinthische Säule zu construiren.

Mein Wunsch geht also dahin, dass man erstens dem geehrten Herrn Vorredner beipflichten möge, wenn er verlangt, dass das an 4. Stelle angeführte Motiv geradezu gestrichen werde, zweitens dass man stärker den Zusammenhang des Zeichenunterrichtes mit dem classischen Unterrichte betone und als Ziel des Zeichenunterrichtes namentlich die Ausbildung der Schüler für die besten Muster der Antike hinstelle.

Gymn.-Dir. Stier (Zerbst): Die Discussion hat sich auf eine andere Seite gewendet, so dass ich kaum nöthig habe das bisher erwähnte noch besonders hervorzuheben, dass nämlich der Schüler nicht verpflichtet sein könne auf jeder Lehrstufe das bestimmte Ziel zu erreichen und dass daher die Fortgangsnote aus dem Zeichnen für die Versetzung nicht zu berücksichtigen wäre. Dagegen wollte ich vorhin schon betonen, dass nach meiner Ansicht und Erfahrung die Gefahr nicht so gross sein dürfte, dass das Zeichnen am Gymnasium eben als besondere Vorstufe zum Uebertritte in die Realschule aufgefasst werde. Ich habe die Ehre seit einigen Jahren ein Gymnasium zu leiten, wo seit der Gründung eben das beobachtet worden ist, was Herr Lechner als Wunsch aussprach. Das Zeichnen ist auf den Anhalt'schen Gymnasien von jeher bis auf die höchste Stufe obligatorisch gewesen, wir haben nie bei der Versetzung ein Gewicht darauf gelegt und doch ist etwas erkleckliches geleistet worden, von dem einen mehr, vom andern weniger. Aber ich möchte nicht sagen, dass irgendwie die übrigen Lehrgegenstände dadurch beeinträchtigt worden wären. Es gibt allerdings verschiedene Richtungen; man kann mehr das Freihandzeichnen oder mehr das architektonische berücksichtigen; bei uns ist das architektonische überwiegend. Früher hat man nur Baumschläge, Körperformen aller Art gezeichnet nach Vorlagen, besonders französischen; neuerdings ist mehr der Zusammenhang mit der Antike betont worden; ich muss aber gestehen, dass ich in den Worten des Collega Lechner etwas vermisst habe; er nahm einseitig für die Antike Partei, während doch das mathematische die andere Seite des Gymnasiums vertritt. Ich hätte gewünscht, dass in der Abstufung lieber das, was unter Punkt 4 gesetzt war, das geometrische Zeichnen und die geometrischen Gebilde, schon auf einen früheren Platz unter No. 3 gesetzt werde, wo die Mathematik beginnt. So wünschenswerth es auch ist, wenn architektonisches, Sculpturen, Denkmäler u. dgl. der Antike nachgebildet werden können, so dürfte dies doch eine hohe Stufe sein, die nicht erreicht werden kann, auch von begabteren nicht, wenn nicht eine gründliche mathematische Schulung vorangegangen ist. Ich möchte nur noch betonen und sagen, dass Sculpturen, Denkmäler u. dgl. allerdings dem Freihandzeichnen angehören, aber die classische Schönheit des architektonischen nur dann erreicht werden kann, wenn eine Zeit lang mit Zirkel und Lineal operirt worden ist. Ich möchte ferner bemerken, dass die Unterstützung der Mathematik durch das Zeichnen doch sehr wesentlich ist und dass man sich nicht damit abfinden kann, dass die Pflege des mathematischen Zeichnens Aufgabe des Mathematikers sei; der Mathematiker hat so viel zu thun, dass er sich auf dasselbe im einzelnen nicht einlassen kann. Es ist ein besonders günstiges Verhältniss bei uns, dass der Zeichenlehrer durch und durch mathematisch geschult ist, wenn auch nicht akademisch gebildet; er ertheilt auch

gelegentlich mathematischen Unterricht; jedenfalls aber ist das sehr wünschenswerth, wenn der Mathematiker und Zeichenlehrer sich ins Einvernehmen setzen und einander in die Hände arbeiten; im übrigen bedarf es kaum eines Wortes, dass ich mit Collega Lechner ganz einverstanden bin, dass das Zeichnen der Baumschläge u. dgl. sehr leicht überwuchern kann und desswegen entschieden zu beschränken wäre, wenn wir den Zusammenhang des Zeichenunterrichtes mit den übrigen wesentlichen Gegenständen des Gymnasialunterrichtes festhalten.

Prof. Dr. Lechner: Wenn man eine Seite bei solchen Debatten besonders betont, so geht man natürlich von dem aus, was einem am meisten am Herzen liegt, und läuft dabei unwillkürlich Gefahr, vielleicht den Punkt, den man am meisten zu betonen wünscht, auf Kosten eines anderen zu stark hervorzuheben. Aber mir wird doch ein wenig bang, wenn ich die Reihenfolge bedenke, in welcher mein Vorredner die Stufen des Zeichenunterrichtes aufzählt, wenn man bedenkt, wie junge Leute mit aller Kraft und Zeit, die dazu gehört, nur im Stande sind, zur Ausbildung eines Zweiges des Zeichnens zu gelangen, den wir gewohnt sind mehr oder weniger Schulanstalten anderer Art vorzugsweise zuzuweisen. Jedenfalls bin ich aber insofern mit Herrn Director Stier einverstanden, dass man gelegentlich auch die architektonischen Ueberreste des Alterthums von den Schülern reproduciren lassen müsse und dass dies sich auf gewisse Grundelemente des mathematischen Zeichnens zu stützen hat.

Prof. Dr. Maier: Der Herr Landesschulinspector Maresch sagte einfach, der Zeichenunterricht diene zur Erreichung der allgemeinen Bildung; ich bin der Ansicht, dass dies ganz richtig ist, aber doch viel zu allgemein. Der Herr Vorredner hat gesagt, dass der Zeichenunterricht zur Erreichung des Verständnisses der Antike diene; ich glaube, auch das ist richtig; aber es kann nur als ein Theil des Zweckes des Zeichenunterrichtes angesehen werden. Ich meine vielmehr, dass der Zweck des Zeichenunterrichtes der ist, das Anschauungsvermögen der Schüler zu entwickeln und zu vervollkommnen, und dann wird auch der vorhin vermisste Formensinn der Schüler gewiss eben durch das Zeichnen erreicht werden. Wann soll denn der Formensinn überhaupt entwickelt werden, wenn nicht auf der Stufe, wo der jugendfrische Geist für alle Eindrücke empfänglich ist? Ich glaube, der Zeichenunterricht trifft in dieser Beziehung ziemlich mit dem Zwecke zusammen, welchen der naturbeschreibende Unterricht in den zwei untersten Classen hat. Ich habe mir den naturbeschreibenden Unterricht öfters mit angesehen und war ganz erstaunt über die Raschheit, mit der die Knaben Pflanzenformen auffassen; und warum sollten sie nicht auch solche Zeichenformen auffassen können?

Ferner vermisse ich das Wort „methodisch“ bei dem so oft gebrauchten Ausdrucke Zeichenunterricht. Ich möchte diesen Zusatz gemacht haben, so dass es heisst: „Der methodische Zeichenunterricht ist obligat“. Wenn man dieses Wort hinzusetzt und dasselbe auch verwirklicht wird, so wird dasjenige erreicht werden, was der Herr Landesschulinspector vermisst, nämlich eine gleichmässige Durchbildung aller Schüler in der bestimmten Zeichenstufe eines jeden Cursus. Wenn methodisch gearbeitet wird, werden alle Schüler das Ziel erreichen können, das ihnen vorgesteckt ist.

Dir. Biehl: Ich glaube, das ist ein Punkt, der nicht herein gehört, insofern es sich von selbst versteht, dass man methodisch arbeitet. Es gibt keinen Unterricht am Gymnasium, der nicht methodisch ertheilt werden sollte.

Landesschulinspector Maresch: Ich bitte ums Wort zu einer Berichtigung. Ich habe nicht gesagt, dass der Zeichenunterricht zur allgemeinen Bildung führe, sondern dass er dazu gehöre, er sei ein Mittel dazu.

Dir. Biehl: Ich möchte mir noch einige Bemerkungen erlauben. Ich glaube, meine Herren, Sie haben in der That eine unnöthige Angst. Das Wort „praktisch" ist wirklich etwas verrufen, namentlich für solche, die auf dem humanistischen Standpunkte stehen; aber nach meiner festen Ueberzeugung, meine Herren, liegt dieses nur in einer Missdeutung des Wortes „praktisch". Der Herr Inspector Maresch hat sehr richtig bemerkt, das Zeichnen führe nicht zur humanistischen Bildung, sondern es liege in ihm ein wesentliches Moment derselben. Das Wort „praktisch" ist desswegen so missverstanden, weil man in der Regel bei demselben an die Verwerthung gewisser Kenntnisse für das gewöhnliche Leben, für die äusseren Lebensbedürfnisse denkt; aber das Wort „praktisch" hat einen viel höheren Sinn. Wenn wir in Betracht ziehen, dass das Zeichnen z. B. gerade den Zweck hat das classische Alterthum verständlich zu machen, oder die mathematischen Kenntnisse zu unterstützen, ja, meine Herren, so ist das ein Mittel eine andere geistige Richtung besser verstehen zu können. Alle unsere Gymnasialstudien haben als solche den Zweck allgemeine Bildung zu bewirken, aber doch auch einen höheren Unterricht, eine höhere Geistesbildung möglich zu machen. Und in diesem Sinne sind auch alle unsere Mittel an Gymnasien praktischer Natur. Ich meine also, das Wort „praktisch" wird missverstanden; und wenn es ordentlich aufgefasst wird, wird auch die Besorgniss sich legen. Es steht in unseren Gesetzen — und, soviel ich weiss, auch in den Gesetzen anderer Länder — dass der Zweck der Gymnasien dahin geht, erstens allgemeine Bildung zu bewirken und zweitens auf die Universität vorzubereiten. Meine Herren! Das ist der praktische Zweck. Wenn ich sage, das Zeichnen ist eine Vorbereitung für das Polytechnicum, so will das nichts anderes heissen, als, es ist ein Mittel, um sich höhere Kenntnisse zu erwerben. Ich glaube daher, dass das Wort „praktisch" nicht zu tadeln ist. Das ist meine specielle Ansicht.

Landesschulinspector Maresch: Ich gestehe, dass ich das Wort praktisch in der ganzen Debatte weder gesprochen noch gehört habe.

Dir. Biehl: Aber der Punkt 4 sollte eben entfernt werden, weil er ein praktisches Motiv enthalte — so wenigstens habe ich es verstanden.

Prof. Dr. Pfaundler (Innsbruck): Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich, der weder ein Philolog noch ein Zeichner ist, mir einige praktische Bemerkungen erlaube. Ich will mich gar nicht darein mischen, ob der Zeichenunterricht obligat oder nicht obligat sein soll, sondern bloss den Wunsch aussprechen, dass der Zeichenunterricht im Gymnasium eingeführt werde und das aus folgenden Gründen. Ich habe in meiner Stellung als Professor der Physik an der Universität fortwährend die Erfahrung gemacht, dass die Lehramtscandidaten eine ausserordentliche Unfähigkeit an den Tag legen Zeichnungen von Apparaten und Instrumenten aufzufassen, und noch grössere Unfähigkeit sie in einer verständlichen Weise wieder andern vorzuzeichnen. Wenn nun das Gymnasium dazu dienen soll für die Universität und für den künftigen Lebensweg vorzubereiten, so muss man doch auch verlangen, dass der künftige Lehramtscandidat schon in seiner Jugend, wo er eben etwas lernen kann, das lerne, was er nothwendig braucht, und das ist entschieden auch das Zeichnen, welches nicht bloss der Physiker, sondern der Lehr-

amtscandidat für Naturwissenschaften überhaupt, der Botaniker nicht weniger als der Zoologe und Mineraloge nothwendig braucht; sonst ist er unfähig Unterricht zu ertheilen. Ich war zufällig in der Lage, neben den vom Gymnasium herstammenden Candidaten einmal auch ein Paar aus der Realschule hervorgegangene zu unterrichten und dabei ist es mir ordentlich aufgefallen, wie sehr diese letzteren in jener Beziehung den Gymnasiasten überlegen waren, nicht bloss darin, dass sie rascher und schneller die Zeichnungen auffassten, sondern auch namentlich, dass sie dieselben viel besser wiederzugeben wussten. Und ich bemerkte bei den eingeführten pädagogischen Vortragsübungen, wie sehr das zu statten kam. Dieses rein praktische Interesse ist es, welches ich als Grund zu den übrigen beigebrachten Argumenten anführen möchte. Ich glaube daher, dass wir ganz gut das vierte Argument des Herrn Antragstellers fallen lassen können; wir brauchen nicht anzuführen, dass damit den Gymnasiasten der Uebertritt ins Polytechnicum erleichtert werden solle, da ja schon die Vorbereitung auf die Universität diesen Unterricht erheischt.

Dir. Biehl: Mir kommt vor, als sei die Frage schon so viel erörtert, dass wohl nichts wichtiges mehr vorgebracht werden könnte.

Prof. Dr. Lechner: Es dürfte wohl noch am Platze sein, wenn ich um Mittheilungen von bisherigen Leistungen bitte. Es ist ja doch, wie wir gehört haben, theilweise das Zeichnen obligater Unterrichtsgegenstand und an anderen Gymnasien, wo dies nicht der Fall ist, wird doch von der grössten oder wenigstens einer grossen Anzahl der Schüler gezeichnet. Wäre es nun nicht vielleicht wünschenswerth zu hören, in wie weit an einzelnen Schulanstalten das Zeichnen als Vorbildung für die mathematische Seite gedient hat, oder wie weit es gekommen ist in dem, was ich mir zu betonen erlaubte. Ich glaube, dass eine solche Mittheilung gerade jetzt, wo verschiedene Herren im Stande sind eine solche zu geben, doch auch auf die Antragstellung ein Licht werfen würde. Ich insbesondere kann anführen, dass ich erst vor wenigen Wochen z. B. von einem meiner Schüler sehr schöne antike Köpfe gesehen habe, die nach Gypsmodellen gezeichnet waren. Gibt es nicht auch Anstalten, in denen vielleicht eine Iuno Ludovisi gezeichnet wird, sei es nach Gyps, oder nach Vorlagen? Oder wie weit ist man an anderen Anstalten mit dem gekommen, was auf den verschiedenen Stufen, die der Herr Antragsteller in seiner speciellen Ausführung betont hat, geleistet werden könnte?

Dir. Biehl: Wer von den Herren ist im Stande Mittheilungen zu machen? Jedenfalls ist dieser Vorschlag sehr gut. Das könnte aber nur ein solcher Herr thun, der an einer Anstalt wirkt, wo das Zeichnen schon seit längerer Zeit geübt wird. Denn sonst kann man von Erfahrung nicht sprechen.

Gymn.-Dir. Stier: Ich will nur das sagen, was ich mir schon vorhin zu sagen erlauben wollte. Nachdem der mathematische Zeichenunterricht bei uns eingeführt worden ist, wurden bei der vorletzten grossen Zeichenausstellung in Berlin nach dem mitgetheilten Resultate die beiden Gymnasien zu Pforta und Zerbst als diejenigen bezeichnet, die am meisten geleistet hätten. Das waren die Resultate des Freihandzeichnens. Ich muss aber hinzufügen, dass zum Theil meinem Wunsche entgegen nicht so sehr auf die Antike Rücksicht genommen worden ist, sondern mehr auf das landschaftliche Bild, auf Thierstücke u. dgl., dass aber darin vorzügliches geleistet worden war. Es ist bei uns eine andere Richtung eingeschlagen worden, und ich kann zunächst nur ein Resultat bezeichnen,

dass beim letzten Examen zu Ostern auch ein öffentliches Examen aus dem Zeichnen abgehalten wurde, wobei der Lehrer die Classe eine halbe Stunde examinirte, und ich, wie alle Zuhörer, mich überzeugte, dass die Knaben mit ausserordentlichem Verständnisse auf die theoretische Entwickelung der Grundlagen eingegangen waren.

Prof. Dr. Perkmann (Innsbruck): Ich glaube, zwei Punkte könnten noch erwähnt werden, wovon der eine ein psychologischer ist, der andere aus dem Bedürfnisse des Gymnasialstudiums sich ergibt. Es ist eine Thatsache, dass gerade das Kind zuerst die Anschauung, d. h. das, was sich seinem Auge darbietet, auffasst und dass das Kind diese Anschauung sich selbst fassbar zu halten sucht; daher die Erscheinung, dass die Kinder mit kleinen Kritzeleien anfangen, welche in Lehranstalten an allen Tischen und Bänken zu sehen sind. Das ist der Beweis, dass der Sinn für das Zeichnen, der Formensinn im Kinde vorhanden sei; wird aber dieser Formensinn nicht entwickelt, d. h. wird das Zeichnen nicht gefördert, so wird er durch die überwiegende Entwickelung anderer Anlagen unterdrückt. Wenn man annimmt, dass eine Gefahr darin liege, es könnte etwa einer nicht entsprechendes leisten, es wäre der Zeichenunterricht ein Zeitverlust, so widerspricht dem gerade die angeführte psychologische Thatsache. Ein anderer Gesichtspunkt ergibt sich aus dem Bedürfnisse des Gymnasialstudiums. Gerade in neuerer Zeit ist man mit Recht darauf bedacht gewesen, das geographische Studium gründlicher zu betreiben, als früher; dies kann aber nur dann richtig und gründlich betrieben werden, wenn die Kinder an ein richtiges und genaues Kartenlesen gewöhnt werden. Das Verständniss der Karte ist aber die Hauptschwierigkeit des geographischen Unterrichtes. Wenn nun dem Lehrer durch Entwickelung des Formensinnes durch Aufnahme des Zeichenunterrichtes zu Hilfe gekommen wird, so wird man sehen, welchen Vortheil hiedurch das geographische Studium gewinnt. Diese Punkte möchte ich hervorgehoben und als Grund des Bedürfnisses des Zeichenunterrichtes angeführt wissen.

Prof. Dr. Lechner: Ich möchte mir nur eine kurze Frage erlauben. Gibt es denn Gymnasien, an denen gar kein Zeichenunterricht ertheilt wird, an denen nicht einmal hiezu Gelegenheit geboten wird?

Dir. Biehl: So viel ich weiss, gibt es solche Anstalten. Als ich vor zwei Jahren nach Innsbruck kam, fand im Gymnasium kein Zeichenunterricht Statt. Ich habe erst denselben als Freifach für das Untergymnasium eingeführt.

Prof. Dr. Lechner: Das ist mir neu. Ich war bis jetzt der Meinung, dass an allen Gymnasien wenigstens Unterricht im Zeichnen ertheilt wird.

Dir. Biehl: Allein wenn auch Gelegenheit zum Zeichnen auf dem Gymnasium gegeben wird, so genügt das nicht, es muss obligat werden. Ich habe die Erfahrung gemacht, worin mir wohl alle Herren beipflichten werden, dass, wo das Zeichnen nicht obligat ist, nichts rechtes erreicht wird. Es geht eine Zeit lang, allein wenn auch der Zeichenlehrer streng auf seine Sache schaut, so wird sie doch nicht mit dem erforderlichen Ernste von den Schülern betrachtet und betrieben. Es ist desswegen sehr viel daran gelegen, dass der Gegenstand obligat wird.

Schriftführer Dir. Dr. Weicker: Ich möchte nicht weitere Momente zur Sache geltend machen, sondern nur von diesem Platze aus, wo ich genöthigt bin, den Gang der Verhandlung zu fixiren, den Versuch machen, einige Sätze zur Einigung zu formuliren, welche dem Antrage des Herrn Referenten nicht entgegengesetzt sind, aber noch einzelne

Punkte, über die Einverständniss herrscht, mit aufnehmen. Ich erlaube mir daher den Vorschlag, die hohe Versammlung, beziehungsweise die pädagogische Section, wolle sich dahin aussprechen:

1) Die Einführung beziehungsweise Erhaltung des Zeichenunterrichts am Gymnasium ist durch die Nothwendigkeit desselben für die allgemeine Bildung geboten.
2) Der Unterricht ist in den unteren Classen obligat, eine befriedigende Leistung darin aber nicht Bedingung für die Versetzung.
3) Auch in den oberen Classen ist die Gewährung des Unterrichtes Pflicht der Schule, für die einzelnen Schüler aber die Theilnahme daran facultativ.

Neben der Einführung erwähnte ich auch die Erhaltung des Zeichenunterrichtes, weil er bei uns in Norddeutschland schon eingeführt ist. Der Satz, dass eine befriedigende Leistung nicht Bedingung der Versetzung sei, ist für uns Norddeutsche selbstverständlich, weil es bei uns keine Fortgangsnoten gibt, sondern die Versetzbarkeit nach dem freien Ermessen der Lehrerconferenz ausgesprochen wird. Es gilt das also nur für Oesterreich. Bezüglich der Oberclassen möchte ich nicht in der Zuversicht so weit gehen, dass alle Schüler es zum Zeichnen nach der Antike bringen; wozu soll man einen Zweck anführen, der nicht von allen erreicht werden kann? — Genug, wenn die Schulen so eingerichtet sind, dass sie Modelle antiker Köpfe haben und jeder zum Zeichnen nach denselben gelangen kann.

Gymn.-Dir. Krichenbauer: Ich glaube, es kommt ein Missverhältniss heraus, wenn die Schüler classenweise vom Zeichenlehrer unterrichtet werden und eine allfällige ungenügende Note im Zeichnen ohne allen Einfluss bliebe. Auf diese Weise wird der Zeichenlehrer in die Lage kommen, dass er unreife Elemente und vorgeschrittene gleichzeitig neben einander hat; er wird nicht gleichmässigen Unterricht ertheilen können. Ich glaube, es ist doch wichtig, dass der Zeichenlehrer ebenso gut, wie die anderen Lehrer, nur möglichst gleichmässig vorgebildete Schüler vor sich habe. Ich hielte es für zweckmässig, dass der Zeichenlehrer ebenso gut Abtheilungen mache und die gleichartigen zusammenbringe, wie es in den übrigen Gegenständen geschieht, dass er das Recht habe, Schüler der zweiten oder dritten Classe, die im Zeichnen nicht entsprechen, in seiner Abtheilung zurückzubehalten, dass also durch den Fortgang im Zeichnen zwar nicht die allgemeine Versetzbarkeit, wohl aber das Aufsteigen im Zeichenunterrichte bedingt werde, analog dem, wie es bei uns bezüglich des Böhmischen geschieht. Der böhmische Unterricht ist relativ obligat, nicht jeder ist verpflichtet hineinzugehen (nur für die Böhmen ist er obligat), und wenn der Schüler nicht entspricht, muss er in der Abtheilung so lange zurückbleiben, bis ihn der Lehrer in eine höhere versetzt. So wäre es auch zweckmässig für den Zeichenlehrer. Er käme nicht in die unangenehme Lage dadurch zurückgesetzt zu sein, dass seine Note gar nichts gilt; er könnte dann seine Schüler auch zurückbehalten und verlangen, dass sie die Abtheilung repetiren; er müsste seine vier Stufen haben und würde innerhalb dieser vier Stufen die für jede einzelne genügend vorbereiteten aufsteigen lassen.

Dann stimmt es wohl zusammen mit dem übrigen Gymnasialunterrichte, und der in dieser Richtung weniger begabte Schüler wird an seinem Fortkommen weniger gehindert.

Director Biehl: Ich glaube, die Frage der Nothwendigkeit und Erspriesslichkeit ist hinlänglich erörtert; nur der Punkt ist noch zu wenig betont und besprochen worden, der sich auf die Geltung der Note bezieht. Das ist ein wichtiger und äusserst bedeutsamer Punkt und es wäre gut, wenn über diesen noch jemand das Wort ergreifen möchte.

Prof. Stolz:. Bezüglich der zweiten Fortgangsclasse im Zeichnen muss ich bemerken, dass es mir in meiner Praxis noch nie vorgekommen ist, dass ich veranlasst gewesen wäre sie einem Schüler zu geben, der sie in diesem Gegenstande allein gehabt hätte; jeder hatte noch zwei oder drei andere. Ich glaube, in dieser Beziehung braucht man daher nicht ängstlich zu sein, allfällige Bedenken löst die Praxis leicht. Ich bin als Antragsteller nicht darauf capricirt, dass die Note bezüglich der Versetzbarkeit angerechnet werde; jedoch soll sie jene Würdigung haben, dass derjenige, welcher im Freihandzeichnen zweite Fortgangsclasse hat, als allgemeine Zeugnissclasse nicht erste mit Vorzug haben dürfe.

Schriftführer Director Dr. Weicker: Gegen die Worte Krichenbauers, dass die Note bloss das Aufsteigen in die höhere Zeichenabtheilung bedingen solle, möchte ich nur bemerken, dass dies nur angeht, wenn der Zeichenunterricht ausser der allgemeinen Schulzeit liegt, und weil das in der Regel nicht der Fall sein wird, so geht es eben nicht.

Director Krichenbauer: Bei uns ist das factisch der Fall; wo der Zeichenunterricht nicht obligat ist, muss er ausserhalb der Schulzeit, entweder von 11 bis 12 Uhr oder an den freien Nachmittagen des Mittwochs oder Samstags ertheilt werden.

Schriftführer Director Dr. Weicker: Dann würde ich nur eine Abänderung in der Astronomie wünschen, dass der Tag mehr als 24 Stunden bekomme.

Director Biehl: Ein Wort zur factischen Aufklärung. Ich glaube, dieser Punkt wird sich leichter machen, als es scheint. Ich kann darüber aus Erfahrung sprechen. An den Nachmittagen des Mittwochs und Samstags haben wir frei und ein jeder von den Professoren, glaube ich, will diesen freien Nachmittag den Schülern nicht gern nehmen und es hat mir immer wehe gethan, gerade auf diese freien Nachmittage das Zeichnen verlegen zu müssen. Wir haben daher im Winter, denn das ist in dieser Beziehung die misslichste Zeit, das Zeichnen auf die Stunden von 4 bis 6 Uhr Abends verlegt und uns dabei eigener Lampen bedient, und die Sache hat sich ausserordentlich gut gemacht; ich glaube, das war auch ein wesentlicher Grund, dass mehr Schüler theilnahmen, als sonst theilgenommen hätten. Mir kommt vor, es würde sich doch einrichten lassen, dass der Zeichenunterricht ausser der allgemeinen Schulzeit falle. Freilich wäre es gewissermassen ein Widerspruch damit, dass das Zeichnen ein obligater Gegenstand sein soll.

Prof. Hintner (Wien): Ich glaube, was der frühere Herr Vorredner gesagt hat, ist ganz richtig. Bei uns in Wien wird der gesammte Unterricht grösstentheils am Vormittage gegeben; Nachmittags ist keiner; ich möchte wissen, auf welche Zeit dann das Zeichnen verlegt werden solle, wenn es nicht unter die obligaten Unterrichtsstunden eingereiht wird. Das gäbe grosse Schwierigkeit; wenn ohnehin schon von 8 bis 1 Uhr Schule ist, so wird man eine weitere Stunde von 1 bis 2 Uhr kaum verlangen können.

Director Biehl: Es sind das mehr Fragen unwesentlicher Natur. — Wünscht noch jemand das Wort? — Wenn nicht, so hat es noch der Herr Antragsteller.

Prof. Stolz: Es sind im allgemeinen so viele Gründe für meinen Antrag angegeben worden, dass es überflüssig ist darüber noch weiter zu reden; ich erlaube mir nur ein Paar Bemerkungen zu machen. Wenn man sagt, die jungen Leute seien in den untersten Classen des Gymnasiums der Auffassung der Formen noch nicht fähig, dann hat der Zeichenunterricht in der Volksschule von selbst zu entfallen. Wenn man die ungleichmässige Begabung anführen will, so möchte ich mir die Frage erlauben, ob denn alle gleichmässig z. B. für die Mathematik begabt sind; man hört in der Regel das Gegentheil. Dann fürchtet man sich, es könnte zu sehr in ein Fachstudium ausarten, es könnte zu viel als Vorbereitung für die Technik und für die Kunstfächer aufgefasst werden. Das liegt aber nicht im Antrage; es wird kein Fachunterricht beantragt, sondern ein solcher, der organisch mit den übrigen Lehrgegenständen des Gymnasiums verbunden als Mittel der allgemeinen Bildung zu dienen hat. Das was gesagt worden ist bezüglich der Förderung der classischen Bildung, möchte ich ergänzen, indem ich auch das Mittelalter, die Neuzeit, die gesammte Geschichte, den gesammten Unterricht mit einbeziehe. Dass ich nicht näher auf die Sache eingegangen bin, und nicht einen mehr entwickelten Plan gegeben habe, geschah wegen der Kürze der Zeit. Es hat sich die Debatte ohnedies lange genug hinausgezogen und würde noch länger geworden sein, wenn ich mehr vorgetragen hätte. Es war mir wesentlich nur darum zu thun, die Beistimmung der Section für meinen Antrag zu erlangen.

Vorsitzender Dir. Biehl: Ich bitte also etwa in folgender Weise abzustimmen, zuerst, ob der Zeichenunterricht fürs Untergymnasium obligatorisch sein soll, dann ob fürs Obergymnasium, dann, wenn diese Frage verneint würde, ob er fürs Obergymnasium facultativ sein soll.

Landesschulinspector Maresch: Ich glaube, es würde sich empfehlen, die Anträge so, wie sie der Herr Schriftführer formulirte, zur Abstimmung zu bringen.

Schriftführer Dir. Dr. Weicker: Ich wollte mit meinen Vorschlägen mich dem Herrn Antragsteller nicht vordrängen, sondern nur eine Einigung herbeiführen. Wenn es aber beliebt nach denselben abzustimmen, so erlaube ich mir zu bemerken, dass der dritte Punkt für die Abstimmung noch getheilt werden kann.

Vorsitzender Dir. Biehl: Wollen also die Herren über die Anträge in der Form, wie sie der Herr Schriftführer gestellt hat, abstimmen, so bringe ich den ersten Punkt zur Abstimmung:

1. „Die Einführung beziehungsweise Erhaltung des Zeichenunterrichtes am Gymnasium ist durch die Nothwendigkeit desselben für die allgemeine Bildung geboten".

Diejenigen Herren, die für diese Form sind, wollen die Hand erheben. (Angenommen).

2. „Der Unterricht ist in den unteren Classen obligatorisch, die befriedigende Leistung darin aber nicht Bedingung für die Versetzung".

Die Herren, die dafür sind, wollen die Hand erheben. (Angenommen).

3. „Auch in den oberen Classen des Gymnasiums ist die Gewährung des Zeichenunterrichts Pflicht der Schule, die Theilnahme daran aber für die einzelnen Schüler facultativ".

Schriftführer Dir. Dr. Weicker: Ich stelle es den Herren anheim diesen Satz zu theilen; dass die Gewährung des Unterrichtes Pflicht der Schule sei, damit werden

alle einverstanden sein. Dass aber die Benützung desselben Seitens der Schüler eine facultative sei, damit sind vielleicht nicht alle einverstanden, wenigstens Professor Lechner würde eine Theilung verlangen müssen, wenn er consequent ist.

Director Biehl: Ich glaube, wir könnten das verknüpfen und als Punkt 3.) nehmen: „Das Zeichnen ist im Obergymnasium facultativ". Da gibt es keine Missdeutung.

Landesschulinspector Maresch: Das lässt noch das Missverständniss offen, dass die Schule nicht verpflichtet sei Zeichenunterricht zu ertheilen; darüber sind wir aber einig. Die correcte Abstimmung ist nur die vom Herrn Schriftführer beantragte mit Trennung des Antrages in zwei Theile.

Director Biehl: Ich glaube, das wäre eine Deutung, die dem Worte facultativ fremd ist. Wenn es heisst, das Zeichnen ist im Obergymnasium facultativ, so liegt schon darin, dass die Schule die Verpflichtung hat.

Landesschulinspector Maresch: Dagegen muss ich mir die Bemerkung erlauben, dass die facultativen Lehrgegenstände nur nach Thunlichkeit versehen werden; wenn die Schule nicht gut in der Lage ist einen Zeichenlehrer zu halten, dann wird sie den Gegenstand fallen lassen; wird er aber für die Schule imperativ, so darf sie ihn nicht fallen lassen und darin liegt der Unterschied. (Bravo!).

Director Biehl: Diejenigen Herren, welche dafür sind, dass die Gewährung des Unterrichtes in den oberen Classen Pflicht der Schule sein soll, wollen die Hand erheben. (Angenommen). Der zweite Theil lautet: „Die Theilnahme daran ist für die einzelnen Schüler facultativ". (Angenommen). — Nun möchte ich den Herren anheimgeben, ob vielleicht auch noch andere Punkte der Motivirung zur Abstimmung gebracht werden sollen. (Nein, nein!).

Schriftführer Dir. Dr. Weicker: Ich würde vorschlagen, dass, nachdem durch die Annahme der drei Sätze der Sinn, in welchem wir dem Herrn Referenten zustimmen, festgestellt ist, nunmehr auch der ursprüngliche Antrag, der nur eine Zusammenfassung dieser Anträge ist, noch zum Beschlusse erhoben werde. Dieser Antrag lautet: „Die Section wolle sich für Einführung des Zeichenunterrichtes am Gymnasium und zwar an den unteren Classen als obligat, an den oberen als Freifach aussprechen". Ich wollte nur dem Herrn Referenten damit Genugthuung geben, dass wir statt der von ihm vorgeschlagenen Formulirung nur eine Interpretation derselben zur Abstimmung gebracht haben.

Director Biehl: Ich bin überzeugt, dass der Herr Referent mit der vollzogenen Abstimmung einverstanden ist. Ich glaube, dass die von dem Herrn Schriftführer so eben vorgeschlagene Abstimmung zu den angenommenen drei Punkten nicht mehr passe.

Meine Herren! Meinen verbindlichsten Dank für die objective, ruhige Discussion und dafür, dass Sie so gütig gewesen sind, in manchen Fragen, wo uns der Schuh drückt — erlauben Sie mir den Ausdruck — uns Oesterreicher zu unterstützen.

Schriftführer Dir. Dr. Weicker: Ich bitte ums Wort. Der Herr Landesschulinspector Lang hat am Ende der vorigen Versammlung dieser Section uns zu unserer Genugthuung aufgefordert, dem Präsidenten Eckstein den geziemenden Dank auszusprechen. Wenn es auch mir willkommen gewesen wäre, wenn es ein anderer gethan hätte, so nehme ich mir doch die Freiheit, auch unserm verehrten Präsidenten, Director

Biehl, den Dank für die freundliche Leitung auszusprechen, indem ich Sie einlade, durch Erheben von den Sitzen Ihre Beistimmung kund zu geben. (Bravo, bravo; die Versammlung erhebt sich).

Director Biehl: Noch einen Punkt. Rector Eckstein ist fort. Nun muss aber in der allgemeinen Sitzung das Referat über die Verhandlungen der pädagogischen Section gegeben werden. Das käme nun mir zu. Es fällt mir aber bei meiner Geschäftsüberhäufung schwer. Rector Eckstein hat mich aber versichert, es werde einer von den Herren da sein, der das Referat übernehme.

Schriftführer Dir. Dr. Weicker: Ich würde es thun; nicht gerade, als ob ich es wollte, sondern weil Eckstein es wünscht.

Director Biehl: Ich ersuche Sie also diese Aufgabe zu übernehmen.

Verhandlungen der archäologischen Section.

Erste Sitzung, Montag den 28. September.

Die erste Sitzung der Section schloss sich unmittelbar an die erste allgemeine Versammlung an. Der auf der Philologen-Versammlung zu Leipzig gewählte Vorsitzende, Professor Dr. Wildauer, hiess die Section willkommen und hielt einen einleitenden Vortrag über die Bedeutung Tirols für die Archäologie.

Hinweisend auf die geographische Stellung des Berglandes mit seinen Durchgangsthoren zwischen Süd und Nord knüpfte er daran die Folgerung, dass hier die verschiedenen grossen Culturperioden ihre bleibenden Spuren zurückgelassen haben müssen. Von den Denkmälern aus vorrömischer Zeit hob er insbesondere jene hervor, welche unverkennbar einen Zusammenhang mit etruskischer Kunst und Industrie verrathen (Situla von Cembra, Statuette von S. Zeno, Matreier-Funde, Gräber von Moritzing und von Pfatten) und wies auf die bezüglichen Anschauungen von Giovanelli, Cavedoni, Sacken und Corssen hin. Die umfassende Uebersicht der wichtigeren Reste aus römischer Zeit betraf zunächst die erhaltenen Strassendenkmale, dann die römischen Niederlassungen mit ihren Resten, namentlich in der Umgebung von Lienz, und verbreitete sich sodann über die verschiedenen Elemente römischer Cultur. Es wurden aufgeführt die durch Steine und Inschriften beglaubigten Cultstätten und in geordneter Reihenfolge die bekannten in Tirol gefundenen Bildnisse der Bewohner des griechisch-römischen Olymps und der Heroen. Diese Götterbilder in Statuen und Reliefs führten über zu den anderen Resten der antiken Plastik. Daran reihte sich der Hinweis auf antike Gefässe, namentlich Lampen, auf Ringe, Fibeln und mancherlei Geräthe; ferner der Hinweis auf die reichen Münzenfunde an den altrömischen Strassenzügen, mit Hervorhebung jener Knotenpunkte, die als die ergiebigsten Fundstätten sich auszeichnen. Der Vortrag schloss mit einem Blick auf die antiken Gräber, die Stätten des Todes, denen wir so viel für die Kunde des Lebens verdanken.

Hierauf schritt die Section zu ihrer Constituirung, wählte Herrn Prof. Brunn aus München zum Vicepräsidenten, die Herren Dr. Julius aus Dessau und Dr. Klein aus Graz zu Schriftführern.

Endlich stellte die Section die Tagesordnung für die nächste Sitzung (Dienstag 29. September Morgens 8—10 Uhr) fest und beschloss um 4 Uhr Nachmittags die Antiken des Tiroler Museums „Ferdinandeum“ zu besichtigen, die der Vorsitzende in seinem Vortrage besonders hervorgehoben hatte.

Zweite Sitzung, Dienstag den 29. September von 8—10 Uhr.

Der Präsident ersucht den Herrn Studienlehrer Ohlenschlager aus München seinen angekündigten Vortrag zu halten. Derselbe ergreift das Wort und legte zuerst das im J. 1873 zu Regensburg gefundene und von ihm in den Sitzungsberichten der königl. bayr. Akademie d. W. (phil.-hist. Cl. 1874, 3. S. 193—230) herausgegebene Militärdiplom v. J. 166 vor und ebenso den Abklatsch einer Thorinschrift, welche den M. Antonius als Erbauer des Walles und der Thürme Regensburgs a. 179 nennt und durch die falsche, aber deutlich lesbare Angabe der tribunitia potestas XXXVI. des M. Antonius merkwürdig ist.

An die Besprechung des letzteren Gegenstandes knüpfte sich eine kurze Debatte, an der die Herren Professoren Bücheler, Bursian und Christ sich betheiligten.

Daran reihte sich dann die Darlegung seines Planes sämmtliche auf die römische Zeit bezüglichen Gegenstände, beziehungsweise deren Fundstellen, so weit sie Rätien betreffen, auf einer Karte darzustellen. Da die Beschaffenheit des Bodens in den Ländern, welche jetzt Theile der ehemaligen Provinz Rätien besitzen, grosse Verschiedenheit zeigt und ausserdem die Menge und Art der Vorarbeiten und Hilfsmittel sehr ungleich vertheilt ist, so übt die jetzige politische Eintheilung einen derartigen Einfluss auf Sammlung und Anordnung des Stoffes, dass die neue Eintheilung das Gerüste bieten muss, an welchem die Reste des Alterthums passend aufgestellt und schliesslich brauchbar unter einander verbunden werden.

Der Aufenthalt des Berichterstatters zwang ihn mit Bayern zu beginnen, welches bis jetzt, trotz zahlreicher Vorarbeiten, keine abgerundete, übersichtliche Darstellung seiner reichen, täglich neues bietenden Fundstätten besass, und es wurden die zerstreuten Notizen, welche nur zum Theil gedruckt und veröffentlicht sind, mit vieler Mühe aufgesucht und zusammengetragen.

Vorwiegenden Werth haben diejenigen Aufzeichnungen, welche durch bildliche Beigaben oder Pläne ein selbständiges Urtheil über Herkommen und Zweck eines Fundgegenstandes ermöglichen und zugleich zum Uebertrag auf eine Karte die geeignetste Unterlage bieten, was bei Strassen und Befestigungen ganz nothwendig ist. Diese Materialsammlung enthält schon jetzt eine bedeutende Anzahl kleiner Pläne von Dingen, welche seit ihrer Aufnahme der Cultur oder anderen Bedürfnissen der Neuzeit zum Opfer fielen. Die Gegenstände, welche überhaupt Aufnahme finden sollen, sind:

1. Strassenreste und urkundlich nachweisbare Strassen aus römischer Zeit.
2. Reste und Notizen von Befestigungen.
3. Ueberbleibsel römischer Privatbauten.
4. Inschriftsfundorte.
5. Die Fundorte von Anticaglien.

Die Fundorte der Münzen einzutragen wäre desshalb nicht rathsam, weil deren Vorhandensein die Anwesenheit der Römer nicht nothwendig voraussetzt und in den wirklich besetzten Ländern die Fundstellen derselben durch ihre Masse die Deutlichkeit des Kartenbildes beeinträchtigen würden. Doch sollen sie in den beizugebenden Verzeichnissen mit möglichster Vollzähligkeit ihren Platz finden.

6. Begräbnissstätten und Grabhügel.

Die Grabhügel lassen sich desshalb nicht ausschliessen, weil in denselben, wenn auch sehr selten, sich Beigaben finden, welche uns schliessen lassen, dass die Form des tumulus auch von Römern hie und da als Grabdenkmal gewählt wurde und ein grosser Theil der nicht römischen Gräber sicher der Zeit des Kampfes zwischen Römern und Germanen angehört.

Als Quellen für die besprochenen Gegenstände dienten ausser den Schriften der historischen Vereine in Bayern, den periodischen Zeitschriften und Zeitungen die grosse Menge von handschriftlichen Aufzeichnungen, welche in den Sammlungen der ebengenannten Vereine, im topographischen Bureau, in den verschiedenen Ministerien zu historischen Arbeiten von den verschiedensten Seiten eingeschickt wurden, namentlich aber die Steuerblätter des Grundsteuer-Katasters, welche die für Strassen und Befestigungen oft bedeutende Winke gebenden Flurnamen enthalten. Dieselben wurden für das betreffende Gebiet (etwa 8000 an der Zahl) durchgelesen und die Ergebnisse ausgeschrieben.

Die Anlage der Sammlung weicht namentlich in einer Richtung wesentlich von andern derartigen Arbeiten ab. Gewöhnlich schloss man sich der politischen Eintheilung des Landes in Kreise, Gerichte, Gemeinden u. s. w. an und ordnete innerhalb derselben die Namen der Fundorte nach dem Alphabet. Daraus ergaben sich nun mehrere grosse Nachtheile; die Gemeinde- und Gerichtsgrenzen wurden und werden im Laufe der Zeit geändert, so dass Angaben allein nach diesen nicht gar lange richtig bleiben; wurde aber ein Fund in der Nähe oder gleich weit von zwei oder mehreren Ortschaften gemacht, so wurde bald der eine, bald der andere als Fundstelle angegeben und räumlich zusammengehöriges oder gleiches wurde zerrissen, weil zufällig die Anfangsbuchstaben der angegebenen Fundorte auseinanderlagen.

Es galt also eine Eintheilung zu suchen, welche dauernd und von den Namen der Fundorte unabhängig war, kurz eine geometrische. Glücklicherweise findet sich eine solche allgemein benützte in Bayern vor, und in der neuesten Zeit werden alle, selbst die besten, topographischen Karten auf dieser Grundlage gearbeitet. Es ist nämlich das ganze Land durch Parallellinien von O. nach W. und von S. nach N. in lauter gleichgrosse Quadrate getheilt, die Reihen von O. nach W. sind mit römischen, die von S. nach N. mit arabischen Zahlen bezeichnet. Für jedes dieser Quadrate, dessen Seitenlänge etwa $^1/_2$ Stunde beträgt, findet sich in der Sammlung ein Blatt, auf welchem sämmtliche in das Quadrat fallende Funde und Notizen eingetragen werden. Gegenstände, welche mehrere Quadrate durchlaufen, werden auf einem Blatt beschrieben und auf den übrigen Blättern nur die Nummer des Blattes eingetragen, welches die Beschreibung enthält. Gedrucktes wird nur im Auszuge aufgenommen und citirt, handschriftliches aber copirt, um auch solche Berichte, die an ihrem jetzigen Aufbewahrungsplatz vereinzelt vielleicht zu Grunde gehen, für die Sammlung dauernd zu erhalten.

Die Pläne der Befestigungen sind meist in einem Massstab $^1/_{5000}$ gearbeitet, eine Grösse, welche alle Einzelnheiten wiederzugeben erlaubt und die Eintheilung der Befestigungen nach ihrer Stärke und Wichtigkeit wesentlich erleichtert. Auch die Strassen sollen nicht als via consularis, vicinalis und diversoria auftreten, sondern ihre Ausdehnung, die Breite der Fahrbahn ihnen den rechten Platz anweisen; möglichst viele

gesammelte Strassendurchschnitte sollen über die Bauart der Strassen Aufschluss geben. Dieselben sind, soweit sie mit Sicherheit erhoben werden konnten, im Massstab $^1/_{20000}$ aufgenommen, so dass selbst kleine Krümmungen noch wahrnehmbar erscheinen, was zwar für die Herstellung der herauszugebenden Karte ohne Wichtigkeit ist, aber für spätere Nachsuchungen, selbst wenn der Strassenkörper zerstört ist, sichere Anhaltspunkte gewährt.

Die Veröffentlichung selbst ist in einer Grösse zu halten, welche nicht viel unter $^1/_{200000}$ heruntergehen darf, damit die Gegenstände noch annähernd in ihrer wahren Gestalt erscheinen können und die Bodenbildung noch derart hervortritt, dass dieselbe den Befestigungen und Strassenzügen erklärend zur Seite treten kann.

Der Grad der Richtigkeit hängt natürlich von der Art und Weise ab, mit welcher die über das ganze Land zerstreuten Funde zur Kenntniss des Sammlers kommen, da alles selbst aufzusuchen und zu vergleichen nicht möglich ist, ohne die Arbeit unabsehbar hinauszuschieben; doch ist durch die Art der Anlage und die Gefälligkeit der Einsender dafür gesorgt, dass zweifelhaftes stets neu verglichen und durch besseres ersetzt wird, um so den Wunsch des Bearbeiters zu verwirklichen, dass ein Werk geschaffen werde, welches den Arbeiten von Paulus, Vetter und Keller würdig an die Seite treten kann.

Bei der Umfrage über allfällige Bemerkungen erhob sich keinerlei Einwendung, nur räth Herr Prof. Dr. Bursian von der Eintragung der Münzfundorte ab.

Den zweiten Vortrag hielt Herr Adjunct Klein aus Graz über zwei strittige Vasendarstellungen*).

Meine Herren!

Die Darstellung, auf die ich vorerst Ihre Aufmerksamkeit zu lenken wage, ist schon dadurch nicht ohne einiges Interesse, dass sie mit fest ausgeprägter Typik auf schwarz- wie rothfigurigen Vasen vorkommt. Zwei nackte**) Krieger, die plötzlich vom Leder ziehen, die Scheide noch in der Hand, Kameraden, die sie mit Gewalt zurückhalten, ein König, der zwischen sie tritt. Wo sich in diesen Elementen Abweichungen finden, verdanken sie, wie die Frauen, die auf einer Leydener Vase (Roulez, choix de vases peints du Musée de Leyde pl. XIII) die Streitenden zurückhalten, dem Restaurator ihre Existenz, oder beruhen, wie die Frau, die statt des Königs auf einer Londoner Schale (Catal. I, 829, publicirt von Birch, description of a fictile vase from Vulci, und Archaeologia XXXII. pl. I) in die Mitte tritt, bloss auf Annahme der Erklärer***); und so werden wir denn berechtigt sein ein Münchner Gefässbild (O. Jahn Nr. 330), das bisher mitgezählt wurde, auszuscheiden, bei dem der König fehlt, die Krieger bewaffnet nicht Streitende, sondern Streiter sind, und überdiess zwei Greise (also ein charakteristisches

*) An die Mitglieder der Section waren Separatabzüge der Tafeln 1 und 2 aus Conze's Vorlegeblättern, VI. Serie, vertheilt worden.

**) Auf den rothfigurigen Darstellungen entwickelteren Stils weniger crass als ungerüstet, auf den feinsten als halbgerüstet charakterisirt.

***) Die Tracht kann sowohl männlich als weiblich sein. Da der Kopf fehlt, so ist das wichtigste Kriterium der Ueberwurf des Obergewandes, und der ist mehr männlich; man vergleiche beispielsweise darauf hin Mann und Frau auf der Eurystheus-Darstellung des Euphronios (Conze, Vorlegeblätter Serie V. Taf. 7).

Moment) sie trennen. Es ist einleuchtend, dass dieses Bild zu dem von Welcker, alte Denkmäler III. S. 428 ff. Taf. XXVI, auf einen aufgehobenen Zweikampf zwischen Achilleus und Hektor gedeuteten gehört, welches dadurch aus seiner bisherigen Isolirung gehoben wird. Für unsre Darstellung haben Gerhard, Welcker und ausführlicher Birch a. a. O. die Scene zwischen Agamemnon und Achill im I. Buche der Ilias zur Erklärung herbeigezogen. Diese Deutung wurde durch Otto Jahn (Berichte der sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 1853 S. 21 ff., vgl. auch Overbeck, die Bildwerke zum theb. und troischen Heldenkreis S. 382) beseitigt, welcher den von Statius Theb. V, 660 ff. erzählten Streit zwischen Tydeus und Lykurgos um so sicherer zu erkennen glaubte, da derselbe von Amphiaraos und Adrastos unterbrochen am Amykläischen Throne dargestellt war*). Ich weiss nicht, ob gegen diese Erklärung ein anderer Widerspruch als der von Brunn, Bullettino dell' Instituto 1865 p. 53 erhoben wurde, doch scheint mir gegen das schlagende der Verweisung auf die Darstellung des Amykläischen Thrones schon eine ganz allgemeine Erwägung zu sprechen. Vasen sind ihrer Natur nach etwas bewegliches, nicht am Orte haftendes, und diese Thatsache findet ihren Ausdruck nicht allein in der tektonischen Form, auch die Darstellungen spiegeln sie wieder. Sie sind gangbar. Die Exegese einer so grossen, in ihrem innersten Kerne nicht einmal durch die Umwandlung der Technik berührten Bilderreihe auf einen fast verlegenen Mythos stützen zu wollen, diess kann kaum überzeugend sein. Allerdings ganz bedeutungslos ist die Parallele der Darstellung des Amykläischen Thrones nicht. Die Worte der Beschreibung lehren uns dort einen Typus kennen, zu dem sich unsere Darstellungen und die der Vase in München Nr. 330 verhalten wie die Gattung zum Individuum. Die Individualisirung ist vollzogen einerseits durch das Dazwischentreten einer Mittelfigur, andrerseits durch die Charakterisirung der trennenden als Greise. Das aber, was ich eben die Gattung nannte, sehen wir in alter Zeit als leibhaftiges Individuum. Es gehört ja doch unsere Scene auch im alten Epos zu jenen vielen, die immer aufs neue wiederkehren, typisch in der Schilderung, nur für den einzelnen Fall leise gemodelt. So werden wir, wenn wir uns jetzt zu einer anderen Vorstellung wenden, diess mit dem Gefühle thun müssen, dass eine zwingende Lösung bis nun nicht vorliegt.

Die zweite Darstellung, meine Herren, deren Betrachtung wir uns nun zuwenden, die des s. g. Würfel-Orakels, hat mit der früher behandelten sowohl das feste Schema als auch die Häufigkeit des Vorkommens und zwar ebenfalls auf schwarz- und rothfigurigen Vasen gemein. Sie beansprucht aber noch ein besonderes Interesse durch ihre Verwandtschaft mit der langen Bilderreihe der würfelspielenden troischen Helden, deren schönstes Glied die berühmte vaticanische Amphora des Meisters Exekias ist. So nahe ist dieser Zusammenhang, dass der erste Schritt der Exegese eine Trennung war, die nur nicht stets mit voller Schärfe aufrecht erhalten wurde. Allerdings wird diese schon im Alterthum vermisst; denn nur eine Vermischung beider Typen kann es erklären, wenn auf einer kleinen Amphora (Welcker, alte Denkmäler III. S. 13 Nr. 17) die Namen AXIΛEYΣ und AIAΣ neben den Spielern erscheinen und die Göttin zwischen denselben**).

*) Paus. III, 18, 7 Ἄδραστος δὲ καὶ Τυδεὺς Ἀμφιάραον καὶ Λυκοῦργον τὸν Πρώνακτος μάχῃ καταπαύουσιν. Die offenbare Verwechslung von Tydeus und Amphiaraos ist schon lange eingesehen.

**) Vgl. auch Gerhard, auserlesene Vasenbilder III, 219, 3. Ein geläufiges Beispiel eines

An dem Verhältniss der beiden Darstellungen zu einander ändert natürlich ein solcher Fall nichts; diess scheint vielmehr so gefasst werden zu müssen, dass unsere Darstellung durch Differenzirung der Würfelspielerscene gebildet ward. Aus den beiden sitzenden wurden hockende, es handelte sich ja nicht mehr um behaglichen Zeitvertreib, sondern, wie die Anwesenheit und die Action der Athene beweist, um folgenschwere gespannt erwartete Entscheidung. Die bisherige Erklärung*), welche Krieger vor dem Beginn der Schlacht das Orakel befragend zu sehen meint, hat, ganz abgesehen von anderen Gründen, noch gegen sich, dass sie keine der scharf ausgeprägten Einzelheiten erklärt. Sollen wir es schon nicht auffallend finden dürfen, dass gerade zwei das Orakel befragen, so muss es doch seinen Grund haben, dass die Action der Göttin einem der beiden gilt, dass sie, wie es die rothfigurigen Bilder deutlicher ausdrücken, Freude auf der einen Seite, Trauer auf der andern hervorruft. Die Entscheidung, diess zeigt die ganze Reihe der Darstellungen, ist eben zwischen beiden. Sehen wir uns nach einer Handhabe für einen neuen Versuch um, so fällt uns zunächst eine Schale auf (Gerhard, auserl. Vasenbilder III, 195 u. 196), welche eine Erweiterung der Scene durch je zwei gegen einen nicht sichtbaren Feind gerichtete Krieger zu beiden Seiten der Darstellung enthält. Doch ein prüfender Blick auf die Rückseite des Innenbildes der Schale lehrt uns bald, dass wir es hier mit einem willkürlichen Zusatz des Malers zu thun haben, der, hat er auch seinen Namen vor dem ΕΠΟΙΕΣΕΝ des Innenbildes zu schreiben vergessen, für uns doch, wie ich glaube, mit Sicherheit zu erkennen ist. Der Name des schönen ΗΙΠΠΑΡΧΟΣ weist auf Epiktetos, der aber stets ἔγραψεν als Bezeichnung seiner Kunstthätigkeit schreibt, die Typen und die ganze Manier weisen auf den mit diesem verbundenen Pampheios, und gerade bei diesem Maler haben ähnliche Zusätze, die sich auf seinen rothfigurigen Schalen finden und zum Theil wiederholen, die Exegese auf Abwege geführt. Hier will ich nur mit einem Worte darauf hinweisen, dass alle diese Zusätze sich erklären, wenn wir die schwarzfigurigen Schalen des Meisters berücksichtigen, die mit den so geläufigen Augen bemalt sind, zwischen denen eine Darstellung Platz findet, während hinter ihnen eine Figur oder Gruppe und zwar zweimal entsprechend angebracht ist, ganz wie auf der grossen Masse der Schalen mit Augen. In der rothfigurigen Technik fielen die Augen fort, es entsteht bei ihm ein Hauptbild mit einem sich auf beiden Seiten wiederholenden anorganischen Zusatz. Unser Gefäss hat, und diess ist besonders interessant, eines der beiden Augen an altem Ort als Schildzeichen bewahrt. Wenn wir nun für die Erklärung diesen unorganischen Zusatz wegschneiden, so gewinnen wir unsern Typus allerdings rein zurück, sind aber im Ganzen auf jenem Punkt angekommen, wo wir die erste Darstellung verliessen — bei der Rathlosigkeit.

Und nun, meine Herren, erwartet Sie eine kleine Ueberraschung: wir sehen beide Darstellungen vereint auf einer Schale des Duris im Wiener Industrie-Museum (Monum. dell' Instituto VIII. pl. 41). Hiemit sind wir wohl der Lösung um einen Schritt näher gerückt. Ich habe durch einige Zeit der Vasenmalerei meine Aufmerksamkeit zugewandt

---

ähnlichen Vorganges die Inschriften ΑΚΑΜΑ und ΠΟΛΥΧΣΕΝΕ auf der Iliupersis-Schale des Brygos, vgl. Brunn, Troische Miscellen S. 92.

*) Welcker, alte Denkmäler III. S. 3 ff.; vgl. Roulez, choix de vases peints p. 7 ff. und Annali 1867 p. 140 ff.

(was ich auch weiter zu thun gedenke) und da sah ich, dass vier, und gerade die bedeutendsten, die in fast ausschliesslicher Weise Schalenmaler sind, Euphronios, Duris, Hieron und Brygos, die Bilder jeder ihrer Schalen durch ein geistiges Band verknüpfen, es geht durch diese Werke das Gesetz der kyklischen Composition. Die Aussenbilder sind demselben zunächst unterworfen; wenn es sich auf diese beschränkt, dann wird das Innenbild dadurch förmlich neutralisirt, dass es eine Scene des gewöhnlichen Lebens, wenn auch manchmal mit einem ganz leichten mythischen Gewande umworfen, darstellt. Ich will nur an die Variationen des bei allen vieren vorkommenden Thema's: Eine Frau schenkt einem Manne Wein in die hingehaltene Schale, erinnern. Diese Regel hat ihre Ausnahme, die wieder bei allen dieselbe ist, sie erstreckt sich nämlich nicht auf jene Gefässe, deren sichere Erklärung noch nicht vollständig gelungen ist, und so ist auch unseres eine und zugleich die einzige Ausnahme unter den 15 bekannten Schalen des Duris. Wenn ich Sie also bitte, auf einen Interpretationsversuch unserer beiden Darstellungen nochmals einzugehen, so werden Sie wohl die neue Grundlage, die der gemeinsamen Behandlung, die ich an die Stelle der letzten Nebeneinanderbehandlung (Annali 1867 p. 140 ff.) setze, um so eher anzunehmen geneigt sein, als auch eine andere Ihnen in der Abbildung vorliegende Londoner Schale beide Scenen in gleicher Weise vereinigt. An die Besprechung der Duris- und der Londoner Schale will ich dann noch einige Worte über eine Leydener Schale Roulez pl. II. anknüpfen.

Mit feiner liebevoller Charakterisirung ist von Duris die Streitscene ausgeführt. Der jüngere Held hat mit so plötzlicher Heftigkeit das Schwert aus der Scheide gerissen, dass die Achselklappe seines Panzers aufgesprungen ist. Er holt schon zum Streiche aus, da fassen die herbeigestürzten Kameraden seinen Arm, während der Gegner nicht einmal dazu kommt sein Schwert aus der Scheide zu ziehen; gegen jenen wendet sich der König Einhalt gebietend. In der Mitte liegt eine vollständige Rüstung. Wem gehören diese Waffen? Die so natürliche Frage trifft den Kern des Streites; wem sie gehören sollen, diess zu entscheiden wird vom Wort zum Schwert gegriffen. Es ist des Aias und Odysseus Streit um die Waffen des Achilleus. Aber auch das Schwert fällt seinen Spruch nicht; der Gewalt tritt hindernd Gewalt entgegen. Die andere Seite kann uns nichts bieten als die Lösung. Diese erfolgt durch das einzige nach griechischem Sinne noch übrige Mittel, durch göttliche Entscheidung. Beide Helden sind vor der Athene mit dem Würfeln der Lose beschäftigt, jener Art von Orakel, von der wir nur zwei, aber hier sehr passende Punkte wissen (vgl. die von Roulez beigezogenen Stellen): dass es das specielle Orakel dieser Göttin war, und dass es nicht immer die Wahrheit sprach. Der Künstler hat die Entscheidung schon durch die verschiedene Anzahl der Würfel auf beiden Seiten, noch mehr aber durch die Haltung der Athene ausgedrückt; die Spannung macht an den Enden auf der Seite des Aias dem Schmerze, auf der des Odysseus der Freude Platz. Ihm gehören die Waffen, das klingt voll und ganz im Innenbilde aus. Es ist keine Rüstungsscene, die man erkennen wollte, sondern eine Waffenübergabe. Ein Jüngling hält mit der linken einem bärtigen Manne, der Schild und Lanze bereits genommen, den Helm hin und reicht ihm mit der rechten den Panzer, den dieser fasst; unten stehen die Beinschienen. Jüngst hat eine neu gefundene Schale unseres Meisters, nun glücklicherweise in deutschem Besitz, ihn von einer neuen Seite kennen gelehrt. Es ist eine lebendige Schilderung des attischen Schulunterrichtes, die

den volltönenden Anfang eines alten Liedes, eine Reminiscenz seiner ehemaligen Jugendlectüre, gerettet hat. Diess will mich verleiten im Zeichen des Schildes, den nun Odysseus trägt, eine ganz ähnliche Jugenderinnerung des Meisters zu finden. Die Analogie mit der Homerischen Schilderung der Spange des Odysseus (Od. XIX, 226) ist auffallend genug, und die Annahme, dass Duris solche Reminiscenzen eben so unorthographisch malte als er sie schrieb, nicht allzu kühn.

Die Londoner Schale bietet in ihren ganz ähnlichen Aussenbildern das eine neue, dass die Waffen zu beiden Seiten unter die Henkel vertheilt sind, also auch äusserlich als das beiden Darstellungen gemeinsame Moment bezeichnet sind. Das Innenbild (es ist von Birch auch in seiner History of ancient pottery p. 201 für Peleus und Thetis erklärt) zeigt uns die Wegführung der Briseis und reiht so an den Streit über die Waffen des Peliden jenen des Peliden selbst. Der Künstler zeigt sich auch hierin würdig jener grossen Schalenmaler, zu deren Zeit er lebte, deren Compositionsprincip auch seines war. Der Maler der oben erwähnten Leydener Schale schildert auf der einen Aussenseite die Entscheidung, die andere führt uns den betrübten Aias von einem bärtigen Manne getröstet und Odysseus, der von einem Jüngling unterstützt die Waffen anlegt, vor. Das Innenbild zeigt nochmals einen Theil der Orakel-Entscheidung. Auch in dieser abgeflachten Darstellung ist das Princip der kyklischen Composition beibehalten.

Das Resultat unserer Betrachtung ist die Zuweisung zweier grosser Denkmäler-Reihen an eine im Epos wie im Drama hochgefeierte Sage. Die griechische Poesie spendet dem Archäologen so oft Licht auf seinen Pfaden, diessmal aber gleitet ein allerdings schwacher Strahl von den Kunstwerken in ihre Trümmerstätte.

Der Streit um die Waffen des Achilleus galt bisher als nur durch ein schwarzfiguriges Gefäss der Neapler Sammlung (Heydemann Nr. 3358, abgebildet Annali 1865 tav. d' agg. F.) auf Vasen vertreten. Diese inschriftlich gesicherte Darstellung zeigt uns ein friedliches, naiv geschildertes Wortgefecht. Im Anschluss hieran sei das von Welcker, alte Denkm. III. S. 25 ff. Taf. 3 als „Athene bei dem Streite der Atriden vor der Abfahrt von Ilion" gedeutete Vasenbild erwähnt; es zeigt uns jenes friedliche Stadium der Auseinandersetzung in genauer Anlehnung an den Typus des „Würfel-Orakels". Ein interessantes Gegenstück bildet eine Lekythos der archäologischen Gesellschaft zu Athen (Nr. 671; Heydemann, Griech. Vasenbilder S. 7, Anm. 1), auf der im Mittelpunkte der Streitscene Athene die Stelle des Königs einnimmt. Nähert sich dort der Typus der Entscheidung dem des Streites, so findet hier das entgegengesetzte Statt. Diese gegenseitige Einwirkung beider Typen auf einander beweist aufs neue die Richtigkeit des Principes, nach welchem ich den Ihrer Beurtheilung vorgelegten Lösungsversuch gewagt, die Annahme ihrer Zusammengehörigkeit.

Herr Professor Brunn knüpfte daran folgende Bemerkungen:

Der Vortrag, welchen wir eben gehört, würde Stoff zu weitgehenden Erörterungen bieten; bei der Kürze der Zeit beschränke ich mich jedoch auf Andeutungen über die Hauptpunkte. Mit Recht betont der geehrte Herr Vorredner, dass es weder bei den zahlreichen Darstellungen von Würfelspielern, noch bei denen gewaltsam unterbrochener Streitscenen möglich ist, mit einer und derselben Erklärung für alle auszukommen, sondern dass einzelne Bilder oder kleinere Gruppen nach ihren besonderen Motiven auch

eine besondere Deutung verlangen. So war auch mir bereits früher der Gedanke nahe getreten, das Münchner Vasenbild n. 330 auf den aufgehobenen Zweikampf zwischen Achilleus und Hektor zu beziehen. Nach dem allgemeinen Grundschema dieser Darstellungen ist auch eine Schale des Hieron (Mon. d. Inst. VI, 22) componirt, um den Streit des Diomedes und Odysseus wegen des, oder hier wegen der zwei Palladien uns vor Augen zu führen; und so mögen auch die noch übrigen verwandten Bilder nicht auf einen, sondern auf verschiedene Mythen zu beziehen sein. Was nun die Schale des Duris anlangt, so wird wenigstens ein Mitglied dieser Versammlung mir bezeugen können, dass die Deutung auf den Streit des Aias und Odysseus um die Waffen des Achill auch von mir bereits in meinen Vorlesungen aufgestellt worden ist. Es freut mich, diese Uebereinstimmung zu constatiren, indem sie gewiss eine erwünschte Gewähr für die Richtigkeit der Erklärung bietet. Im Princip darf ich meine Uebereinstimmung auch mit dem erklären, was der Vorredner über „kyklische Compositionen" bemerkt hat; nur dass ich glaube, den „trilogischen Zusammenhang" (wie wir vor dreissig Jahren in dem Kreise Emil Brauns das Verhältniss z. B. in der Kodros-Schale bezeichneten) in etwas anderem und weiterem Sinne fassen zu müssen. Der Künstler kann innerhalb eines einzelnen Mythos stehen bleiben und an ihm seine Idee trilogisch entwickeln. Er kann aber auch die Sätze seiner Trilogie durch die poetische Analogie an andern innerlich verwandten Mythen darlegen, gerade wie Pindar und die Tragiker in ihren Chorgesängen sich der poetischen Analogie bedienen. Immer jedoch müssen bedeutende Stoffe, bedeutende Momente gewählt werden, die sich einem gemeinsamen Grundgedanken unterordnen; es genügt nicht ein trocknes Aneinanderreihen von Thatsachen. Aus diesem Grunde kann ich die uns vorgeschlagene Deutung des Innenbildes der Duris-Schale nicht billigen. Die blosse Auslieferung der Waffen nach der Entscheidung ist ein zu bedeutungsloser Moment; und wer soll der Jüngling sein, der sie ausliefert? Ein blosser Diener ist es nach seiner Bekleidung nicht; welcher unter den bekannten Heldenjünglingen aber hätte Anspruch diese Stelle einzunehmen? Fassen wir die Sache tiefer: das Urtheil lautete allerdings zu Gunsten des Odysseus. Im Grunde aber waren doch seine Ansprüche nicht über allen Zweifel erhaben; und sein Sieg verschuldete den Tod eines der besten unter den griechischen Helden. Wir wünschen eine moralische oder poetische Sühne, und diese ist es, welche uns das Mittelbild darbietet: aus eigenem, freiem Antriebe übergibt Odysseus die Waffen dem Neoptolemos; nicht Aias, aber auch nicht Odysseus, sondern Neoptolemos ist es, dem allein der vollste, unbestrittenste Rechtsanspruch auf die Waffen seines Vaters zusteht. — Einen verwandten Gedanken, nur durch poetische Analogie ausgedrückt, finde ich auch im Innenbilde der zweiten, der Londoner Schale, in dem ich nicht die Wegführung, sondern die Rückführung der Briseis zu Achilleus zu erkennen glaube. Diese Scene verhält sich zu dem Streite des Agamemnon und Achilleus gerade ebenso, wie die Rückgabe der Waffen des Achilleus an seinen Sohn zu dem Streite zwischen Odysseus und Aias: auch hier Sühne und Versöhnung. (Weniger nahe liegt die Analogie in der oben erwähnten Schale des Hieron mit dem Streite über das Palladion. Theseus ist im Innenbilde dargestellt, wie er das Schwert gegen seine eigene Mutter Aithra zieht. Jedenfalls folgt aber auch hier auf den Streit die Versöhnung). — Nicht so klar bin ich mir bis jetzt über das zweite Aussenbild: die Würfelscene. Nach der äusseren Darstellung, wie nach meiner Auffassung der trilogischen Beziehungen liegt keine bestimmte Nöthigung vor, sie mythologisch zu fassen

und ganz direct auf den Streit des Aias und Odysseus zu beziehen. Es scheint mir, dass sie sich zu dem bekannten Würfelspiel des Achilleus und Aias etwa so verhält, wie die figurenreichern, noch immer nicht hinlänglich erklärten Sphinx-Darstellungen zu den einfacheren, in denen es sich um die Lösung ihres Räthsels durch Oidipus handelt. In keinem Falle aber wird sie in der Reihenfolge nach der Streitscene angesetzt werden dürfen. Denn erst der nach Aias Meinung ungerechte Urtheilsspruch konnte ihn sich so weit vergessen lassen, dass er in blinder Wuth das Schwert gegen seinen bisherigen Waffengenossen zog. Sie bildet vielmehr die Einleitung, und wir werden uns vorläufig begnügen müssen, in ihr eine Hinweisung auf den allgemeinen Gedanken zu finden, wie oft in den schwersten Conflicten und bei etwa gleichwiegenden Ansprüchen die Entscheidung nicht ein Resultat der Nothwendigkeit, sondern gewissermassen eines zufälligen Spieles des Schicksals ist.

Der Vorsitzende dankt den Rednern für ihre Vorträge, veranlasst die Feststellung der nächsten Tagesordnung (Donnerstag 1. Octob. 9—11 Uhr) und schliesst hierauf die Sitzung.

Dritte Sitzung, Donnerstag den 1. October 9—11 Uhr.

Auf Einladung des Präsidenten hält Herr Prof. P. Flavian Orgler aus Hall in Tirol einen Vortrag über einige in neuerer Zeit in Süd-Tirol gefundene Antiken.

Ich erlaube mir, die Aufmerksamkeit der verehrten Versammlung auf einige antike Gegenstände zu lenken, welche in neuerer Zeit im Süden unseres Landes gefunden wurden. Dahin gehören einige interessante Fibeln oder Heftnadeln, einige bildliche Darstellungen auf Bronzeblech und ein römischer Wagbalken.

1. Fibeln. — Von den Resten römischer Alterthümer aus dem häuslichen Leben wird in Tirol, vorzugsweise wohl nur in den südlichen Landestheilen, kein Gegenstand häufiger gefunden als Heftnadeln. Der tirolische Alterthumsforscher Roschmann, dessen vor 120 Jahren verfasstes Werk über tirolische Alterthumskunde sich als Manuscript im hiesigen Museum befindet, erklärt das häufige Vorkommen der Heftnadeln aus dem Umstande, dass diese beim römischen Anzuge so unumgänglich nothwendigen und in verschiedenartiger Weise verwendeten Fibeln auch den Verstorbenen beigegeben wurden und auch bei Leichenverbrennungen sich erhalten haben.

Im allgemeinen zu bemerken, bedienten sich sowohl Männer als Frauen bei ihrem Anzuge der Fibeln. Isidorus bezeichnet den Zweck derselben mit den Worten: „Fibulae sunt, quibus pectus feminarum ornatur, vel pallium tenetur viris in humeris, ceu cingulum in lumbis“. Demnach hatte die fibula einen doppelten Zweck; sie war einerseits ein Schmuckgegenstand für die Frauen und andrerseits ein Instrument, mittelst dessen die um die tunica gelegten Kleider, die toga ausgenommen, befestigt wurden. Wenn man die Kleider, die zum römischen amictus gehörten, betrachtet, so wird man behaupten dürfen, dass die Fibeln vielfach die Stelle unserer Knöpfe, Schlingen und Schliessen vertraten.

Bei der Männerkleidung finden wir die fibula mit Bestimmtheit zum Zusammenheften der lucerna auf der rechten Schulter. Tertullian bemerkt hierüber: „Pallii habitus in fibulae morsu humero acquiescebat"; und Octav. Ferrarius: „Fuere necessaria, quoniam pallia aperta et reliqua amicula, quae tunicae iniciebantur, ne humeris defluerent, fibula nectebantur". Unter den 'reliqua amicula' haben wir uns wohl die übrigens wenig bekannte laena, abolla und endromis zu denken; mit Bestimmtheit aber gehört dazu das sagum der Soldaten. Dass den Soldaten goldene Fibeln als Ehrengeschenke gegeben wurden, ersehen wir aus Livius XXVII, 19, wo Scipio den gefangenen numidischen Prinzen neben andern werthvollen Gegenständen auch mit einer kostbaren Fibel beschenkt, und aus XXXIX, 31: „Quinctius alter praetor suos equites catellis ac fibulis donavit".

Bei den Frauen finden wir den offenen Theil der stola oder zweiten tunica durch eine Fibel zusammengehalten und auch bei der ärmellosen tunica wurde der vordere und hintere Theil mittelst einer oder mehrerer Fibeln über der Achsel verbunden.

Wir können hier unmöglich speciell auf den Gebrauch eingehen, den die Fibeln bei den Römern fanden; wir müssten zu diesem Zwecke auch die einzelnen römischen Kleidungsstücke näher in Betracht ziehen. Es würde auch in unserer Zeit schwer sein, den Gebrauch der jetzigen Heftnadeln, Schliessen, Schnallen und Broschen speciell anzugeben. Namentlich mögen auch die römischen Frauen erfinderisch gewesen sein, beim Gebrauche der kostbaren Fibeln das nützliche mit dem zierlichen zu verbinden. Bezüglich der Form der Fibeln bemerkt der früher citirte Roschmann, dass sie „longe alia, quam qua nos utimur, forma occurrunt". Diese Behauptung passt für unsere Zeit wohl nicht mehr ganz, weil gerade die Broschen und Heftnadeln sich wieder mehr der antiken Form nähern, wie es auch theilweise die Umgestaltung der Kleidertracht bedingt.

Die nothwendigen Theile einer fibula sind: 1) die Nadel selbst; 2) der Bügel; 3) das Charnier oder die cylindrische Windung und 4) die Hülse oder der Haken zur Aufnahme der Nadel. Die Nadel ist im obern Theile entweder durch ein Charnier mit dem Bügel verbunden oder, was häufiger vorkommt, gefiedert, indem sie selbst nur eine Fortsetzung der cylindrischen Windung aus Draht ist. Diese Windung oder im ersten Falle das Charnier ist an einem Bügel befestigt, der in seinem untern Theile nach rückwärts zu einer Hülse umgebogen ist oder einen Haken trägt, der bestimmt ist, die Nadel im Verschlusse zu halten. Der Bügel ist derjenige Theil der Nadel, welcher die reichste Mannigfaltigkeit an Ornamenten aufweist und eben dadurch auch die Fibel zu einem Schmuckgegenstande macht.

Speciell also von den in Tirol gefundenen Fibeln zu sprechen, besteht der Bügel gewöhnlich aus einer mehr oder weniger gebogenen Spange, die selbst wieder verschiedenartig geziert ist, theils durch Einschnitte, durch Gravierungen — gewöhnlich Kreise mit Punkten — oder es sind Verschlingungen, Kugeln, oder auch Scheiben — oft 2 aus spiral gewundenem Bronzedraht in Radform. Seltener kommen Thierfiguren vor; mir ist nur eine Bronzefibel aus Borgo bekannt, die als Bügel eine Reiterfigur trägt. Einige (der hier vorliegenden) Fibeln, namentlich die von grösserer Form, haben am untern Ende einen Ring, der wohl wieder zur Aufnahme von Schmuckgegenständen, vielleicht von Klapperblechen gedient haben mag.

Andere Fibeln kommen — meines Wissens — nur in Tirol vor, die ich Zangenfibeln heissen möchte, die flach sind und bei denen die Nadel mit dem Bügel durch einen

Nietnagel, in Form einer Scheere verbunden ist, die sich nach oben fortsetzen und dort mit den zusammengebogenen Spitzen eine Art Zange bilden. Ob diese kleine Zange den Zweck hatte, Falten des Kleides zusammenzuhalten oder auch Schmuckgegenstände aufzunehmen, wage ich nicht zu entscheiden. (Die anwesenden Herren bemerken, derartig geformte Fibeln noch nicht gesehen zu haben).

Von den tirolischen Fibeln, die mir zu Gesichte kamen, trägt eine einzige eine Inschrift mit vertieften Buchstaben auf der zwischen dem Bügel und dem Charnier befindlichen Fläche. Ich lese .VRNACO. Es dürfte aber zu Anfang des Wortes ein Buchstabe weggebrochen sein. Wahrscheinlich ist es die Stempelinschrift des Fabrikanten, wie solche an Lampen oder irdenen Gefässen vorkommen. Die der Form nach einfachsten Fibeln bestehen aus einem 2 mal umgebogenen Bronzedraht, ganz ähnlich unsern sogenannten Sicherheitsnadeln.

Betrachtet man die Grösse dieser — hier vorliegenden — Fibeln und namentlich die Dicke der Nadeln, so muss man annehmen, dass an dem Kleide entweder Ringe oder Oeffnungen zum Durchzuge der Nadel angebracht waren, da sonst der Stoff, er wäre denn selbst sehr grob und dick gewesen, hätte zerrissen werden müssen.

Eine dieser grössern Fibeln stammt aus Buchholz, einem Bergdorfe oberhalb Salurn, und wurde in einem Grabe mit Leichenbrand gefunden; sie stammt also aus der Zeit vor 250 n. Chr., weil von dort an die Leichenverbrennung aufhört. Die grösste Fibel wurde bei Borgo gefunden; sie misst 26 centim., während die grösste im Antikencabinet in Wien eine Länge von 30 centim. erreicht.

Bezüglich des Stoffes, aus dem die in Tirol gefundenen Fibeln verfertigt wurden, kommen solche aus Gold, Bronze und Eisen vor; letzteres Metall ist nur in einigen Bruchstücken aus Borgo vertreten. Das einzige aus Goldblech fabrizirte Stück, dessen Bügel eine Halbkugel bildet, gehört in das hiesige Museum. In Gröden wurde eine jener obigen aus Buchholz ähnliche Fibel gefunden, die vergoldet war; die meisten der in Tirol aufgefundenen römischen Heftnadeln sind aus Bronze und zeigen in Bezug auf Grösse und Bügelverzierung eine reiche Mannigfaltigkeit.

2. Die bildlichen Darstellungen auf den Bruchstücken einer Bronze-Situla aus Moritzing. Wenn ich mir die bereits im Bozener Gymnasialprogramm v. J. 1870 besprochenen Moritzinger Fundstücke hier noch einmal vorzuführen erlaube, so geschieht es wohl nur in der Absicht, um die verehrten Herren zu ersuchen, ihre Ansicht über diese merkwürdigen Artefacte mitzutheilen.

Im Jahre 1868 wurden in der Nähe von Moritzing (bei Bozen) unter einem Steine grössere und kleinere Stücke von bronzenen Henkelgefässen gefunden, die eigenthümliche bildliche Vorstellungen in getriebener Arbeit mit sicher eingeschlagenen Conturen aufweisen. Betreffs der Oertlichkeit muss ich bemerken, dass schon mehrere Jahre früher in der Nähe dieser Fundstelle ein Bronzehenkel mit einer etruskischen Inschrift gefunden worden war und dass auch Corssen (Ueber die Sprache der Etrusker I. Bd. S. 937) ein Gefäss mit einer etruskischen Inschrift aus dieser Gegend aufführt. Die ursprünglich reihenartigen Abbildungen sind hinsichtlich der Grösse der Figuren von einander etwas verschieden, weisen aber in der Mannigfaltigkeit der Vorstellungen weniger Abwechslung auf, insofern sich Pferde und männliche Figuren am häufigsten finden und dieselbe Vorstellung sich öfters wiederholt. Die Pferde erscheinen einzeln oder paarweise trabend;

einigen derselben hängt aus dem Maule ein beutelähnlicher Gegenstand oder eine geschwungene Schnur, an deren Ende sich eine Kugel befindet. Die Pferde, deren einige lanzenförmige, rückwärts liegende grosse Hörner an der Stelle der Ohren tragen, sind ziemlich roh gezeichnet mit einem langgestreckten, windhundartigen Leibe. Die männlichen Figuren sind in sackartige, faltenlose Gewänder gehüllt und mit flach gewölbten, napfartigen Mützen bedeckt; die Gesichter sind sehr roh gezeichnet und in die Kleider sind schief sich kreuzende Linien ungemein zart eingeritzt. Diese Männer sind mit den Pferden beschäftigt; einer z. B. geht hinter einem Pferde und hält in der Hand das Leitseil; ein anderer hält einem Pferde einen Kessel vor; wieder ein anderer sitzt auf einem ungesattelten Pferde; ein Bild zeigt 3 Personen in einem vierrädrigen Wagen und auf einer im Kreise laufenden Vorstellung (auf einem Gefässdeckel) folgen sich abwechselnd ein Mann und ein Pferd. Aus den Fragmenten zu schliessen, hatte sich jede dieser Vorstellungen öfters wiederholt. Als Ornamente kommen am häufigsten mit Perllinien eingefasste Rundbuckeln vor, die unter den Pferden angebracht sind; ferner auch Ornamente, die an die gothischen Fischblasen erinnern; andere Ornamenten-Streife sind mit schiefen Strichen oder Zickzacklinien ausgefüllt. Drei dieser Fragmente haben an dem um einen dicken Eisendraht gestülpten Rande Einschnitte, die ihre Bedeutung als Zahlen haben dürften. Auch auf Fundstücken aus Hallstadt kommen solche Zeichen vor, die nach der Ansicht des Freih. v. Sacken auf etruskischen oder italischen Charakter zu deuten scheinen. Ausser diesen Bruchstücken von Bronzegefässen wurden zwei Schwerter von Eisen (zweimal zusammengebogen) und ein eingedrückter, theilweise von Rost zerfressener Helm aus Eisen, so wie eine Bronzeklinge (mit abgebrochener Spitze) von 10 centim. Länge an der nämlichen Stelle gefunden. Wie sich die verehrten Herren aus den vorliegenden Originalien überzeugen mögen, ist die Aehnlichkeit der männlichen Figuren auf den Moritzinger Fundstücken mit jenen auf dem Matreier-Reife wirklich überraschend, und ist letzterer, wie die Archäologen behaupten, etruskischen Ursprunges, so muss man ohne Bedenken auch den Moritzinger Gefässstücken diesen Charakter zuerkennen.

Indessen vermag ich dennoch hierüber nicht jedes Bedenken zu unterdrücken und ich erlaube mir, den verehrten Herren meine diesfälligen Zweifel mit der Bitte vorzulegen, mir gütigst Ihre Ansichten hierüber mitzutheilen. Unwillkürlich nämlich drängt sich mir bei Betrachtung dieser Abbildungen der Gedanke an Gallien auf und zwar einerseits wegen des gehörnten Pferdes und des Reiters auf ungesatteltem Pferde, andrerseits wegen der übrigen an derselben Stelle gefundenen Stücke. Zu letztern gehören 2 Schwerter aus Eisen sammt eiserner Scheide, zweimal umgebogen, die mit jenen, welche an der Tène im Neuenburger See gefunden wurden, eine unläugbare Aehnlichkeit haben. Wenn auf Grund der in der Schweiz aufgefundenen Gegenstände, nämlich massaliotischer und gallischer Münzen, der gläsernen Armringe und der gallischen Eisenschwerter die Handelsverbindung dieses Landes mit Massilia und Gallien behauptet wird, so kann dieses aus dem nämlichen Grunde auch für Rätien nachgewiesen werden. Auch in Südtirol wurden an verschiedenen Stellen Münzen aus Massilia gefunden. Dazu kommt noch der Fund eines Armringes aus weissem Glas, der bei Borgo ausgegraben wurde, und endlich die oben erwähnten Eisenschwerter, welche jenen aus dem Neuenburger See auffallend ähnlich sind und welche unzweifelhaft gallischen Ursprunges sind. Der Umstand, dass sich Etrusker und Massalioten im Handel gegenseitig Concurrenz machten, lässt es auch, wie

Mommsen bemerkt, begreiflich erscheinen, dass Waaren von beiden Völkern neben einander getroffen werden, und dass nicht alle Artefacte, welche eine ausgebildete technische Fertigkeit voraussetzen, von den Etruskern herrühren müssen.

Zum Schlusse erlaube ich mir noch 3. einen römischen Wagbalken (Schnellwage) aus Bronze zur Einsicht vorzulegen; meines Wissens der einzige, der bisher in Tirol gefunden wurde. Er stammt aus dem Nonsberge, wo er von einem Bauern, angeblich bei Dermon, sammt der dazu gehörigen Schale aufgeackert wurde. Ein Vergleich desselben mit den bei Overbeck („Pompeji") abgebildeten römischen Wagen zeigt die genaueste Aehnlichkeit, so dass die im genannten Werke enthaltene Beschreibung römischer Schnellwagen auch für die vorliegende benutzt werden könnte. Die Länge des ganzen Wagbalkens misst 45 centim. Der grosse Arm ist vierseitig; der kleine flach und breit. An zwei gegenüberliegenden Flächen des erstern sind die (2) Scalen und an den Kanten die Punkte und Striche für die Bezeichnung der Bruchtheile der Gewichtseinheiten*).

An der an diesen Vortrag sich knüpfenden Debatte betheiligten sich die Herren Brunn, Bursian und Klein. Herr Prof. Brunn bemerkte im wesentlichen, dass diese Bronze-Reliefs entschieden etruskischen Einfluss zeigen, aber ebenso entschieden nicht von etruskischer Hand gearbeitet sind. Nur glaubte er nicht in die Weite schweifen zu sollen, wo das gute so nahe liege. „Warum sollten sie nicht Arbeiten einheimisch rätischer Kunstindustrie sein?" Ebenso rief die Scala des Wagbalkens eine Discussion hervor, an der die Herren Bücheler, Bursian, Christ und Clason sich betheiligten. Schliesslich nimmt auch der Vorsitzende das Wort und bemerkt, dass man für jene Matreier-Bronzefragmente, wie er in seinem einleitenden Vortrage gethan, jedenfalls einen Zusammenhang mit der etruskischen Kunst annehmen müsse. Hiefür sprechen nach seiner Ansicht erstlich Inhalt und Form der Darstellung, wie schon Cavedoni hervorgehoben, ferner der Umstand, auf den Sacken aufmerksam gemacht, dass nämlich die Kettenglieder eines solchen Zusammenhanges durch das tirolische Etschthal und Oberitalien bis zu den Nekropolen Etruriens sich verfolgen lassen, und endlich die ausschlaggebende Thatsache, dass mit den fraglichen Blechen zugleich auch ein (wahrscheinlich dazu gehöriger) Bronzehenkel mit etruskischer Inschrift aufgefunden wurde.

Hierauf hält auf Ersuchen des Herrn Professor Brunn, der inzwischen den Vorsitz übernommen hatte, Herr Studienlehrer Dr. Flasch aus Würzburg seinen bereits angekündigten Vortrag. Derselbe betraf den Athletenkopf der Münchner Glyptothek Nr. 302 und lautete wie folgt:

Bronzekopf der Glyptothek zu München (Nr. 302).

Publicirt bei Piroli, Mus. Nap. IV, 74, doch ungenügend; besprochen von Brunn, Beschreibung der Glyptothek zu München 302.

An den Lippen sind noch Reste der einstigen Vergoldung; die Augen waren von anderem Stoffe eingesetzt; modern ist die Büste. Vom Halse hat sich soviel erhalten,

---

*) Mittlerweile veröffentlichte Herr Prof. A. Conze in Wien über die oben unter Nr. 2 erwähnten Gefässstücke aus Moritzing in den „Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica" 1874 eine Abhandlung, in welcher er diese Abbildungen als Artefacte der Bronze-Technik bezeichnet, wie selbe bei den Italikern und ihren nördlichen Nachbarn üblich war. Auf der Tafel mit den Abbildungen er-

dass sich daraus die ursprüngliche Haltung des Kopfes bestimmt erkennen lässt. Er wendete sich sanft zur rechten Seite mit einer schwachen Senkung nach vorne. Der Restaurator hat Kopf und Büste nicht wohl zusammengefügt; ohne auf die angezeigte Wendung und Neigung Rücksicht zu nehmen, hat er den Kopf allzu senkrecht aufgesetzt, und die Folge davon war Steifheit und Mangel an Rhythmus.

Das Bild, zu welchem dieser Kopf dereinst gehörte, stellte einen μελλέφηβος dar, einen heranreifenden Jüngling von ungefähr derselben Altersstufe, auf welcher, um an ein bekannteres Werk zu erinnern, die Figur mit der Inschrift des Künstlers Stephanos steht. Die reichen und langwelligen Locken seines Haupthaares sind von einer Taenie umbunden.

Kein Zug göttlichen oder heroischen Wesens spricht sich in der Formbildung des Kopfes aus. Andrerseits fehlt selbst die geringste Spur, dass wir uns hier dem getreuen Porträt irgend eines Individuums gegenüber befinden. Es ist hier weder ein bestimmter auf Grund religiöser oder mythologischer Anschauungen geschaffener Idealtypus zu erkennen, noch haben sich individuelle Gesichtseigenthümlichkeiten ausgeprägt, welche an diese oder jene Persönlichkeit denken liessen. Dadurch tritt der Kopf in den Kreis athletischer Darstellungen, die mehr als Genre- denn als Porträtbilder sich offenbaren, in denselben Kreis, in welchen die berührte Figur des Stephanos, der von Friederichs nachgewiesene Doryphoros, der Diskobol des Myron, der Apoxyomenos des Lysippos u. a. gehören. Es sind Bilder von Jünglingen mit athletisch veredeltem Körper, mit normal schönem Antlitz, woraus das individuell abnorme verbannt ist; es sind Idealbilder jugendlicher Athleten, nach deren Namen zu fragen wir ob der kanonischen Schönheit vergessen. Der Kopf unseres Jünglings trägt im Haare die Taenie, das Zeichen des Sieges.

Ein besonderes Interesse erweckt dieser Kopf in demjenigen, der die Stilgeschichte der griechischen Kunst verfolgt; sein kunsthistorischer Werth war es zunächst, der mich veranlasste, den Gyps nach Innsbruck bringen zu lassen, um daran die Frage nach der Entstehungszeit des Originals zu erörtern.

Leicht erkennt auch der auf dem Gebiete antiker Kunststilistik weniger erfahrene, dass wir einem Werke von strenger und stilvoller Richtung gegenüber stehen, worin auf der einen Seite die starren unentwickelten Formen des Archaismus, auf der anderen die naturalistischen, nüchtern wahren der alexandrinischen und römischen Zeit ausgeschlossen sind. Was die hier vollzogene Ueberwindung des archaischen anlangt, so will ich keine Worte verlieren, da jedermann an der vollendeten Ausbildung aller Theile ersieht, dass diess Werk nur nach der Mitte des V. Jahrh. v. Chr. entstanden sein kann. Förderlich aber scheint es mir, wenn ich kurz auf die Weite des stilistischen Abstandes hinweise, welcher zwischen ihm und den Werken der Lysippischen Epoche stattfindet. Zur Zeit des Lysippos hat die architektonische Grundlage des menschlichen Körpers jene grosse Bedeutung verloren, die sie zur Zeit eines Pheidias, eines Polykleitos gehabt hatte. An die Architektur haben sich damals wie an ein festes, allenthalben sichtbares Gerüste schmückend und detaillirend die einzelnen Partien von Muskeln und Fleisch angelegt gleich einem Gewande, das allerwärts an den Körper sich anschmiegt, ihn in seiner

---

scheinen auch die Bruchstücke, so weit als möglich, zu einer hübschen cylindrischen situla zusammengesetzt. Fl. Orgler.

Bildung nicht verbergen, sondern durchscheinen lassen, am allerwenigsten ein selbständiges Leben entfalten will. In den Werken des Lysippos hingegen sehen wir, wie der Architektur die Herrschaft streitig gemacht wird; wie sie verkleidet, verdeckt wird, so weit es geht; wie das untergeordnete, ornamentale zu wuchern beginnt, mit seiner üppigen Fülle den Bau so umschlingt, dass man ihn nur in seinen Hauptumrissen noch durcherkennt. Das Ziel, auf das man hier zusteuert, ist möglichst grosser Naturalismus, d. h. möglichste Annäherung an die Erscheinungen der Natur auf der Oberfläche, welche allein das Auge sieht, während in alter Zeit die Natur in ihren innersten Tiefen erfasst, jedes Bild von innen heraus gestaltet wurde. Die Blosslegung des structiven Gedankens ist der grossen Kunst des V. Jahrh. Princip, überall wird das wesentliche breit und bestimmt geschildert, woran das unwesentliche wie eine untergeordnete Zierde sich anlehnt. Die Zurückdrängung des structiven geschieht durch kräftige, reiche Ausbildung des Details, der Ornamentik. Grosse, ruhige Flächen gehen dadurch verloren; die äusseren Conturen steigen und fallen in unendlichem Wechsel, in kaum fühlbaren sanften Uebergängen; continuirte, durchgreifende Linien gibt es nicht mehr, sie brechen sich ins unendliche; jene Unterordnung des nebensächlichen unter grössere Partien, jene Unterdrückung dessen, was das klare System hätte trüben können, wie das die Kunst des Pheidias übt, geht dem Geschmacke der zweiten Hälfte des IV. Jahrh. zuwider.

Nach diesen Gesichtspunkten fällt es nicht schwer, unseren Kopf der ersten Blüthezeit der griechischen Kunst zuzuertheilen. Ich will jedoch, was angeregt wurde, noch weiter verfolgen. Die Massenhaftigkeit, die dem Quadrat sich nähernde Gestalt, welche dieser Schädel hat, verliert sich im Laufe des IV. Jahrh. Es wird nicht nur das Volumen geringer, sondern es erstreben auch die Aussenconturen mehr Rundung, büssen ihre Strenge und Straffheit ein, was alles hier noch in unverkennbarer Weise der alten Stilistik gemäss gebildet ist. Diese flachgeschnittenen Wangen, diese schwachconvexe Stirne, diese knotige spröde Conturführung, dieses kaum fühlbare Relief der nebensächlichen Partien legen das Formensystem der schönsten Blüthezeit so klar dar, dass ich nur noch kurz auf die Behandlung des Haares, auf die ethische Auffassung des dargestellten Charakters selbst mich zu berufen brauche. Obgleich die Haare mit besonderer Vollendung ausciselirt, obwohl die einzelnen Wellen ganz der Natur entsprechen, der Wurf der Locken frei und ungezwungen ist, so erblicken wir doch sofort auch in dieser Partie jenes Princip durchgeführt, welches die einzelnen Locken der Schädelform unterordnet, ihnen nicht gestattet, durch zu selbständige Bewegung diese zu durchbrechen und in ihrer Wirkung zu beeinträchtigen. Die spätere Stilistik hingegen räumt dem Haare ein so kräftiges, selbsteigenes Leben ein, dass darunter die Gesammtform des Kopfes nicht mehr gehörig zur Wirkung kommt, dass Haar und Schädel wie zwei gleichberechtigte Theile neben einander stehen. Man vergleiche zu diesem Zwecke das tiefe, fessellos gewachsene Haar des Apoxyomenos. Zuletzt ist auch die ethische Auffassung unseres Kopfes ein sicheres Kriterium der Epoche. Der Diskobol des Myron ist trotz seiner körperlichen Erregtheit und Anstrengung ruhiger, ethischer aufgefasst als der körperlich ruhige Apoxyomenos. Derselbe Geschmack, der ruhige Flächen, mässige Belebung derselben durch Details, continuirte Linien erstrebte, fasste das darzustellende Object auch ruhig und gross auf, sah mehr auf die Gesammterscheinung, auf den bleiben-

den Charakter denn auf vorübergehende Stimmungen und stark ausgeprägte Gemüthsbewegungen. So liegt auf allen Zügen des Kopfes eine so harmonische Ruhe, dass sie uns als der Ausdruck der höchsten καλοκἀγαθία erscheint.

Die zwischen den Werken der Lysippischen Epoche und unserem Münchner Kopfe liegende Kluft ist so gross, dass Monumente wie die Niobiden, der Eros-Torso des Vatican, der sogenannte Praxitelische Faun gerade in der Mitte liegen, als Gebilde des Uebergangs sich zeigen, denen der strenge, kantige Contur schon unangenehm ist — geschwungen soll er sein und sanft übergehen — in denen man zwar noch Flächen huldigt, aber auch dem Detail schon reichliche Berücksichtigung zu Theil werden lässt. Die Entstehungszeit, welche wir dem Werke zumessen, ist also jene Epoche, in der Pheidias und Polykleitos glänzten, in der die griechische Kunst ihre erste Blüthe entfaltete. Und wollen wir da noch genauer sein, so setzen wir es näher an das Ende des V. Jahrh. als gegen die Mitte, weil sich daran kein Ringen nach Freiheit, kein Rest von archaischer Tradition mehr gewahren lässt, sondern an allen Theilen gleichmässige, stilharmonische Vollendung sich offenbart. Der Bronzestil d. h. die Behandlungsweise, wie sie sich für dieses Material besonders eignet, ist wunderbar verstanden, und nicht leicht findet man an einem antiken Werke das individuelle Leben jeder einzelnen Haarlocke so glücklich und scheinbar zwanglos erzeugt wie hier, wo trotzdem das Haar in seiner Gesammtheit sich der Schädelform anschliesst. Die abgewogene Symmetrie der einzelnen Gesichtstheile, die sauber vollendete, von Conturen, deren halb harter, halb sanfter Charakter in Worten sich nicht ausdrücken lässt, eingeschlossene Bildung derselben flössen uns für den Meister dieses Werkes die höchste Schätzung ein, drängen uns zur Ueberzeugung, dass derselbe unter diejenigen zu zählen ist, welche zuerst der zur völligen Freiheit entwickelten Kunst des V. Jahrh. ein neues Moment hinzufügten, das Ideal rein formeller Schönheit. Als Repräsentant dieser Richtung steht Polykleitos da. Mit ihm, bezw. seiner Richtung, bringen wir also unser Werk in Verbindung, 1) wegen der gegebenen Zeitbestimmung, 2) wegen des besonderen Vorzugs der höchsten formellen Durchbildung, 3) wegen des hier vertretenen Genre d. h. der möglichst gelungenen Idealisirung jugendlicher Athletenschönheit, welches Verdienst ebenfalls demselben Künstler und seiner Schule gebührt.

In der That ist das dem unserigen verwandteste Monument, das wir aufzufinden wissen, jener Doryphoros, welcher von Friederichs mit vollem Rechte dem Polykleitos zugeschrieben worden. Es stimmen nämlich nicht bloss die allgemeinen Bildungsgesetze, welche gleiche Kopfform, gleiche Proportionen von Stirn, Nase, Kinn, Wangen bedingen, überein, sondern auch die besondere Stilistik, die sich in der gleichen Conturirung gleicher Theile offenbart, wie z. B. des in die Stirne fallenden Haares, der Entwicklung der Stirne nach den Schläfen, der Anlage des Mundes (Fügung seiner Winkel, Zug der Oberlippe), dem auffallend gleichen Ausdruck. In den Haaren, wo sich die Hand des schaffenden Individuums am bestimmtesten erkennen lässt, da entdecken wir dasselbe System der Locken, denselben Wurf der Ausläufe. Diess bestätigt sich dadurch, dass von anderen Köpfen, die bisher als dem Doryphoros am nächsten stehend bezeichnet worden sind, unser Kopf so schwer zu unterscheiden ist, dass ich aus dem Gedächtnisse und nach Abbildungen nicht zu entscheiden vermag, ob er nur der Bruder des schönen

Kopfes im Museo Chiaramonti (Nr. 507) und einer anderen Bronze im Museum zu Neapel *) ist, oder aber ob alle drei demselben Originale angehören.

So weit also aus einer vortrefflichen Copie nach rein stilistischen Erwägungen auf einen bestimmten Künstler geschlossen werden kann, spricht alles dafür, dass wir hier nicht nur ein Werk der Schule, sondern des Meisters Polykleitos selbst vor uns haben.

Herr Prof. Brunn bemerkt, dass es ihn nur freuen könne, wenn die Ergebnisse eingehender Studien über Polykleitische Kunst mit seinen eigenen vor langen Jahren gemachten Aufstellungen zusammenstimmen, warnt jedoch zur Vorsicht nicht an Polykleitos selbst zu denken.

Herr Prof. Wildauer, der den Vorsitz wieder übernimmt, dankt den beiden Herren Rednern für ihre Vorträge und ersucht Herrn Prof. Brunn um einen Vortrag. Derselbe lehnt jedoch wegen vorgerückter Stunde ab. Der Vorsitzende fordert die Section auf in Erwägung zu nehmen, ob sie für die nächste Philologen-Versammlung zu Rostock irgend welche vorbereitende Beschlüsse fassen wolle. Es wird der Vorschlag gemacht und angenommen, die einleitenden Schritte dem Generalpräsidium zu überlassen und die Wahl des Sectionspräsidenten der sich bildenden Section selbst anheimzustellen.

Der Vorsitzende spricht warme Worte des Dankes und des Abschiedes, bittet um eine freundliche Erinnerung an Innsbruck und seine Universität und erklärt die Sitzung für geschlossen. Herr Prof. Bursian ergreift das Wort, dankt dem Herrn Präsidenten für die Geschäftsleitung und den Herren Schriftführern für ihre Mühewaltung.

Anmerkung. Mehrere Exemplare der „Wandtafeln zur Veranschaulichung des antiken Lebens und der antiken Kunst von Eduard von der Launitz", fortgesetzt von Dr. Michaelis, waren anderthalb Tage in der archäologischen Section, die übrige Zeit in der pädagogischen zum Anschauen ausgestellt und sämmtliche Mitglieder der Philologen-Versammlung zur Besichtigung eingeladen.

Die photographische Anstalt von Fr. Bopp in Innsbruck übersandte mehrere Blätter der photographischen Aufnahmen des Maximilians-Denkmals in der Hofkirche zu Innsbruck zu gefälliger Einsicht.

*) Auch der Kopf des Lateran, von Benndorf und Schöne für Polykleitisch erklärt, ist sehr ähnlich. — Die Neapolitaner Bronze publ. Bronzi d' Ercol. 35.

Verhandlungen der deutsch-romanischen Section.

Als Mitglieder hatten sich eingezeichnet:

1. Dr. Karl Bartsch, Professor aus Heidelberg.
2. A. M. Benecke, Oberlehrer aus Berlin.
3. Dr. F. Buckeisen, Realschulprofessor in Innsbruck.
4. Josef Egger, Gymnasialprofessor aus Graz.
5. Dr. Josef Egger, Gymnasialprofessor in Innsbruck.
6. E. Falkner, Lehrer an der Realschule in Innsbruck.
7. Jos. Fiegl, Gymnasialprofessor aus Wien.
8. Dr. Frauer, Professor aus Stuttgart.
9. Dr. F. Friedersdorff, Oberlehrer aus Marienburg.
10. V. Garbari, Gymnasialprofessor aus Trient.
11. Dr. J. Grion, Gymnasialdirector aus Verona.
12. V. Hintner, Gymnasialprofessor aus Wien.
13. Dr. J. Hirn, Gymnasialprofessor aus Krems.
14. Dr. E. Hofmann, Professor in Innsbruck.
15. Dr. Alfr. Holder, Hofbibliothekar aus Karlsruhe.
16. Dr. Alfons Huber, Professor in Innsbruck.
17. Dr. Adolf Hueber, Realschulprofessor in Innsbruck.
18. Dr. Th. von Inama-Sternegg, Professor in Innsbruck.
19. Dr. A. Jeitteles, Bibliothekar in Innsbruck.
20. H. Jörg, stud. philos. in Innsbruck.
21. Dr. F. Keinz, Secretär der kgl. Hof- und Staatsbibliotkek in München.
22. M. Lisch, Gymnasialprofessor in Innsbruck.
23. H. Lorenzoni, stud. philol. aus Trient.
24. Dr. Mahn, Professor aus Berlin.
25. A. Maresch, k. k. Landesschulinspector aus Troppau.
26. A. Michaeler, Gymnasialprofessor aus Bozen.
27. Dr. G. R. v. Ohms, k. k. Hof- und Ministerialsecretär aus Wien.
28. Dr. E. Pfundheller, Gymnasiallehrer aus Stettin.
29. Dr. G. Pullich, Gymnasialdirector aus Trient.
30. Dr. Sachs, Professor aus Brandenburg.
31. Dr. Imm. Schmidt, Director aus Falkenberg i. M.
32. Chr. Schneller, k. k. Landesschulinspector in Innsbruck.
33. Dr. F. Scholle aus Berlin.
34. J. Šolar, k. k. Landesschulinspector aus Laibach.
35. Dr. Ludwig Steub aus München.
36. Dr. F. Strehlke, Gymnasialdirector aus Marienburg.
37. Dr. Ad. Theobald aus Hamburg.
38. Dr. Walz, k. k. Bezirksschulinspector aus Linz.
39. Dr. Karl Weinhold, Professor aus Kiel.
40. V. Zambra, Gymnasialprofessor aus Trient.
41. S. Zehetmayr, Gymnasialprofessor aus Freising.
42. Dr. I. V. Zingerle, Professor in Innsbruck.

I. Sitzung der deutsch-romanischen Section.
Montag den 28. September $12^1/_2$ Uhr.

Nach Schluss der allgemeinen Sitzung constituirt sich die Section unter dem Vorsitz des in Leipzig gewählten Präsidenten, Prof. Dr. I. V. Zingerle. Der Vorsitzende begrüsst die Section in einer kurzen Ansprache, in der er die Bedeutung, die das Land

Tirol im Mittelalter auf dem Gebiete der deutschen Literatur hatte, bespricht und der seit der letzten Versammlung verstorbenen Fachgenossen gedenkt. Hierauf vereinigt sich die Section für neuere Sprachen mit der deutsch-romanischen und auf Vorschlag des Vorsitzenden werden Prof. Dr. K. Weinhold aus Kiel zum Vicepräsidenten und Dr. J. Egger und Dr. Ad. Hueber aus Innsbruck zu Schriftführern gewählt. — Mittheilung der Tagesordnung für die nächste Sitzung und Festsetzung der folgenden Sitzungen.

(Schluss der Sitzung 1¼ Uhr).

II. Sitzung der deutsch-romanischen Section.
Montag den 28. September 6 Uhr Abends.

Der Vorsitzende legt die eingegangenen Begrüssungsschriften:

V. Hintner, zur tirolischen Dialektforschung, 2. Heft.

Ad. Hueber, über Heribert von Salurn.

Ad. Hueber, die Legende von St. Katrein.

J. Jung, zur Geschichte der Gegenreformation in Tirol, sowie zehn Exemplare von Diefenbach und Wülcker's Wörterbuch, 1. Heft,

welche von den Herausgebern gespendet waren, zur Vertheilung vor. Darauf ertheilt er dem Director Dr. F. Strehlke das Wort zu dem von ihm angekündigten Vortrag: „Die Goethe-Ausgaben der letzten sieben Jahre".

Der Redner erstattet nun Bericht über die Goethe-Ausgaben dieser Zeit. Indem derselbe von einer kurzen Charakteristik der seit Goethe's Tode veranstalteten Drucke ausgieng, hob er besonders die dreissigbändigen Ausgaben von 1850 und 1857, die zum Theil unter der Leitung Düntzers vorbereitet waren, als einen entschiedenen Fortschritt bezeichnend hervor, erkannte aber auch an, dass die Verlagshandlung auch bei einzelnen späteren Drucken, wie namentlich bei denen von 1868 und 1869 das Streben gezeigt hätte, immer bessere Texte zu liefern; er musste jedoch hinzufügen, dass dies Streben bis dahin noch zu keinem befriedigenden Ziele geführt hätte. Dies gab Veranlassung weiter auszuführen, welche Aufgaben sich der Herausgeber Goethe's auch noch ausser der Herstellung eines vollständig zuverlässigen Textes stellen müsse. Als solche bezeichnete der Redner vorzugsweise eine zweckmässige Anordnung des gesammten Materials und Vollständigkeit, die durch die Aufnahme sämmtlicher als echt anerkannten Dichtungen und Aufsätze zu erreichen wäre, endlich Einleitungen, erläuternde Anmerkungen und Indices zwar nicht für alle, aber für die zahlreichen Schriften, in welchen das Verständniss solche nothwendig machte. Auf diese Weise war zugleich der Massstab bestimmt, nach welchem alle neuen Ausgaben geprüft werden müssten. Diese Prüfung ergab indessen, dass keine derselben, weder die bei Karl Prochaska (Leipzig, Wien und Teschen 1873), noch die bei Ph. Reclam (Leipzig), noch die bei G. Grote (Berlin 1870 und 1873) erschienene, irgend einen Fortschritt bekundete, wobei allerdings die in der letzteren gegebenen Einleitungen nicht mit in Betracht gezogen wurden. Alle haben ihren Zweck und Nutzen eben nur darin, dass Goethe's Werke durch sie eine weitere Verbreitung finden können. Als eine Ausnahme hob indessen der Redner die von H. Kurz veranstaltete Auswahl von Goethe's

Werken (Hildburghausen) hervor, da für diese wenigstens eine sorgfältige Vergleichung aller Drucke bis zu der Ausgabe letzter Hand gemacht war; dagegen konnte Herr Dr. Strehlke von der bei G. Hempel in der Nationalbibliothek deutscher Klassiker erscheinenden und nahezu beendigten Goethe-Ausgabe nur hindeutungsweise sprechen, da er selbst bei der Herstellung derselben betheiligt gewesen ist.

Es folgt darauf der Vortrag des Hrn. Prof. Dr. Sachs aus Brandenburg: „Ueber den heutigen Stand der romanischen Dialektforschung".

Genaue Dialektforschung ist ein wesentlicher Factor für die gründliche Kenntniss der romanischen wie aller Sprachen, sie ist um so nothwendiger, als durch die Fortschritte der Cultur die Dialekte immer mehr schwinden. Gründlichere Studien hat auch hier die deutsche Wissenschaft angebahnt, die ja in Diez, Fuchs, Ferd. Wolf für die Grundlegung romanischer Grammatik einem Grimm, Bopp, Pott u. a. ebenbürtige Gelehrte aufzuweisen hat.

Auch die Specialforschung portugiesischer Literatur haben seit Bellermann vor allem Deutsche gefördert, so Kausler, Varnhagen, Diez, Wolf; der galizische Dialekt ist besonders von Grützmacher behandelt — während von einheimischen Werken zumal Braga's encyklopädisches Werk Historia da litteratura portugueza zu nennen ist. Die lexikalische Behandlung dieses nicht in Dialekte zerfallenden Zweiges der romanischen Sprachen ist noch wenig gefördert.

Spanien hat seit dem deutschen Buchdrucker Cromberger für seine Literatur die regste Beachtung von Deutschen gefunden; Herder, Schubert, Grimm, Böhl de Faber, Bouterweck, Clarus, Schack, Helferich, Fr. Wolf, Klein haben bedeutende Werke über jene Sprache geschaffen, deren grösste augenblicklich schreibende Autoren Hartzenbusch und Fernan Caballero deutschem Blut entstammt sind.

Auch diese Sprache ist wenig mundartlich entwickelt, das Kastilische ist fast allein schriftstellerisch ausgebildet, doch existiren einzelne Werke über Asturisch, Leonesisch (von Gessner), Aragonesisch, Andalusisch, Menorquinisch; am meisten aber ist der zum folgenden Sprachganzen zu rechnende Katalanische Dialekt literarisch und grammatisch-lexikalisch bearbeitet, wie er auch wohl noch die meiste Aussicht auf Weiterentwicklung neben dem Kastilischen hat. Neben Wolf, Helferich, Diez, Cambouliu pflegen vor allen Milà y Fontanals und Bofarull die Sprache Gotalauniens, die mit der Valencianischen eine Schwester der einst mit ihr noch enger verbundenen Provenzalischen ist. Diese letztere ist, seit Millot, Papon, Raynouard auf sie aufmerksam gemacht, seit Diez's epochemachendem Werke über die Troubadours von Deutschen und Franzosen bedeutend bearbeitet, ihre Literatur ist ein Schosskind der Gelehrten, aber die Dialektforschung ist wegen der in den Manuscripten zu Tage tretenden Verwirrung noch wenig gefördert. Ein Dialekt des Provenzalischen, das Waldensische, ist vorzüglich von Grützmacher und Paul Meyer eingehend behandelt. Besonders gepflegt ist in den letzten Zeiten das Neuprovenzalische, das nach der Einsetzung der Jeux floraux in Toulouse zuerst durch Goudelin im 17. saec., hauptsächlich aber durch Jasmin, Roumanille und Mistral in der neuesten Zeit eine zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Blüthe getrieben hat.

Das jetzt staatlich zu Frankreich gehörende Gebiet des Neuprovenzalischen zer-

fällt in 8 Abtheilungen: 1) das weiche wohlklingende eigentlich Neuprovenzalische mit einer grossen Anzahl Dichter (Felibres) in den Haupt-Centren Aix, Arles, Avignon und Marseille; 2) Dialekt von Dauphiné, hart und monoton; 3) der von Onofrio lexikalisch behandelte, näselnde Lyoner Dialekt; 4) Occitanisch oder Languedoc im engeren Sinne, das vor allem in Nîmes, Montpellier, Gevaudan, Velay, Narbonne und Toulouse mehr oder weniger geschiedene Unterarten besitzt; 5) das fast ganz dem Katalanischen gleiche Idiom von Roussillon; 6) das Limousinische in Ober- und Nieder-Limousin; 7) Auvergnisch; 8) Gascognisch, das in Navarra und Béarn mit dem Spanischen grosse Verwandtschaft zeigt und vielfach behandelt ist.

Nach Anführung einer Anzahl Werke über die eben besprochenen Dialekte gieng der Vortragende zu den französischen Patois der Schweiz über, welche ausser in Bridel, Glossaire du patois de la Suisse romande noch in manchen Specialwerken über Genfer, Freiburger, Neufchateller und Jurassische Patois behandelt sind.

Wesentlich vom Süden geschieden sind die in neuerer Zeit auch in Frankreich selbst mehr gewürdigten nordfranzösischen Dialekte, die Nodier, Champollion-Figeac, Pierquin de Gembloux, Schnackenburg, Jaubert, P. Meyer eingehender untersucht haben, zu sondern in 1) Burgundisch mit seinen Noei Borguignon des Gui Barôzai, 2) Lothringisch mit a) Messin in Metz, b) dem Dialekt von Nancy und Luneville, c) dem von La Roche, über den Oberlin in ausführlicher Monographie gehandelt hat; 3) eigentlich Französisch der Ile de France mit der von Nisard speciell besprochenen Pariser Kleinbürgersprache, 4) Picardisch, das Corblet lexikalisch dargestellt hat, 5) Flandrisch in 4 literarisch und grammatisch recht gepflegten Unterabtheilungen, a) Lütticher Dialekt mit den Idiomen von Lüttich, la Hesbaye und Verviers, vorzüglich von Forir (Diction. liégeois-français) bearbeitet; b) Brabant, c) Hainaut (von Hécart, Dict. rouchi-français) mit Unterabtheilungen von Mons und Luxemburg; d) Namur mit Dinant und Namur selbst. Grandgagnage, Remacle und Vermesse haben das Wallon, dessen Pflege vor allem die 1856 gestiftete Lütticher wallonische Gesellschaft sich angenommen hat, lexikalisch vorzüglich bearbeitet. — 6) Normannisch, von Le Héricher, Histoire et glossaire du Normand erforscht; 7) Poitevin, durch Filleau und Fabre behandelt. Eine besondere Gruppe zusammengehöriger Dialekte des Centrums mit dem Hauptdistrict Berry hat Jaubert in seinem grossen Glossaire du Centre de la France eingehend erörtert.

Der letzte grosse zu schöner Literaturentwicklung gelangte Sprachstamm, der italienische, erfreut sich auch einer grossen Zahl heute noch sehr lebensfähiger Dialekte, über welche Fernow in seinen 'Italienischen Studien' noch die Hauptquelle ist. Sie zerfallen in I. Dialekte von Unter-Italien, a) Neapel, das Wentrup vorzüglich behandelt hat, b) Calabrien, c) Sicilien, das in Meli seinen bedeutendsten Dichter, in Pasqualino, Biundi und Mortillaro Lexikographen, in Wentrup und Pitrè gründliche Erklärer und Sammler besitzt; d) Sardinien mit seinen 4 Unterdialekten, dem Campidanischen, Katalanischen, Logudorischen und dem von Gallura, welche in Spano einen höchst berufenen einheimischen Bearbeiter haben. II. Mittel-Italien hat 1) seinen toskanischen Dialekt mit Florentinisch, Sienesisch, Pistojisch, Pisanisch, Lucchesisch, und dem Idiome von Arezzo; 2) die romagnolische, von Mussafia vorzüglich besprochene Mundart; 3) die von Gregorovius behandelte Korsikanische. III. In

Ober-Italien zerfallen die Dialekte in 1) Genuesisch, 2) Gallisch-italische, welche Biondelli eingehend erörtert hat mit A) Lombardisch in Mailand, Crema, Cremona, Bergamo, Como, Mantua, Brescia, Verona als gesonderten Hauptunterabtheilungen; B) Aemilianisch in Modena, Bologna, Parma, Piacenza; C) Piemontesisch, von Zalli d'Cher, Ponza und Sant' Albino lexikalisch bearbeitet; 3) Venetianisch, das die reichste Literatur aufzuweisen hat und schon sehr früh auch Lexika besass und in Padua, Vicenza, Chioggia mit wesentlich charakteristischen Abweichungen gesprochen wird; endlich 4) das Gebiet von Friaul, das Ascoli vorzüglich erforscht hat.

Es bleiben nun noch die kleineren Gebiete: 1) das Wallachische, das erst Diez als romanisch vindicirte, und das in neuerer Zeit ausser relativ bedeutenderen Dichtern vorzügliche Grammatiker und Lexika aufzuweisen hat; 2) die romanischen, hauptsächlich von Schneller behandelten südtiroler Dialekte, von welchen a) italienische Mundarten, dem Lombardischen verwandt, im Val di Ledro, in Inner-Judicarien und im Tridentinischen gesprochen werden, während dem Venetianischen die Mundart von Roveredo bedeutend näher steht; b) die ladinischen Mundarten zerfallen in α) den Dialekt von Fassa, β) den von Vian monographisch behandelten Dialekt von Gröden (Gherdeïna), von Buchenstein (Livinallongo) von Enneberg, von Badia oder Abtei, von Heiden oder Ampezzo; es schliessen sich ihnen an diejenigen von Val di Non und Val di Sol südlich von Meran.

In neuerer Zeit mehr cultivirt, aber doch auch in ihrer Existenz mehr und mehr durch Deutsch und Italienisch bedroht, sehen wir schliesslich die romanischen Reste Graubündens, welche in Carísch, Andeer, Flugi, Lechner, Pallioppi, Carátsch wie in den nicht den Engadiner Thälern entstammten Stenzel, Schuchardt, Ascoli gediegene Bearbeiter und Pfleger, und durch Rausch auch eine eingehende Geschichte ihrer Literatur erhalten haben. Besonders für die leider noch nicht veröffentlichten Werke des inzwischen gestorbenen Pallioppi, sein sehr umfangreich angelegtes Dizionari dels idioms retoromauntschs und „die Ortsnamen des Kantons Graubünden" suchte der Redner, welcher sie im Jahre 1873 in Celerina eingesehen hat, Interesse zu erwecken, damit ihr Druck möglichst zu Nutz und Frommen der romanischen Dialektologie ausgeführt werden könne. Die einschlagenden Mundarten sind 1) Romonsch oder Oberländisch an den Quellen des Rhein mit a) Surselvisch in Disentis und Ilanz, b) Subsylvanisch mit Heinzenbergisch, Schamsisch, Filisurisch und Oberhalbsteinisch an, der Strasse von Chur über den Julier; 2) Ladinisch in 2 Gruppen, a) West-Engadinisch in 1. Ober-Engadinisch mit Bergünisch und Puschlavisch, und 2. Unter-Engadinisch mit dem Idiom des Münsterthales, und b) die vorhin erwähnten ladinischen Dialekte Tirols.

Der nur im Auszuge gelesene Vortrag schloss mit dem Vorschlage, wegen genauerer lautlicher Fixirung der verschiedenen Idiome eine übereinstimmende, die Schreibung und das Lesen erleichternde Orthographie anzunehmen und empfahl dazu die mit geringer Erweiterung höchst brauchbare Methode Langenscheidts, welche der Vortragende auch in seinem französischen Wörterbuche durchgeführt hat — und mit dem Wunsche, dass Dialektstudien und damit die eingehendere Behandlung der romanischen Sprachen immer mehr und mehr gefördert werden möchten.

Darauf hält Herr Prof. Dr. Mahn aus Berlin einen Vortrag: „über die provenzalische Sprache und ihr Verhältniss zu den übrigen romanischen Sprachen". Der Redner stellte sich die Aufgabe, die Bedeutung der provenzalischen Sprache für die neuere Sprachforschung, namentlich für die Etymologie der romanischen Sprachen, darzuthun. Er zeigte desshalb an einer Reihe von Beispielen, wie durch Benützung dieser Sprache viele falsche Ableitungen und Erklärungen vermieden werden und wie leicht und ungezwungen sich sonst räthselhafte Wörter mit dieser Hilfe richtig deuten lassen.

(Schluss der Sitzung 7½ Uhr).

III. Sitzung der deutsch-romänischen Section.

Dienstag den 29. September 8 Uhr.

Nach Eröffnung der Sitzung durch den Präsidenten stellt Hr. Prof. Dr. Weinhold folgenden Antrag:

„Die germanistische Section der 29. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wolle beschliessen:

bei S. K. H. dem Grossherzog von Oldenburg sich dafür dringend zu verwenden,

1) dass der Oberlehrer Dr. August Lübben in Oldenburg zum Zweck der erspriesslichen Fortsetzung und Vollendung seines wissenschaftlich hochwichtigen mittelniederdeutschen Wörterbuches für die Dauer dieser Arbeit unter Fortgenuss seiner vollen Gehaltsbezüge von dem grössten Theile seiner Lehrstunden entbunden werde.
2) dass S. K. Hoheit dem durch einen Gelehrten seines Landes ausgeführten, der angestammten Sprache seiner Fürstenthümer gewidmeten Werke eine angemessene jährliche Unterstützung bis zum Schluss des Druckes zuwende".

Dieser Antrag wird einstimmig angenommen und das Präsidium mit der Ausführung desselben beauftragt.

Darauf legte Prof. Dr. Bartsch aus Heidelberg Proben einer neuen Dante-Uebersetzung in Terzinen vor, las aus der 'Hölle' den ersten, dritten und fünften Gesang und knüpfte daran einige Bemerkungen.

Die Ansichten über die Art, wie Dante zu übersetzen sei, sind getheilt. Während sonst für die Uebersetzungskunst, wenigstens in Deutschland, das Gesetz gilt, dass die Form des Originals treu beizubehalten sei, besitzen wir bekanntlich eine Reihe namhafter Dante-Uebersetzungen, die zwar die Versform beibehalten, aber die Reime ganz oder theilweise aufgeben. Schlegel, der grosse Meister auf diesem Gebiete, hat den mittleren Reim der Terzine fallen lassen. Reimlos sind die Uebersetzungen von Kopisch, Philalethes, Witte, Blanck, Eitner. Man rechtfertigt dies Verfahren durch die Schwierigkeit, die kunstvolle Form der Terzine mit der Forderung der Treue zu vereinigen. In der That ist treue Wiedergabe des Gedankens bei wenigen Dichtungen so wesentlich, wie bei der göttlichen Komödie, und unbedingt wird man, wenn die Forderungen nicht zu vereinigen

sind, die Forderung an die Form zu Gunsten des Inhaltes zurücktreten lassen. Dass man damit auch ein gut Theil Schönheit aufgibt, ist indessen klar, und wenn man sieht, wie bei Dante die kunstvollste und durchdachteste Anlage auch auf alles formbezügliche sich erstreckt, so wird man sagen dürfen, dass man mit der Terzine und ihrer kunstvollen Reimverschlingung etwas wesentliches aufgibt. Gerade die drei Reime dieser Form sind für das von der Dreizahl durchgängig beherrschte Gedicht charakteristisch, und ich bin sogar der Ansicht, dass Dante diese Form für sein Gedicht erst geschaffen hat; wenigstens sind mir ältere Belege der Terzine nicht bekannt. Desshalb haben eine Mehrzahl von Uebersetzern auch die Form treu beizubehalten sich zur Aufgabe gemacht; ich nenne nur die bekanntesten: Kannegiesser, Streckfuss und jüngst Notter. Es kann jedoch nicht geleugnet werden, dass alle diese nur zu oft der Form zu Liebe nicht bloss den Gedanken des Dichters, sondern auch unserer Sprache Gewalt angethan haben, so dass man oft statt der wohllautenden Verse des Originals harte, hölzerne, kaum verständliche deutsche erhält, bei denen man das Original erst zu Rathe nehmen muss. Eine Uebersetzung von Dante zu liefern, die allen Forderungen genügte, wird nur dann möglich sein, wenn das gute, das die Uebersetzungen der Vorgänger bieten, gewissenhaft benutzt, das nicht gelungene dagegen durch neue und immer fortgesetzte Verbesserungen allmählich beseitigt wird. Von diesem Standpunkte bin ich bei meinem Versuche ausgegangen; ich hätte es geradezu für thöricht gehalten eine radical neue Uebersetzung zu liefern, die ganz unabhängig von Benutzung der früheren entstanden wäre. Eine formstrenge, in den Gedanken möglichst treue, vor allem aber eine lesbare und verständliche Uebersetzung zu liefern muss das Ziel eines Dante-Uebersetzers, wie jedes Uebersetzers sein. Ob ich diesem Ziele etwas näher als meine Vorgänger gekommen, ob diese Probe ein weiterer Schritt zu einer schliesslich zu schaffenden Idealübersetzung Dantes ist, das mögen die Kenner entscheiden, zu einer Uebersetzung, die in ähnlichem Sinne als die Uebersetzung κατ' ἐξοχήν zu bezeichnen wäre und sich einbürgerte, wie es bei Vossens Homer und bei Schlegels Shakespeare der Fall ist. Noch fehlt viel zur Erreichung dieses Zieles, aber dass es ein fortgesetzter Geistesarbeit und Geistesübung würdiges ist, wird kein Verehrer des grossen Dichters in Abrede stellen.

Es folgt darauf der Vortrag des Herrn Prof. Michaeler aus Bozen: „Ueber den Tiroler Dialekt mit besonderer Berücksichtigung des Eisakthales".

In der Einleitung bemerkte der Redner, den Wortlaut seines Themas berichtigend, dass im strengen Sinne von einem Tiroler Dialekte nicht die Rede sein könne, weil das gemeinsame Band für die verschiedenen Mundarten der einzelnen Thäler fehle. Nachdem er diese Behauptung durch eine Reihe von Beispielen bestätigt, schränkte er seinen Vortrag auf den Dialekt des Eisakthales ein. Zuerst behandelte er den Vocalismus. Er gieng dabei immer von den mittelhochdeutschen Vocalen aus und knüpfte daran die entsprechenden Vocale der Mundart. Aus dieser Zusammenstellung ergab sich, dass die alten Laute grösstentheils anderen gewichen und nur wenige unverändert geblieben sind. Er belegte dies mit zahlreichen Beispielen. Kürzer ergieng sich der Redner über den Consonantismus, aber auch diese kurze Ausführung zeigte hinlänglich, dass auch die Consonanten des Dialektes vielfach von denen des Mittel- und Neuhochdeutschen abweichen.

Hierauf erhält Herr Director Dr. Justus Grion aus Verona das Wort und spricht: „Ueber Anordnung und die vom Verfasser besorgte Originalausgabe des Canzoniere des Petrarca".

Ich habe mir die Frage gestellt, auf welchem Grade der Authenticität unser Canzoniere des Petrarca und nebstdem die Anordnung der einzelnen Gedichte in demselben beruhen, und gefunden, dass sowohl die gewöhnliche Anordnung als auch die Auswahl der Stücke grösstentheils auf eine vom Verfasser veranstaltete Sammlung zurückgehen. Im April 1357 hatte der Dichter drei Miglien von Mailand gegen den Addafluss wegen der Nähe der vom Erzbischof Giovanni Visconti dort errichteten prachtvollen Karthause ein schmuckes Landgut sich angekauft, von dem aus er an seinen ehemaligen Mitschüler und späteren Erzbischof von Genua salbungsvolle, zugleich an den General der Karthäuser überschwengliche Lobesbriefe versandte, die, nicht ohne Absicht geschrieben, seine innere Umwandlung zu einem der Weltlichkeit entsagenden Leben bezeugen. In den ersten Septembertagen nach Mailand zurückgekehrt fand er in seinem seit Monaten verlassenen Hause in einer Rumpelkammer, wo er 1353 einige seiner Bücher und seine Schriften hingeworfen hatte, Schaben und Motten, Spinnen und Ameisen in solcher Menge vor, dass er nach dem Maurer schicken musste, um das Ungeziefer mit Kalk und Feuer zu vertilgen. Mit dem Gedanken beschäftigt, alles menschliche Treiben sei nur vanitas vanitatum, griff er selbst nach dem Feuer und fieng an seine Jugendschriften zu verbrennen. Da fiel ihm ein, dass er die „sparsa poemata" vergebens vernichten würde, indem dieselben bereits Gemeingut der Nation geworden, ja einzelne Liebhaber sogar Sammlungen davon besässen (vgl. die Canzone: Quell' antiquo mio dolce empio signore). So kam er zu dem Entschlusse, selber eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte zu treffen, und sie seinem damals in der Verbannung lebenden Freunde Azzo von Correggio zu widmen. Gesagt, gethan; der Anfang gieng ganz gut. Schon am 29. November konnte er in seinen fliegenden Blättern, die ein glückliches Geschick uns theilweise erhalten und Ubaldini 1642 veröffentlicht hat, anmerken: „Ierl. (vielleicht der junge Gianfigliazzi d'Arezzo) hat sich, wie ich glaube, daran gemacht den ersten Quaternio zu schreiben, ich werde denselben selber fortsetzen für Herrn Azzo". Vorläufig hatte er das Eingangssonett verfasst, in der Quatemberzeit 1358 schrieb er das Sonett: „I' vo piangendo i miei passati tempi", und machte dann am Charfreitag seiner Liebespein ein Ende mit dem Sonette: „Tennemi Amor", woran er nur noch 1372 in Arquà die Canzone an die Jungfrau als Schlussstein fügte. Aber indessen war die Abschrift lange stille gestanden; der Dichter hatte sich in der schönen Jahreszeit 1358 auf Reisen gemacht, während welcher die Abschreiber gewöhnlich feierten oder auch zum Theile entlassen wurden; 1359 erlebte er arge Vorfälle mit seiner Dienerschaft und seinem Sohne, von denen er sich trennen musste; 1360 war er ganz ohne Copisten (Familienbriefe XXIII, 2); 1361 verlässt er Mailand und irrt unstät hin und her; 1362 stirbt Azzo, dem er den Canzoniere widmen wollte, wesshalb er sich damit nicht mehr beeilt und später sogar die für die Correggio 1341 gedichtete Canzone entfallen lässt. Erst 1364 macht er mit Johann von Ravenna Bekanntschaft, der ihm sodann vor Ende 1365 die Sammlung der Familienbriefe in Ordnung bringt, am 5. December 1366 auch die des Canzoniere in Angriff genommen hat. Doch im April des folgenden Jahres entfernt sich der treffliche Jüngling von Padua und seinem Gönner. Der Autor überträgt 1368 eigenhändig in den Pergamentcodex die Canzone: „Ben mi

credea passar mio tempo omai“ (Ubaldini p. XXX), corrigirt im Juni 1369 das Sonett: „Voglia mi sprona“, und lässt von den Brouillons andere Stücke abschreiben, so wie wir sie besitzen; ist dann auf Reisen, krankhaft, oder vielfach mit andern Arbeiten beschäftigt; am 6. Jänner 1372 treffen wir ihn kränkelnd in Padua, wo sein in Mailand begonnenes Exemplar des Canzoniere bereits zur Abschrift fertig den Copisten vorgelegen haben muss; am 4. Jänner 1373 kann er seinem Bewunderer Pandolfo Malatesta, Herrn von Pesaro, eine vollständige Abschrift des Canzoniere in zwei Bänden verehren, von Copisten, ausgeführt, von seinen Freunden durchgesehen. Einige leer gelassene Blätter sollten später andere Gedichte aufnehmen, die er in Papierstreifen besitzt, schwer lesbar, und die er gelegentlich herrichtet (Altersbriefe I, 6). Zu gleicher Zeit brüstete sich aber ein Doctor Giovanni Fei von Arezzo alle Vulgärschriften des Petrarca, besonders aber die poetischen, gesammelt zu haben, dem entgegen der Dichter (2. Jänner 1373) zu wissen thut, er besitze noch unveröffentlicht etliche andere libelli (wahrscheinlich die Trionfi, woran er noch am 25. Jänner 1374 arbeitete), „die den Aretiner vielleicht interessiren werden“.

Ende 1372 bestanden mithin ausser einzelnen kleineren Sammlungen und einer vollständigen des Giovanni Fei von Arezzo, der sie möglicher, ja wahrscheinlicher Weise von denselben Paduaner Abschreibern gegen entsprechendes Entgelt früher als der Verfasser geliefert erhielt,

1) die Brouillons, wovon noch etliche 15 Blätter in der Vaticana erhalten sind,
2) das in Mailand begonnene Exemplar auf Pergament, von verschiedenen Händen, davon etwa $^1/_{10}$ von der Hand des Dichters,
3) die zweibändige Abschrift, der Versendung nach Pesaro gewärtig.

Dass unser Canzoniere keinem durchgängigen Autographen, sondern direct oder indirect nur den erwähnten fliegenden Blättern entlehnt sein kann, erhellt hieraus klar; dass er aber auch von keiner vom Verfasser durchgesehenen Abschrift herrührt, dürfte schon aus dem Sonett 115 einleuchten, das in allen Ausgaben also zu lesen ist:

Quando Amor i begli occhi a terra inchina
E i vaghi spirti (oder spirti v.) in un sospiro accoglie
Con le sue mani, e poi in voce gli scioglie
Chiara, soave, angelica, divina,
Sento far del mio cor dolce rapina u. s. w.,

wo der Abschreiber das verworrene Durcheinander des Originals nicht richtig geordnet und die Anfänge des zweiten und dritten Verses versetzt hat, die also zu lesen sind:

Quando Amor i begli occhi a terra inchina
Con le sue mani, e in un sospiro accoglie
I vaghi spirti, e poi .....

Die Lesart der Ausgaben ist widersinnig und abscheulich, die hier vorgeschlagene natürlich und in der Art des Petrarca. Damit sind denn auch die drei Ausgaben beurtheilt, die sich rühmen von der Original-Handschrift herzurühren: die Paduaner vom J. 1472, „ex libro originali transumpta rerum vulgarium fragmenta“; die Aldina vom J. 1501, „a lettra per lettra levata .. dal testo diligentissimamente scritto di mano medesima del poeta“, welchen Text der Verleger bei Pietro Bembo gesehen habe; und die Soncini'sche von Fano vom J. 1503, welche jenen Vorzug der Aldina abspricht und für sich be-

ansprucht. — Was die Ausgabe des Aldo Manuzio anbelangt, so ist dessen Behauptung schon wegen der verschiedenen Orthographie, deren sich Petrarca und Aldo bedienen, unwahr; zudem widersprach Bembo selbst, wie Vellutello in seiner Ausgabe Delle Volgari Opere del Petrarca vom J. 1525 Bl. 7 v. bezeugt und uns belehrt, dass die Aldina aus einem Codex des edlen Paduaners Messer Daniele da Santa Sofia floss. Die Fragmenta des Valdizocco vom J. 1472 sind wahrscheinlich die „sparsa poemata", wovon uns im Vatican ein Theil gerettet ist. Ob die Ausgabe von Fano das Exemplar des Malatesta vor sich hatte, müsste eine nähere Prüfung herausstellen, die zugleich die Beziehung der Ausgabe zur vaticanischen Papierhd. 5994, nach Tommasini's Petrarcha Redivivus ein Autograph, darzuthun hätte. Ein Mittel, das Verhältniss zur Originalausgabe des Dichters zu prüfen, bestünde in dem Vergleich der Anordnung der einzelnen Gedichte, da in den Ubaldinischen Originalien der Dichter hie und da eigenhändig angemerkt hat, welches Stück vor und welches nach stehen soll. Nicht alle Ausgaben nämlich haben die gleiche Anordnung; die vermeintlich erste vom J. 1470 reiht die Gedichte anders als die Vulgata an; anders wieder ein Modeneser Codex, von Muratori in seiner Ausgabe besprochen; F. Filelfo und Vellutello haben grundsätzlich eine andere Reihenfolge beliebt; Meneghelli ordnete den ganzen Canzoniere chronologisch; eine zweibändige deutsche Ausgabe schied die Sonette von den übrigen Gedichten; mehrere Ausgaben haben der kirchlichen Censur zu Liebe drei Klinggedichte ausgelassen; mehrere hinwiederum verschiedene vom Verfasser absichtlich oder zufällig nicht in die Auswahl aufgenommene Stücke dem Canzoniere selbst einverleibt oder angehängt.

Hierauf hält Dr. Ludwig Steub aus München einen Vortrag: „über tirolische Ethnologie." Er beginnt mit der Erzählung, wie er zu seinen Forschungen über tirolische Ethnologie gekommen sei. Als er in den vierziger Jahren eine Reise nach Tirol unternahm, um dies Land zu schildern, da fielen ihm die seltsamen, von den baierischen häufig so abweichenden Ortsnamen im Innthal auf und er suchte hierüber Aufschluss bei dem Keltischen und dann bei dem Etruskischen. Die Ergebnisse seiner Forschungen legte er in seinem 1843 erschienenen Werke nieder: „Die Urbewohner Rhätiens und ihr Zusammenhang mit den Etruskern". Die Fehler, welche dieses enthielt, berichtigte er in der Schrift vom J. 1852: „Zur rhätischen Ethnologie". Die darin niedergelegten Ansichten erkennt der Redner auch heute noch im wesentlichen als richtig an und darauf stützten sich seine weitern Ausführungen, deren Inhalt sich kurz dahin zusammenfassen lässt.

Tirol bietet den Ethnologen eine ausserordentliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, wie kein anderes Land Europas, etwa Sicilien ausgenommen. Seine geringe Bevölkerung ist aus acht verschiedenen Völkern erwachsen: Rhätiern, Romanen, Gothen, Langobarden, Bojoaren, Slawen, Alemannen und Walsen. Die Rhätier bewohnten das heutige Tirol, Graubünden und den südlichen Theil Vorarlbergs, an einige ihrer wichtigsten Stämme erinnern gegenwärtig noch die Namen Brenner (Breuni), Eisak (Isarci), Vinstgau (Venostes) und Fügen (Focunates), und für sie zeugen auch die Berichte der alten Classiker. Dagegen wissen diese nichts von einer keltischen Bevölkerung Tirols und auch die Ortsnamen sprechen nicht für das einstige Vorhandensein einer solchen in Tirol. Die keltische Hypothese haben erst neuere Forscher aufgestellt, namentlich Zeuss. — Nach Er-

oberung Rhätiens durch die Römer wurde es bis in die entlegensten Thäler romanisirt. Dies bezeugen die zahlreichen romanischen Namen, die in allen Theilen des Landes noch jetzt sich vorfinden, z. B. Gleirschthal (glares), Lafatschthal (l'avaza), Gepatsch (campazo), Rungatsch (runcazone). Der Herrschaft der Römer in diesen Thälern machten die Gothen für immer ein Ende. Nach den Ausführungen des Historikers F. Dahn seien die Bewohner des Burggrafenamtes vorzüglich gothischer Abkunft und allerdings werden in den Regensburger Glossen des 13. Jahrhunderts die Meraner mit den Gothen identificirt. Nach dem Sturze des Gothenreiches nahmen Südtirol bis Salurn die Langobarden, Nordtirol die Bojoaren in Besitz. Die heutigen Ergebnisse der Forschungen lassen nicht mehr bezweifeln, dass die deutschen Enclaven in den wälschen Bezirken Tirols und Venetiens, wie die Sette und Tredeci Communi, langobardischer Abkunft seien. Neben dieser deutschen Bevölkerung erhielt sich aber in allen Theilen des Landes noch lange der Romanismus und abgesehen von dem jetzigen Wälschtirol, wo jetzt die letzten Reste der germanischen Bevölkerung nur mehr mit Mühe sich behaupten, dauert er in einigen Thälern, wie in Gröden, Enneberg, Abtei, bis in die Gegenwart fort. Slawen drangen um 600 in das Pusterthal ein und besetzten dessen östlichen Theil; Alemannen und Walsen liessen sich in den westlichen und nordwestlichen Theilen nieder. Letztere werden nach den neuesten Ergebnissen der Forschung für burgundische Einwanderer gehalten.

(Schluss der Sitzung 11 Uhr).

IV. Sitzung der deutsch-romanischen Section.

Donnerstag, den 1. October 9 Uhr.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung und ersucht dann Hrn. Prof. Dr. Weinhold das Präsidium zu übernehmen, da er theilweise verhindert sei der Versammlung beizuwohnen.

Professor V. Hintner aus Wien hält folgenden Vortrag: „über tirolische Dialektforschung".

Meine Herren!

Es ist bekannt, dass den Anstoss zu einer wissenschaftlichen Erforschung der deutschen Dialekte hauptsächlich J. Grimm und Schmeller gegeben haben. Zwar fehlt es nicht an sogenannten Idiotiken, die in die frühere Zeit, sogar in das vorige Jahrhundert hinaufreichen. Von einer wissenschaftlichen Behandlung der Dialekte konnte jedoch keine Rede sein, und wenn einmal ein Anlauf dazu gemacht wurde, so muss ein solcher vom heutigen Standpunkte aus wenigstens mit misstrauischem Blicke betrachtet, wenn nicht von vorne herein als verfehlt betrachtet werden. Man nehme z. B. in die Hand das „schwäbische Wörterbuch mit etymologischen und historischen Anmerkungen von v. Schmid, Stuttgart 1831", oder „Versuch eines schweizerischen Idiotikon, mit etymologischen Bemerkungen untermischt von Stalder, Aarau 1812", oder „etymologisches Wörterbuch der in Oberdeutschland, vorzüglich aber in Oesterreich üblichen Mundart von Höfer, Linz 1815". Diese drei genannten Werke sind uns zwar unentbehrlich, allein über die wissenschaftliche Behandlung und deren Werth gibt fast jedes Vocabel Aufschluss.

Ableitung rein deutscher Wörter aus hebräischen, lateinischen und griechischen Wörtern war an der Tagesordnung. Wie konnte es auch anders sein? So lange die hebräische Sprache als Conversationssprache des Adam und der Eva galt, somit als Mutter aller Sprachen betrachtet wurde, war es natürlich, dass man zuerst an das hebräische appellirte. Das lateinische, als Sprache der katholischen Kirche, musste ebenfalls in hohem Ansehen stehen und facultativ wurde auch das griechische gemissbraucht. Wer weiss nicht, dass auch hier die vergleichende Sprachwissenschaft Ordnung in das Chaos brachte und die hebräisch-lateinisch-griechischen Gespenster verscheuchte? Sie war es, die in den deutschen Dialekten etwas mehr als Fetzen zum Theil ausser Curs gesetzter Sprachen erkennen lehrte, die die deutschen Dialekte in ihre alten Rechte wieder einsetzte und den Goldwerth derselben für die Wissenschaft an den Tag legte. Man sehe sich das Schmellersche Meisterwerk an und vergleiche es mit den früheren Idiotiken. Und doch entstand das Werk noch in einer Zeit, in welcher die vergleichende Sprachwissenschaft kaum festen Fuss gefasst hatte. Die erste in 4 Bänden ausgegebene Auflage trägt die Jahreszahlen 1827, 28, 36, 37. Neues Leben in die Dialektforschung brachte die von Frommann trefflich redigirte Zeitschrift für deutsche Mundarten. Leider musste sie nach 6jährigem Bestande im Jahre 1859 wieder eingehen, nicht etwa wegen Mangel an Stoff, oder wegen Mangel an Mitarbeitern, sondern wegen Mangel an Abnehmern. Mit dieser Zeitschrift beginnt für Tirol eigentlich erst die Forschung. Der wackere Schöpf legte dort einen grossen Theil seiner Sammlungen nieder, bis er nach dem Ableben der Zeitschrift sich entschloss, ein eigenes tirolisches Idiotikon zu verfassen, um seinen gesammelten Stoff nicht verloren gehen zu lassen. Schöpf erlebte die Vollendung seiner mit grossem Fleisse und grosser Ausdauer angelegten und fortgesetzten Arbeit nicht mehr. Anton Hofer, schon bei Lebzeiten Schöpfs ein fleissiger Mitarbeiter, vollendete das Werk im Jahre 1866 und so besass auch Tirol ein Werk, das jeder Dialektforscher, wie das bairische Wörterbuch von Schmeller, das kärntische von Lexer, in seinen Armen wiegen wird. Dass ein Idiotikon, besonders von Tirol, Lücken hat, darüber wird sich niemand wundern, der sich nur einigermassen mit Dialektforschung beschäftigt hat. Tirol, das mit so ausserordentlichen Naturschönheiten gesegnet ist, übertrifft auch alle anderen Länder an Reichhaltigkeit der Dialekte. Jedes Thal hat nicht bloss seinen eigenen Dialekt, sondern die Verschiedenheit des Vocabelschatzes zwischen benachbarten Thälern ist oft so gross, dass sich die Bewohner derselben in vielen Ausdrücken gegenseitig gar nicht verstehen. Freilich, und ich möchte fast sagen, leider tritt jetzt, seitdem der gegenseitige Verkehr ein lebhafterer ist, rascher als früher eine Umänderung des Dialektes ein; namentlich werden solche Vocabeln, die von den Nachbarn nicht mehr verstanden werden, allmählich ausser Curs gesetzt und allgemein verständliche Ausdrücke werden dafür adoptirt. Es ist daher grosse Gefahr vorhanden, ja natürlich, dass einzelne uralte Wörter, wahre Perlen, verloren gehen und nicht wieder aufgenommen werden. Da gilt es nun rasch zu sammeln und zu retten, was sich noch retten lässt, bevor es zu spät wird. Freilich ist das Sammeln und Forschen nirgends schwieriger als in Tirol. Die Ursachen davon sind verschiedenartig. Gestatten Sie mir, meine Herren, dass ich ein Paar solcher Schwierigkeiten etwas eingehender beleuchte.

Fürs erste ist die Lage des Ländchens so, dass die Grenznachbarn anderer Zunge nothwendig auch auf die Sprache der Anwohner Einfluss ausüben mussten. Diese fremden

Elemente sind besonders die Romanen und die Slawen. Was die romanischen Mundarten Südtirols betrifft, besitzen wir bereits eine tüchtige Arbeit von Schneller: „Die romanischen Volksmundarten in Südtirol, nach ihrem Zusammenhange mit den romanischen und germanischen Sprachen etymologisch und grammatikalisch dargestellt, I. Band, Gera 1870". Leider ist keine Aussicht vorhanden, dass der geehrte Herr Verfasser das Werk fortsetzen wird. Andere Thäler, die an romanische Mundarten angrenzen, sind noch gar nicht erforscht. Ebenso wenig ist der slawische Einfluss gehörig gewürdiget worden, der in den östlichen Thälern des Pusterthals unverkennbar ist. Ein grosser Theil slawischer Ortsnamen, die sich in diesen Thälern finden, würde, falls die Geschichte darüber schwiege, einstige slawische Bevölkerung daselbst vermuthen lassen. Allein dass Slawen im 6. Jahrhundert durch das Drauthal hinauf in das Iselthal wanderten und von den Seitenthälern desselben Besitz ergriffen, ist auch historische Thatsache. Diese Thäler waren aber gewiss schon bevölkert, als die Slawen kamen, vielleicht sassen Kelten bis zu dieser Zeit in jenen abgelegenen Gegenden. Also die geographische Lage Tirols und die verschiedenen, auf einander folgenden Völker sind nicht genug zu berücksichtigen. Es ist also nicht gleich, ob ein Wort in einem Seitenthale des östlichen Pusterthals, im Mittelpusterthal, in der Umgegend von Innsbruck oder im Etschland vorkommt. Dies beachten unsere gelehrten Sprachforscher, die nicht Gelegenheit haben, sich in Tirol selbst umzusehen, oft viel zu wenig. Sie glauben, es sei gleichgiltig, wo in Tirol ein Wort vorkomme. Das Wort ist da, so lautet es, das bedeutet es, also muss es durch diesen oder jenen Einfluss von dem und dem Worte abstammen. Ich will nur ein Beispiel anführen. Es kommt in einigen Gegenden Tirols das Wort tschûrl vor in der Bedeutung „kraus, Krauskopf". Nur an einem Orte Südtirols, wo entschieden romanischer Einfluss auch bei anderen Wörtern stattfand, bedeutet dasselbe Wort „entehrtes Mädchen". Was das letztere betrifft, behauptete Gerland in K. Z., es sei offenbar = dem nhd. Hure. Also hure sollte durch romanischen Einfluss zu tschûre werden! Eine absolute Unmöglichkeit. Es ist ja mehr als bekannt, dass durch romanischen Einfluss anlautendes deutsches h entweder ganz wegfällt (dies ist das gewöhnlichste) oder sich zu ch, selbst k verdichtet. Der Lautwandel von h in tsch ist unerhört. Ebenso wenig kann ich die Erklärung Gerlands billigen, die er von tschûrl in der Bedeutung „kraus" gegeben hat. Es soll nämlich tschûrl mit nhd. krulle, krolle eng verwandt sein und diese Erklärung schien dem Redacteur der K. Z., Ernst Kuhn, so plausibel, dass er einer von mir eingesandten Erklärung, die wenigstens so viel für sich hat, dass sie nicht gegen Lautgesetze verstösst, die Aufnahme versagte. Und doch wäre dies der einzige höchst curiose Fall, dass durch romanischen Einfluss ein deutsches kr oder selbst ein kur zu tschur würde. In der Sprachwissenschaft kann aber ein Antrag nur dann auf Unterstützung rechnen, wenn die behauptete Spracherscheinung durch Analogien gestützt wird. Sonst wird man zur Tagesordnung übergehen. Es kommt mir hier nicht darauf an, etwas positives über das genannte Wort beizubringen, sondern ich wollte nur an einem Beispiele zeigen, wie vorsichtig man mit angeblichen Lautveränderungen sein soll, und wie sehr darauf zu sehen ist, wo ein Wort vorkommt. Denn der romanische Einfluss erstreckt sich nicht auf ganz Tirol, es gibt viele Thäler, wo man keine Spur davon findet. Ebenso hat der slawische Einfluss seine bestimmten Grenzen. Das Wörterbuch von Schöpf selbst bereitet dem Forscher oft Schwierigkeiten. Es ist zwar bei seltneren Wörtern häufig angegeben, wo

das Wort vorkommt, allein sehr oft wird man auch im Stiche gelassen. Ich halte es aber für nothwendig, dass man bei Wörtern, die etymologisch nicht durchsichtig sind, die Fundstätte weiss; ist dies nicht der Fall, so kann man mit dem besten Wissen und Willen weit über das Ziel hinausschiessen. Daher ist die Forderung keine übertriebene, dass das ganze vorliegende Material nach localen Gesichtspunkten revidirt werde. Wie schwierig das ist, leuchtet gewiss jedem ein. Bei uns ist das um so schwieriger, als verhältnissmässig wenig Interesse und oft noch weniger Verständniss für Dialektforschung vorhanden ist. Schreibt man z. B. einem guten Bekannten in einem Thale, der Jahr aus Jahr ein mit der Bevölkerung verkehrt und so die beste Gelegenheit hat, den Geist und die Sprache des Volkes genau kennen zu lernen, was ist gewöhnlich das Resultat? Man bekommt 3, 4 Ausdrücke, die etwa besonders auffällig sind, sonst, heisst es, gebe es dort nichts besonderes. Und doch stecken oft die grössten Schätze in einem solchen Thale. Was bleibt also dem Forscher übrig, als selbst hinzugehen und sich so lange daselbst aufzuhalten, bis er das Idiom des betreffenden Volkes in sich aufgenommen oder copirt hat? Und auch hier gibt es Hindernisse, die man gar nicht ahnt. Wenn nämlich die Leute sehen, dass sie mit „Herrischen“ reden sollen, wollen sie oft nicht ihren Dialekt gebrauchen, sondern es wird daraus ein Jargon. Sie schämen sich ihrer Ausdrucksweise, werden verlegen und man bekommt schliesslich gar nichts mehr heraus. Wie oft hört man die entschuldigenden Worte: „mir können nit amàl mit leut'n ordentle röd'n“, oder „wie bei uns hàlt die tummen g'schprâch sein“, oder „wie man bei uns hàlt sàgg“ u. dgl. Ja, es trifft sich zuweilen auch, dass man absichtlich angelogen wird, dass ein Bauer eine Freude daran hat, wenn er einem herrischen schwànze, wie der Ausdruck lautet, einen Bären aufbinden kann. Da muss man oft klug zu Werke gehen, muss versuchen sich so viel als möglich dem Dialekte der betreffenden Leute zu nähern. Dadurch gewinnt man sie und ist auch vor einem blauen Dunst sicher.

Allein diese Schwierigkeiten sind solcher Art, dass sie von jedem gebildeten mit Zeit und Mühe überwunden werden können. Bei weitem am schwierigsten jedoch ist bei der tirolischen Dialektforschung der wissenschaftliche Theil d. h. die Etymologie. Man wird sagen: „was brauchen wir die Etymologie eines Wortes zu wissen? Etymologie ist ja Nebensache, wenn sie J. Grimm auch die Würze genannt hat. Wir wollen das thatsächliche wissen, das andere soll sich jeder selbst zurecht legen“. Ich habe ähnliche Aeusserungen schon gehört, kann mich aber damit durchaus nicht einverstanden erklären. Ein Vocabel bleibt nach meiner Ansicht so lange todtes Capital, ungeprägte Münze, bis der Vater oder die Mutter, die Geschwister oder die Verwandten und die Heimat entdeckt sind. Bevor ich ein Wort, sei es ein einheimisches oder Lehnwort, nicht einreihen kann in eine Familie dieser oder jener Sprache, so lange hat das Wort für mich kein Interesse, es lässt mich kalt. Die etymologische Behandlung der Dialekt-Wörter ist mir also die höchste, aber auch unerlässlichste Forderung, die ich an einen Sammler und Forscher stelle. Er soll den Dialekt nicht vom Hörensagen kennen, sondern er soll sich Land und Leute selbst ansehn, mit eigenen Ohren die Vocabeln sprechen hören. Damit ist freilich schon gesagt, dass ein solcher Sammler und Forscher auch Sprachforscher im weiteren Sinne sei. Er muss vor allen anderen die älteren deutschen Dialekte genau kennen, muss vertraut sein mit den Idiomen der Völker, die in der Nähe wohnen, muss richtigen Sinn haben für Spracherscheinungen, damit er nicht das wichtige übersehe und

dem minder wichtigen oder oft dem für die Wissenschaft gleichgiltigen nachjage, er muss ferner ein besonnenes Urtheil besitzen und besonders zu den Sprachkenntnissen unendliche Geduld und Ausdauer. Ich habe mich viel und eingehend mit vergleichender Sprachforschung beschäftiget, komme aber immer mehr zur Einsicht, dass mir, um sicher gehen zu können, noch viel mehr Kenntnisse noth thäten. Es sind aber auch, besonders Lehnwörter, oft zur Unkenntlichkeit entstellt. Wer wird z. B. unter dem Worte tschirfe, welches im Iselthale gebraucht wird, und „schlechter Lichttiegel" bedeutet, auf den ersten Blick das wendische lesherba 'Bauernampel' wieder erkennen? Oder dass das Wort parlöisslen Zeitlose, crocus vernus, und das genannte tschirfe stammverwandt seien? Und doch stammt der Ausdruck parlöisslen vom wendischen podlesk Zeitlose und alle vom neuslowenischen verbum lesnoti, leščati se, leskati, altslowenisch lištati sę, lištą sę, lištiši sę glänzen, wendisch lesk Schimmer, leshketam schimmere u. s. w. Oder es gibt auch Ausdrücke, die ganz localen Ursprunges sind. Kennt man nicht Land und Leute sehr genau, ja ich möchte fast sagen, ist man nicht ein Eingeborner, wird man die richtige Etymologie nie und nimmer finden können. Ich will auch hievon ein Beispiel geben. Im Thale Defereggen existirt ein Wort tênigen, besonders îhintênigen (îhin = einhin d. i. hinein) in der Bedeutung „anschwärzen". Ich habe das Wort im ersten Hefte meiner „Beiträge zur tirolischen Dialektforschung" unrichtig erklärt; und doch bin ich Eingeborner des Thales und mit den localen Verhältnissen natürlich ganz vertraut. Erst später bin ich darauf gekommen, dass das Wort ganz localen Ursprunges ist und eigentlich den heiligen Antonius zum Vater hat. Die Legende, die diesmal wirklich auf Wahrheit beruht, ist folgende. Es existirt mitten im Thale ein Haus, mit dem eine Schmiede in Verbindung steht. Da heisst man es beim Tênig. Tênig ist aber ein auch in anderen Gegenden Tirols gebrauchtes, verhunztes Anton. Der jetzige Schmid, 'vir incluta iustitia ac religione', desswegen auch von bedeutendem Ansehen in der Gemeinde, trägt häufig, wie wohl auch andere Meister kyklopischen Handwerks, Spuren seiner Beschäftigung an sich, mit anderen Worten, die Seife versagt bei ihm ihre Wirkung. Da nun der Schmid wahrscheinlich schon von seinem Urgrossvater Tênig genannt wird, Tênig und schwarz aber Begriffe sind, die man sich nicht getrennt denken kann, wurde daraus ein verbum gebildet tênigen = anschwärzen. Ja das Wort beginnt bereits eine gute Bedeutung anzunehmen, es wird schon gebraucht für: „bei den Heiligen für jemanden bitten". Ob dabei die Heiligen als Schwarze betrachtet werden, kann ich leider selbst nicht sagen, da mein Ideenkreis mit dem meiner Landsleute doch nicht mehr ganz übereinstimmen dürfte.

Endlich, meine Herren, komme ich noch auf eine Schwierigkeit zu sprechen, und ich muss wohl gestehen, dass diese Schwierigkeit eigentlich die Veranlassung abgab, diesen kurzen Vortrag zu halten, oder vielmehr, dass die Hauptsache, was ich Ihnen sagen möchte, erst kommt. Um gleich mit der Thüre ins Haus zu fallen, diese Schwierigkeit betrifft die Publication von Dialektsammlungen. Es ist leider nicht jeder Forscher in der Lage, ein bedeutendes dem Buchhändler zu zahlen, damit das gesammelte durch den Druck veröffentlicht werde. Dass dies aber bei derlei Schriften nothwendig ist, das dürfte mir vielleicht einer oder der andere der geehrten Herren bestätigen können. Also ein Organ fehlt, welches die oft mit Mühe und Kosten bewerkstelligten Sammlungen veröffentlicht, auch kleinere Beiträge nicht verschmäht, und sollten es auch nur Brosamen

sein, ferner Raum gewährt für Meinungsaustausch über diese oder jene Erscheinung in der Sprache des Volkes, kurz, ein Organ fehlt uns, wie die leider zu früh zu Grabe getragene, von Frommann so trefflich redigirte Zeitschrift für deutsche Mundarten. Es ist gewiss jedem der Herren bekannt, dass schon seit 2, 3 Jahren das Gerücht geht, Frommann werde die Zeitschrift wieder fortführen, und im letzten Jahre wurde sogar ein ernstlicher Anlauf genommen dies zu bewerkstelligen. Allein die Geburt muss eine sehr schwere sein und die Künste der Hebamme scheinen da nicht mehr ausreichend. Da muss offenbar der Doctor geholt werden, sonst stirbt uns das Kind sammt der Mutter. Meine Herren! Sie alle möchte ich als Doctoren beiziehen, um das Kind so schnell als möglich zur Welt zu fördern. Die beste Medicin ist hier das Geld. Es waren bekanntlich schon damals nur materielle Leiden, die den Tod der Frommannschen Zeitschrift herbeiführten, und es kann sich auch jetzt nur um materielle Schmerzen handeln, die allerdings oft die heftigsten sind. Ich erlaube mir den Herren einen ganz unmassgeblichen Vorschlag zu machen. Treten wir zusammen zu einem Verein. Es ist allerdings das Vereinswesen in neuester Zeit etwas in Misscredit gekommen, allein unser Verein dürfte sich bald nach allen Richtungen hin Respect verschaffen. Dieser Verein soll getauft oder genannt werden, wie er will, meinetwegen: „Verein für Erforschung deutscher Dialekte". Jedes Vereinsmitglied zahlt jährlich einen gewissen Betrag, erhält aber dafür die Zeitschrift gratis. Dadurch werden wir erreichen, dass auch andere Persönlichkeiten als Mitglieder beitreten, die selbst weder Sammler noch Forscher sind, sondern nur allgemeines Interesse an der Förderung der Wissenschaft haben. Auf diese Weise wird die Existenz der Zeitschrift gesichert. Sollten die hochgeehrten Herren auf meinen Antrag (vielleicht ist er nur eine Schrulle) nicht einzugehen für gut befinden, da möchte ich Sie doch recht von Herzen ersuchen, durch zahlreiche Betheiligung am Abonnement die Zeitschrift, wenn sie einmal da ist, lebensfähig zu machen. Dass das vielsprachige Oesterreich ein besonderes Interesse daran hat, versteht sich von selbst. Rings um uns her in Tirol, mögen wir uns hinwenden, wo wir wollen, liegt noch vieles, sehr vieles brach. Vom Oberinnthal an bis zu den Grenzen Kärntens im unteren Pusterthal gibt es noch Seitenthäler, in die Schöpf und seine Gewährsmänner nicht eingedrungen sind, und hätte uns nicht Lutterotti in seinen Gedichten im tiroler Dialekte wenigstens eine Ahnung gegeben von ihrer Sprache, wahrlich wir wüssten nicht, ob das Idiom dieser Thalbewohner ein deutsches oder tschechisches sei. Ich nenne unter den Thälern, die bis jetzt fast gar nicht erforscht sind, die aber, wie ich mich selbst zu wiederholten Malen überzeugt habe, reiche Ausbeute gewähren, die Thäler Taufers, Antholz, Gsiess, Villgraten, Virgen, Pregraten, Kals, Sexten u. a. m. Da gibt es noch ein gutes Stück Arbeit. Sammeln wir also, meine Herren, so lange es Zeit ist, damit unsere Nachkommen uns nicht den Vorwurf der Saumseligkeit und Nachlässigkeit machen können. Ich für meine Person werde nach meinen schwachen Kräften und der knapp gemessenen Zeit thun, was ich thun kann. Allein ein einzelner richtet zu wenig aus, alle Männer der Wissenschaft müssen da auf irgend eine Weise helfen nach unserem schönen Wahlspruche: viribus unitis!

Der Vorsitzende Herr Prof. Dr. Weinhold ergreift darauf das Wort: Als Vertreter des Herrn Präsidenten, der nicht anwesend sein kann, übernehme ich das Präsidium und bemerke zunächst zu dem Vortrage des Herrn Prof. Hintner, dass das Erscheinen

der Frommannschen Zeitschrift gesichert ist, indem bereits an dem ersten Hefte der neuen Folge gedruckt wird. Ferner ist von Herrn Prof. Hintner ein Antrag gestellt worden, der dahin geht, die Section möge sich dafür verwenden, dass ein Verein für Dialektforschung, der für ganz Deutschland bestimmt sei, sich bilde.

Ich weiss nicht, ob es praktisch ist, heute am letzten Tage, in der letzten Stunde unserer Versammlung darüber noch Verhandlungen zu pflegen. Was meine persönliche Stellung betrifft, so bin ich mit deutscher Dialektforschung einigermassen bekannt. Ich habe vor länger als 25 Jahren über die Methode, wie deutsche Dialektforschung zu betreiben ist, mich öffentlich geäussert und meine damaligen Sätze haben den Beifall eines Mannes, wie Jakob Grimm, gefunden. Ich bin also in dieser Sache nicht ganz unerfahren und habe mir auch, was das Vereinswesen nach dieser Seite hin betrifft, Erfahrungen gesammelt.

Ich konnte dies noch neuerdings, als in Hamburg von einem Kreise junger Gelehrten der Plan zur Stiftung eines niederdeutschen Vereines berathen ward, den sie dann der letzten Versammlung des hansischen Geschichtsvereines zu Bremen vorlegten. Es ergaben sich sofort die grössten Schwierigkeiten und die Hamburger kehrten, wie ich hörte, zu dem zurück, was ich früher bei ihnen befürwortete, sich zunächst auf die Bildung eines localen Vereines zu beschränken. Nach meiner Meinung ist ein über ganz Deutschland ausgedehnter Verein eine so schwerfällige Maschine, dass für das einzelne nichts oder nur wenig geleistet werden kann. Es müssen einzelne Kreise, gewissermassen Provinzen gebildet werden, welche jene Aufgabe zu bearbeiten haben. Dann werden die Früchte nicht auf sich warten lassen. Schon der Herr Vorredner hat bemerkt, dass es bei der Dialektforschung ganz besonders darauf ankomme, dass man den Ort, wo ein Wort auftritt, gehörig berücksichtige. Wie nämlich für den Botaniker bei einer Pflanze der Ort des Vorkommens zu wissen nothwendig ist, so auch für den Dialektforscher bei einem Worte, welches manchmal recht eigentlich eine locale Pflanze ist.

Wir haben bei der Frommannschen Zeitschrift, die am Hunger gestorben ist, gesehen, was bei einer zu allgemeinen Ausdehnung erreicht wird.

Mein Wunsch ist freilich, dass die neue Folge jener Zeitschrift, die wahrscheinlich nach anderm Masse und Plane eingerichtet sein wird, gedeihen wolle. Aber ich muss gestehen, dass ich bei der Gleichgiltigkeit, welche selbst Germanisten gegen die Dialektforschung zeigen, nicht recht hoffe, dass neues Leben und neue Kräfte — es handelt sich vorzüglich um finanzielle Kräfte — dieser neuen Folge zuströmen werden. Man soll aber nicht verzagen an wiederholten Versuchen. Daher verbinde ich mich vollständig in diesem Wunsche mit dem Herrn Vorredner, dass sich alles vereinigen möge, was einige Thaler zum Besten und Frommen deutscher Sprachforschung verwenden kann, um das neue Unternehmen des wackern und ausgezeichneten Frommann zu unterstützen. Schliesslich wiederhole ich, dass wir nach meiner Ansicht nicht in der Lage sind, den Antrag des Herrn Prof. Hintner fruchtbar zu behandeln.

Herr Prof. Hintner zieht seinen Antrag in Folge der Auseinandersetzungen des Herrn Prof. Dr. Weinhold zurück.

Den letzten Vortrag hielt Herr Director Immanuel Schmidt aus Falkenberg i. M. über: „Die Perioden der englischen Literatur im Zusammenhang mit der Geschichte der Sprache".

Nach einer Einleitung erklärte der Redner sich für jene Eintheilung der Literaturgeschichte, welche den natürlichen Systemen in den Naturwissenschaften entspricht, und verwarf die von den Engländern beliebte künstliche Eintheilung in so viele kleine Perioden. Diese natürliche Eintheilung berücksichtigt alle wichtigen Momente, welche auf die Entwickelung der Literatur grossen Einfluss üben, als da sind: die politischen Ereignisse und andere verwandte Einflüsse von aussen, die Entwickelung der Sprache und der Einfluss fremder Literaturen. Dabei bleibt aber immer der Entwickelungsgang der Literatur selbst Hauptgesichtspunkt. Als besonders charakteristisch für die Geschichte der englischen Literatur, bezeichnet der Redner deren zeitweise Abhängigkeit von der italienischen und französischen Literatur.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen gieng der Redner zur Charakteristik der einzelnen Perioden über. Die Kürze der Zeit erlaubte ihm aber nicht, alle gleich ausführlich zu behandeln und seinen Vortrag zu vollenden. Nach seinen Ausführungen reicht die erste Hauptperiode bis zum Schlusse des Mittelalters und zerfällt in mehrere Abschnitte. Die angelsächsische und angloromanische Zeit bildet gewissermassen die Einleitung. Für die nächste Zeit nach dem epochemachenden Einfalle der Normannen (1066) mangelt das Material. Die Jahre von 1200—1250 werden die halbsächsische Periode genannt. Koch gebraucht für sie den Ausdruck neuangelsächsisch, um dadurch den Zusammenhang mit dem altangelsächsischen anzudeuten. Zwischen den beiden Perioden 1250—1350 und 1350—1400 will Mätzner keinen Unterschied erkennen, aber es fehlt weder an innern noch äussern Verschiedenheiten. 1362 wurde die englische Sprache als Parlamentssprache anerkannt und 1363 in derselben die Processe zu führen geboten. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts begann der Kampf mit Rom. 1350 trat zuerst die Sonderung der Dialekte hervor. Die Periode 1250—1350 erscheint als eine Zeit der Decomposition der Sprache und die Periode 1350—1400 als eine Zeit der Reconstruction. Das 15. Jahrhundert ist nur ein Nachklang dieser Periode.

Die zweite Periode liess der Referent bis zum Ende des 17. Jahrhunderts reichen. Deren Anfang bezeichnen die Entdeckung Amerikas, die Einführung der Reformation, die Erneuerung der classischen Studien, der Einfluss des Lateins auf die englische Sprache, sowie der Einfluss der italienischen Literatur. Das sächsische Accentuationssystem überwältigt die französische Prosodie; die moderne Schriftsprache gelangt zur vollen Geltung und erscheint zuerst ganz ausgebildet in Tyndale's Bibelübersetzung.

Der Redner theilte diese Hauptperiode in 4 Abschnitte, wovon der erste bis zum Jahre 1589 sich erstreckt, der zweite Shakespeare's Zeit, der dritte die Jahre 1616 bis 1642 (48) und der vierte die übrigen bis zum Schlusse dieser Hauptperiode umfasst.

Die dritte Hauptperiode, die sich grösstentheils über das 18. Jahrhundert ausdehnt, bezeichnete der Redner als die Zeit der durchgebildeten Prosa und des französischen Einflusses und nannte als Schriftsteller, die vorzüglich unter diesem stehen, Cowley, Temple und Dryden. Sie führten den leichten natürlichen Satzbau ein, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Damit schloss der Redner, ohne die Grenzen und Abschnitte dieser Periode wegen der vorgeschrittenen Zeit näher bestimmen zu können.

Nun legte Herr Dr. Keinz aus München mehrere hochinteressante Handschriften althochdeutscher Gedichte aus der Münchner Staatsbibliothek vor. Nach Besichtigung derselben ergriff der Vicepräsident Herr Prof. Dr. Weinhold das Wort:

„In Folge der Abwesenheit des Herrn Präsidenten, welcher in der allgemeinen Sitzung Bericht zu erstatten hat, ist es meine Aufgabe, die Sitzungen unserer Section zu schliessen. Ich hätte freilich gewünscht, dass unsere Section zahlreicher besetzt gewesen wäre, dass so mancher, der einen nicht zu weiten Weg zurückzulegen hatte, erschienen wäre. Aus dem freundnachbarlichen Baiern, ja selbst aus Oesterreich ist mancher, von dem wir es sicher vermutheten, nicht gekommen. Doch wir müssen uns mit dem Bewusstsein trösten, dass das, was unter diesen Verhältnissen geschehen konnte, geschah. Im übrigen kann ich den Dank, der von dem Herrn Präsidenten an den vorigen Tagen schon ausgesprochen ward, denen, die uns Vorträge hielten, nur wiederholen. Hiemit erkläre ich die Sitzungen der deutsch-romanischen Section der 29. Versammlung deutscher Schulmänner und Philologen für geschlossen".

(Schluss 10 Uhr 45 Minuten).

Verhandlungen der orientalischen Section.

Erste Sitzung, Montag den 28. September, 12 Uhr.

Nach dem Schlusse der allgemeinen Sitzung versammelten sich auf einen von den Herren Budenz, Delbrück, v. Roth und v. Schiefner gestellten Antrag (s. S. 37) die orientalische und sprachvergleichende Section gemeinschaftlich im Zimmer der ersteren. Prof. Dr. Jülg eröffnet gegen 12 Uhr die Sitzung mit der Erklärung, dass er das Präsidium der Section einstweilen übernommen habe, weil der ursprünglich darum ersuchte Herr P. Pius Zingerle dasselbe abgelehnt habe. Er sei jedoch durch seine übrigen Geschäfte verhindert, dasselbe fortzuführen. Auf seinen Vorschlag wird, nachdem Herr P. Pius Zingerle seine Ablehnung motivirt, Herr Prof. Dr. Joh. Bapt. Weiss aus Graz zum Präsidenten durch Acclamation gewählt, und übernimmt darauf den Vorsitz. Es wird weiter verabredet, dass die beiden Sectionen vorläufig gemeinsam verhandeln sollen. Für den Fall späterer Trennung wird zum Präsidenten der sprachvergleichenden Section Herr Prof. Dr. Johannes Schmidt aus Graz gewählt, welcher zugleich als Vicepräsident der combinirten Section zu fungiren hat. Zu Secretären werden die Herren Dr. Jolly aus Würzburg und Dr. Stade aus Leipzig gewählt. Es wird hierauf eine zweite Sitzung für denselben Tag Abends 6 Uhr anberaumt und die Tagesordnung für dieselbe festgesetzt.

Zweite Sitzung, Montag den 28. September, Nachmittags 6 Uhr.

Nachdem man zuerst über eine Modification der am Morgen vorläufig angenommenen Tagesordnung sich verständigt hatte, hielt Herr Prof. Dr. Johannes Schmidt aus Graz seinen Vortrag: „über qualitative und quantitative Veränderung der Vocale durch r und l im Indogermanischen“, worin er hauptsächlich die Wirkungen des Stimmtones von r̥ und l̥ auf benachbarte Vocale in Betracht zog.

Die darauf bezüglichen Untersuchungen werden als zweite Abtheilung seines Buches: „Zur Geschichte des indogermanischen Vocalismus“ veröffentlicht werden.

Nächstdem gab Herr Prof. Dr. Gosche aus Halle eine Charakteristik des internationalen Orientalisten-Congresses zu London.

Den übrigen Theil der Sitzung füllten Verhandlungen über Geschäftsangelegenheiten der deutschen morgenländischen Gesellschaft aus.

Zum Schlusse stellte Herr Consul Dr. Wetzstein aus Berlin den Antrag, den früheren Beschluss des Vorstandes, die moabitischen Denkmäler mit Unterstützung der Gesellschaft zu veröffentlichen, zu annulliren. Derselbe wurde nach längerer Debatte mit

allen gegen eine Stimme verworfen. Dagegen wurde der von Herrn Prof. Dr. Gildemeister (Bonn) gestellte und von Herrn Prof. Dr. Schlottmann (Halle) amendirte Antrag fast einstimmig angenommen: „Die Versammlung beschliesst, dem Vorstand bei der Herausgabe der moabitischen Alterthümer die grösste Vorsicht anzurathen und empfiehlt ihm, dabei zu erklären, dass die Herausgabe zunächst zur Bekanntmachung und Ermöglichung der Prüfung des Materials diene, ohne das Urtheil der Gesellschaft oder des Vorstandes als solchen zu involviren".

Dritte Sitzung, Dienstag den 29. September, Morgens 8 Uhr.

Herr Prof. Dr. Rudolf von Roth (Tübingen) sprach über das von der kais. Akademie zu St. Petersburg herausgegebene von O. Böhtlingk und ihm bearbeitete Sanskrit-Wörterbuch, welches nach einer Arbeit von 23 Jahren nunmehr seinem Abschluss nahe ist. Er führte aus, wie dasselbe mit spärlichen Hilfsmitteln begonnen werden musste, allmählich sich ausbreitete und wuchs, zählte die Zweige der Literatur auf, aus welchen es zu schöpfen hatte, und bezeichnete die nicht zu vermeidenden Lücken. Endlich erläuterte er die Schwierigkeiten, mit welchen namentlich die erste Behandlung des vedischen Sprachschatzes zu kämpfen hatte, für welche der Bearbeiter in allen schwierigeren Fällen auf eigene Combination angewiesen ist, und schloss mit den folgenden Sätzen:

„Wenn man, wie es auch schon geschehen ist, dieses Suchen und Finden, als ob es etwas willkürliches wäre, dadurch herabzusetzen und gegen dessen Ergebnisse misstrauisch zu machen sucht, dass man die gefundenen Bedeutungen errathen nennt und dabei im Hintergrund die Meinung zeigt, als ob die sogenannte Tradition etwas nicht errathenes, positives enthielte, das zuverlässiger wäre, so zeigt man damit nur, dass man weder von jener Tradition, welche durch und durch auf etymologischer Conjectur beruht, noch von dem Inhalt des Veda ein zureichendes Verständniss hat.

Vor unbefangenen Philologen dieses philologische Verfahren, das, wie alle Exegese durch Vergleichung und Combination, durch das bekannte auf das unbekannte zu schliessen sucht, zu rechtfertigen ist nicht nöthig. Es ist ja der einzige Weg, der ans Ziel führt. Aber allerdings führt er dahin noch nicht den ersten, der ihn betritt, er führt ihn nur näher hinzu, als andere vor ihm waren, und so fort. Die folgenden können es immer besser machen.

Ein anderes Verdienst aber will ich für diesen Theil des Wörterbuchs nicht in Anspruch nehmen, als dass es geleistet hat, was auf den ersten Anlauf zu leisten war; was in einer Zeit zu leisten war, wo der Lexikograph, anstatt wie sonst der Sammler dessen zu sein, was die Exegeten liefern, selbst als Exeget vorangehen, Erklärer und Sammler zugleich sein musste. Die richtigen Grundsätze sind jetzt für immer festgestellt und eine Menge vollkommen sicherer Ergebnisse ist gewonnen, durch deren Benutzung die Folgezeit unsere Irrthümer verbessern wird.

Wenn ich im Laufe dieser Ausführung auch des Widerspruchs erwähnen musste, den unser Unternehmen erfuhr — Angriffe, welche zum Theil von unseren Freunden ritterlich zurückgeschlagen wurden, während wir keine Zeit damit verlieren durften — so

muss ich doch bezeugen und hier mit Dank aussprechen, dass wir, die Bearbeiter des Wörterbuchs, im Grossen und Ganzen der aufmunterndsten Theilnahme, schonender und anerkennender Beurtheilung von Anfang bis zu Ende uns zu erfreuen hatten u. s. w. u. s. w."

Nachdem die Versammlung allgemein ihren Beifall ausgedrückt hatte, sprach sie ebenso einstimmig auf Hrn. Prof. Dr. Schlottmann's Antrag ihre Freude aus über die bevorstehende Beendigung dieses grossartigen wissenschaftlichen Unternehmens, und ihren lebhaften Dank gegenüber der ausharrenden Thätigkeit der beiden Herausgeber sowie ihrer Mitarbeiter.

Darauf hielt Herr Prof. Dr. Lauth (München) seinen Vortrag: „über altäthiopische Königsnamen", aus welchem der Vortragende den folgenden Auszug gibt.

Bezug nehmend auf seine ägyptische Reise, auf welcher er bis an die Grenze Aethiopiens gelangte, bespricht der Vortragende die zwischen Elephantine und Meroë, am heiligen Berge Barkal und in Naga hieroglyphisch angeschriebenen Königsnamen altäthiopischer Dynasten, die, an Zahl ungefähr ein halbes Hundert, von Zerach, dem Zeitgenossen des jüdischen Herrschers Asa, bis zur Königin Kandake (der Apostelgeschichte) reichen und beiläufig ein Jahrtausend darstellen.

Vor allem galt es, die betreffenden Namen zu lesen, eine nicht gar leichte Sache, da, ausser den in ihrem Lautwerthe schon erhärteten ägyptischen Hieroglyphen, eine Reihe von specifisch äthiopischen Zeichen vorkommt, deren Bedeutung durch Varianten und Induction zu ermitteln war. Nach Erledigung dieser Aufgabe handelt es sich um die Deutung der Namen, bezw. die Sprache, zu welcher sie gehören. Sowohl die Benennung des durch den Bogen קשת bezeichneten Landes Kenest und Kusch (ⲉϭⲱϣ metalla excoquere) sowie Nubia (ⲛⲟⲩⲃ aurum), als die des Flusses: nahar-qa ägypt. nuni in einer bilinguis, als die der Hauptstadt Napata (נֹפת „heraustriefen") weisen darauf hin, dass die altäthiopische Sprache wesentlich eine semitische war, von der ägyptischen beeinflusst. Dies ergibt sich auch aus den allgemeinen Titeln für König: melek (מלך) und perui, in welch letzterem das bekannte ägyptische Pharao „Grosshaus" vorliegt, wie Prof. Lauth zuerst vor zwölf Jahren dargethan hat.

Uebergehend zu den Eigennamen der einzelnen Dynasten, machte er bemerklich, dass das Haupt der VI. ägypt. Dynastie Athui Ὀθόης noch jetzt in dem äthiopischen Ate, Azi mit Art. postpos. ate-ge rex, yte-ge regina einen sprachlichen Nachfolger hat und zwar steht der Ate (Vater?), obwohl ohne politische Macht, an Ansehen über dem Negus (keilschriftlich nikasuti reges Aethiopiae). Denn der Schwur ate-ymut „der Ate wird (soll) sterben", wenn fälschlich geleistet, zieht viel schlimmere Folgen nach sich als negus-ymut. Diesem Ate-ge entsprechend lautet der Anfang einer Schildlegende Azi-ka, deren Fortsetzung arez zar-qa durch ארץ und vielleicht זֶרַח jenen ältesten Königsnamen erklärlich wird, da zarach im Hebräischen die aufgehende Sonne bezeichnet.

Eine bilinguis liefert die sichere Stellung der Bestandtheile des Königsnamens Nunta-ka-Amun, allenfalls „der Sprössling (נוּן) Amon's". Aehnlich ist die Qualität des Namens Ar-qa-Amun = Ἐργαμένης. Es ist dies der Zeitgenosse des Ptolemaeus Philadelphus und bei Diodor im III. B. wegen seiner Energie gegen die äthiopische Priesterschaft erwähnt. Ob der Bestandtheil Ar-qa auf אֲרִי ari Löwe oder אֵיל ail Wid-

der zu deuten sei, bleibe dahin gestellt; nur sei das Beispiel des Nubiers Σίλκω beigezogen, der sich selbst ebenfalls „Löwe des Südens“ u. s. w. nennt. Auch dieser Name Silko scheint aus einem Prototype auf ka gebildet, das als Art. postp. anzusehen ist.

Nach Besprechung der drei Namen von der XXV. Dynastie: Schabaka, Schabataka, Taharqa, die bei Manetho zu Σαβάκων, Σεβίχωc und Τάρκοc graecisirt sind, in der Bibel mit theilweiser Weglassung des Art. zu סוֹא Sawa (sebũa, die Löwen? cf. Jesaj. V, 29 u. XXXI, 8; Jerem. II, 15) und תִּרְהָקָה Thirhaqah geworden, während Schabataka in dem Hephästospriesterkönig Σεθῶc (statt ΣϜεθῶc) wiederkehrt — Tahar ist identisch mit dem Stamme טָהוּר splendidus — war zu sprechen über die bilingues Amun-Rait = Hamuni-semesch d. h. „Amon-Sol“ und Ra-neb-ma-ma = Hamuni-thani-ram mama-ka: „Amon (Ra) der erhabene Herr der Wahrheit und Gerechtigkeit“; ferner über eine Reihe äthiopischer Königinnen, die durchweg im Gegensatze zu den schlanken und magern Aegyptierinnen, unförmlich dick dargestellt sind: Kenereth „die Citherspielerin“ כִּנּוֹר — Semech שִׂמְחָה deliciae — Pelech „die Gebärerin“ פָּלַח cf. Valide bei den Türken und Arabern — Agela עגול „die runde(?)“ — Dhasem-nabli נֶבֶל „die Lautenspielerin“ hat mehr rein ägyptisches Gepräge.

Dagegen lässt sich der Name der Königin Kandake, auch Kanthaki und Qanthagi geschrieben, aus dem Aegyptischen nicht erklären; eher aus dem Semitischen, wenn man den Stamm קָנָה „schaffen, bilden“, קִנְיָן „das Geschöpf“ zu Grunde legt. Aus der Nuba-Sprache hat Brugsch (Ztschr. für Erdkunde, Neue Folge Bd. XVII) die Bedeutung „die jugendliche“ ermittelt, die mit קנה sehr wohl vereinbar ist. Dass solche Namen aus echt äthiopischer Anschauung entspringen, beweist das Schild mit der Legende Bhethali בתולה νύμφη, da hier ausnahmsweise ein Deutbild, nämlich ein Kind, beigefügt ist, welches mit der Lesung nichts zu schaffen hat.

Kandaki führte den Vornamen Arit-Amun „Kind Amun's“, wenn man den Stamm עולל, kopt. ⲁⲗⲟⲩ adolescentula, puella beizieht. — Ueberhaupt ist Amun bisher der einzige Gott, dessen Name zur Onomatothesie der Nomina propria verwendet erscheint und wird hiedurch Herodot bestätigt, der die Aethiopen nur den Zeus (Amun) und Osiris verehren lässt. Letzterer als Todtengott kommt hier nicht in Betracht.

Die dynastischen Namen: Kala-ka Var. Kallat — Gerarāi, Qilehtat, Kelebet-Amun, Schenen-ka-kama-toth, Kat-kamal, Arka-Necherel, Nastosunen, Asro-Amun, Nawath-Amun, Azecher-Amun, Aspelat, Senka-Amun-seken, Schoresch-ka-schoresch, die hier zusammengedrängt sind, kamen nicht mehr zu Worte, da wegen vorgerückter Zeit und in Folge zu grossen Stoffandranges der Vortrag unterbrochen werden musste. Wäre diese bedauerliche Störung nicht eingetreten, so hätte der Vortragende ausser andern auch die Frage zu beantworten gesucht, wie es komme, dass kein einziger dieser dynastischen Namen in der von Dillmann (Ztschr. der deutschen morgenländischen Gesellschaft) besprochenen Doppelliste wiederkehrt. Der Grund liegt einfach darin, dass die genannte Doppelliste eine ganz andere Gegend betrifft, die sich um den oberen Lauf des blauen Nils erstreckt, während die von Prof. Dr. Lauth aus den Denkmälern gezogenen altäthiopischen Königsnamen weiter nördlich gelegenen Bezirken angehören. Sagt ja Herodot, dass Aethiopien schon mit der Nilinsel Elephantine beginne.

Was den hienach eruirten Charakter des Altäthiopischen als einer semitischen

Sprache anlangt, so steht die Qualität des jetzigen Aethiopischen, das ebenfalls zu den semitischen Idiomen gehört, hiemit im Einklange. Indess sind einzelne Wörter und selbst grammatische Formen durch Kreuzung mit hamitischen Sprachen zu dem semitischen Stocke hinzugekommen, so dass schon das Altäthiopische zu der Kategorie der Mischsprachen hinneigt.

Weiter hielt Herr Prof. Dr. Josef Budenz aus Budapest seinen Vortrag:

Bemerkungen über ugrische Sprachvergleichung.

Unter den fünf gruppen der grossen altajischen sprachenfamilie nimmt die westlichste, welche die sog. ugrischen (auch finnischen, finnisch-ugrischen, finnisch-uralischen) sprachen umfasst, eine eigentümlich hervorragende stellung ein, und zwar nicht nur des äusseren umstandes wegen, dass die dieser sprachengruppe angehörigen völker sich zunächst mit dem indogermanischen Europa berühren und zwei derselben, Finnen (Suomalaiset) und Magyaren, innerhalb der westeuropäischen cultur stehen, wissenschaft pflegen und eigne literatur besitzen. Aehnliches gilt ja auch von den Türken (bes. Osmanlis), Mongolen und Mandžus, die durch beziehungen zu verschiedenen culturvölkern und literaturen des Orients (als da sind: Araber, Perser, Inder, Chinesen) schon längst das interesse orientalischer philologie an sich gefesselt haben. Der vorzug oder die besondere bedeutung, die ich den ugrischen sprachen vindiciren möchte, kommt denselben vom rein linguistischen standpunkte zu, und beruht wesentlich auf der art und dem masse der verwandtschaft, in welcher sie zu einander stehen, demzufolge sie in ihrer gesammtheit ein besonders günstiges object für die vergleichende sprachforschung darstellen.

Betrachten wir z. b. den türkischen sprachzweig. Auf dem riesigen ländergebiete, welches derselbe von Rumelien an durch das europäische und asiatische Russland hin einnimmt, sollte man meinen, hätte derselbe recht bedeutende differenzen der wortform und grammatischen bildung entwickeln müssen. Näher besehen aber ergibt sich, dass z. b. Osmanisch, abgesehen von reichlicherer beimischung persischer und arabischer fremdwörter, sich vom Özbegischen in Chiwa und Bochara oder von der sprache der kasanischen Tataren kaum so sehr unterscheidet, wie Hochdeutsch von Niederdeutsch, und dass die kluft zwischen demselben Osmanischen im westen und dem Jakutischen im fernsten nordosten keinesfalls weiter und tiefer ist als der Belt, welcher deutsche und skandinavische rede scheidet. Nur das Čuvašische nimmt den übrigen türkischen sprachen gegenüber eine sonderstellung ein, die es aber auch nur der vorliebe für gewisse lautwandlungen (namentlich *r* aus *z*) verdankt, mit abrechnung derer es leicht auf die allgemein türkische form zurückzuführen ist. So haben wir es in der grossen türkischen sprachengruppe doch eigentlich nur mit dialekten zu tun, die sich verhältnissmässig leicht auf eine hauptsprache zurückführen lassen, deren darstellung auch schon zum besten teile in Böhtlingk's Grammatik des Jakutischen, im rahmen der wissenschaftlichen behandlung dieser sprache, gegeben ist.

Ebenso verhält es sich (ausser der ugrischen) mit den übrigen altajischen sprachgruppen, deren äussere ausdehnung auch schon eine viel beschränktere ist: dem Mongolischen mit Kalmükisch und Burjätisch, dem Mandžu mit den tungusischen dialekten, den samojedischen sprachen, welche bereits ihr erster erforscher Castrén in eine grammatik

zusammengefasst hat. Ueberall bedarf es hier nur der reduction von dialekten, um der ganzen gruppe sofort die eine hauptsprache substituiren zu können.

Dieser dürftigen gliederung im osten und im norden des altajischen sprachstammes gegenüber finden wir nun in der ugrischen gruppe sieben, scharf von einander geschiedene hauptsprachen, zusammen mit etwa 20 dialekten, deren einige selbst fast als selbständige sprachen gelten können. Es sind die folgenden: 1. Finnisch (Suomi) nebst Ehstnisch, 2. Lappisch, 3. Mordwinisch, 4. Čeremissisch, 5. Syrjänisch-Wotjakisch, 6. Ostjakisch-Wogulisch, 7. Magyarisch. Hiebei sind schwestersprachen wie unter 1. 5. 6. nur als je eine hauptsprache gerechnet.

Diese sieben sprachen weichen sämmtlich stärker von einander ab, als eine beliebige Turksprache von der andern, selbst der weitest stehenden, als z. b. Osmanisch von Jakutisch oder Čuvašisch. Wir können uns dies verhältniss an der leicht zu constatirenden tatsache veranschaulichen, dass die ugrischen sprachen in der benennung concreter gegenstände ein weit grösseres mass der synonymenwahl aufweisen, als die türkischen dialekte. In letzteren gilt z. b. für folgende 10 benennungen von körperteilen nur je ein und dasselbe wort:

1. kopf (t. *baš*, jak. *bas*, čuv. *poś*).
2. fuss (*ajak*, jak. *ataχ*, čuv. *ora*, zunächst aus *azak*).
3. hand (*el, ilik*, jak. *ili*, čuv. *ala*).
4. mund (*ayïz*, jak. *uos*, čuv. *śuvar*).
5. ohr (*kulak*, jak. *kulgāχ*, čuv. *χolγa*).
6. hals (*bojun*, jak. *moj, mojun*, čuv. *mĭj*).
7. herz (*jürek*, jak. *süräχ*, čuv. *ćirä*).
8. zunge (*til, dil*, jak. *tĭl*, čuv. *čilγä*).
9. haar (crinis) (*sač*, jak. *as* (für *sas*), čuv. *süś* f. *suś*).
10. haut, fell (*tiri, deri*, jak. *tiri*, čuv. *tir, t'ir*).

Dagegen finden wir in den ugrischen sprachen nur bei dreien dieser benennungen dasselbe wort, aber auch nur in 6 von den 7 hauptsprachen (No. 3 „hand" allgemein: *käte, ked, kid, kéz, kat* u. s. w. — aber ostjB. *još*; No. 5 „ohr" allg.: *pele, fül* u. s. w. — aber finn. *korva;* No. 7 „herz" allg.: *sydäme, šölöm, sim, šüm, szív* u. s. w. — aber lp. *vaibmo*); bei den übrigen je drei und mehr synonyme (für „fuss" deren sogar 7: *jalka, jol* — *kur* — *kok, kuk* — *pĭd, pod* — *pilge* — *lajl* — *láb*). — Diese tatsache (bedeutend stärkere synonymenwahl im Ugrischen) lässt sich leicht weiter verfolgen: z. b. dem einen türk. *kara* „schwarz" gegenüber im Ugrischen variation von *fekete, pegde* — *musta* — *śöd, čappad* — *semel;* dem türk. *ak* „weiss" gegenüber: ugr. *valkea, vielgad* — *jeźĭd* — *tödĭ* — *nova, novĭ* — *akša, ošo* u. s. w. u. s. w. Es sei nur noch erwähnt, dass die gleiche bildung der zahlwörter in den Turksprachen erst bei 40 aufhört, und sich noch bei 100 und 1000 wiederfindet, während im Ugrischen dieselben schon bei 8 auseinandergehen.

Wenn hiemit erkennbar ist, dass die sieben ugrischen hauptsprachen in ihrer bedeutenderen differenzirung keineswegs den einzelnen sprachen der übrigen altajischen gruppen (die sich etwa wie germanische oder slawische dialektsprachen ausnehmen) vergleichbar sind, so ist aber auch ihr abstand unter sich wiederum bedeutend geringer als andererseits die verschiedenheit der statt der erwähnten gruppen anzusetzenden altajischen hauptsprachen: des Türkischen — Mongolischen — Mandżu (oder Tungusischen) und des

Samojedischen. Diese letzteren haben ja, um nur eines anzuführen, jede ihre eigenen, augenscheinlich nicht identischen benennungen auch für die einfachen zahlen von 1—7*).

Dies. bedeutet aber für die ugrischen sprachen zugleich ein höheres mass der vergleichbarkeit, namentlich die gemeinsamkeit der eigentlichen sprachlichen entwickelung, d. h. der wort- und grammatischen formbildung betreffend, als wir dies bei den disparateren altajischen hauptsprachen erwarten dürfen, deren successive abscheidung in einem bedeutend früheren, unentwickelteren stadium der altajischen ursprache stattgefunden haben muss.

In der tat bieten die ugrischen sprachen, schon bei oberflächlicher betrachtung, eine fülle deutlicher übereinstimmung des wortschatzes (und zwar auch des wesentlichen teiles desselben: der wörter für allgemeinere nominal- und verbalbegriffe, die wir zusammenfassend prädicatswörter nennen können), und es ist nicht im geringsten zu verwundern, dass die nahe verwandtschaft schon lange vor der zeit der wissenschaftlichen sprachvergleichung erkannt, z. b. schon zu anfang des vorigen jahrhunderts von Strahlenberg ausgesprochen worden ist. Und bereits vor 100 jahren war es, dass Sajnovics vom *„idioma Ungarorum et Lapponum"* das *„idem esse"* zu demonstriren unternahm. Eingehendere betrachtung entdeckt leicht diese übereinstimmung auch in einem grossen teile der wortbildungs- und übrigen grammatischen formen, woraus sich ergibt, dass bereits die für die ugrischen sprachen anzunehmende grundsprache in der grammatischen formentwickelung entsprechend weit vorgeschritten war.

Eine siebenzahl von mannichfaltig gestalteten, stark individualisirten hauptsprachen (in etwa 20 meistens auch scharf geschiedenen dialekten), die aber noch in einer bereits zu bedeutender formentwickelung gelangten grundsprache zusammentreffen müssen — bildet gewiss ein interessantes object der vergleichenden forschung, indem gerade in dem mannichfach verschiedenen der gestaltungen in den einzelsprachen, bei ursprünglicher identität im ganzen, die gewähr für erfolgreiche combination zur erschliessung älterer, d. h. hier noch gemeinsam ugrischer sprachform gegeben ist. Man kann wol die gruppe der so beschaffenen ugrischen sprachen für sich, als linguistisches forschungsobject, dem indogermanischen sprachstamme an die seite stellen, natürlich mutatis mutandis. So mannichfaltig reich in dialekten entfaltet wie einzelne zweige des indog. stammes ist denn doch keine der ugrischen hauptsprachen; diese letzteren zeigen zum teil deutliche spuren starker verwitterung, und die ugrische forschung muss auch noch des unberechenbaren vorteils entbehren, welchen der indog. vergleichung in hohe vorzeit hinaufreichende sprachdenkmäler bieten. Doch lässt sich noch als tertium comparationis zwischen Ugrisch und Indogermanisch geltend machen, dass es auch in ersterer sprachengruppe eine im ganzen ausnehmend wol conservirte sprache gibt (das Finnische oder

---

*)

	Türk.	Mong.	Mdžu.	Sam.
1.	*bir, čuv. per*	*nige*	*emu, umun*	*opoj, ōker*
2.	*iki, ikki*	*ɣojar*	*ǯue, zûr*	*side*
3.	*üč, üs, visse*	*gurban*	*ilan*	*ńahar*
4.	*tört, tüört, tuvat*	*dürben*	*dujn, digin*	*tiet, tēde*
5.	*beš, biäs, pillik*	*tabun*	*sunǯa, tonga*	*saml'añ*
6.	*altï, alta, olta*	*ǯirgugan, zorgān*	*niñgun, nungun*	*mat, mukte*
7.	*jedi, sättä, śiĉĉe*	*dologan, dolōn*	*nadan*	*siu, sēld'e(hēlɣ, sej'bü)*

Suomi), welche beiläufig als das ugrische Sanskrit gelten oder doch wenigstens dem Litauischen verglichen werden darf.

Eine besondere forschung auf dem gebiete der ugrischen sprachen, mit dem ziele, die gemeinsame grundlage derselben zu erschliessen und von dieser aus wiederum die entwickelung der einzelsprachen darzulegen — stellt vor allem der sprachwissenschaft überhaupt nicht geringe bereicherung in aussicht. Abgesehen von dem damit verknüpften nationalen interesse zweier gebildeter völker ugrischer zunge (der Finnen und Magyaren) an der wissenschaftlichen aufhellung ihrer sprache — bildet dieselbe aber auch eine unumgängliche vorarbeit für die allgemein altajische sprachforschung, da die ugrischen sprachen ja nur durch die eine ugrische grundsprache hindurch mit den übrigen altajischen gruppen in zusammenhang stehen.

Eine eigne, exclusiv ugrische vergleichende sprachforschung, welche dem oben geforderten ziele zusteuerte, ist aber, ich muss dies aufrichtig zugeben, eben erst im entstehen begriffen. Wir müssen hier natürlich von den hochverdienstlichen arbeiten absehen, die uns die kunde ugrischer sprachen verschafft oder erweitert haben (grammatiken, wörterbücher, texte — von Castrén, Ahlqvist, Wiedemann, Hunfalvy u. a.), die aber nur gelegentlich einzelheiten vergleichen; ausserdem hat das, was wirklich unter dem namen ugrischer sprachvergleichung bis jetzt zu verzeichnen ist, zwar manch schätzbaren stein für das gewünschte gebäude geliefert, ist aber im ganzen zu lückenhaft oder auch unsystematisch-gelegentlich, um als genügendes fundament dienen zu können. Andere arbeiten wieder umgehen ganz das geforderte ziel und ziehen die einzelnen ugrischen sprachen, wie sie eben sind, in die allgemeine altajische vergleichung. Von W. Schott, dem entdecker der altajischen sprachverwandtschaft (Versuch über die tatarischen sprachen, 1836), geht diese extensive richtung der vergleichung demnächst auf Boller über, der sich doch anfänglich mit weiser beschränkung auf dem gebiete der ugrischen (finnischen) sprachen bewegte, nachgerade aber als vergleicher auf dem weiten altajischen gebiete, das er noch durch das Japanische zu erweitern versuchte, sich zu wirklich erschreckender kühnheit verstieg. Auch in Ungarn, wo P. Hunfalvy das studium der ugrischen sprachen, nach den längst erloschenen anfängen des vorigen jahrhunderts (Sajnovics, Gyarmathi, Révai), zu anfang der 50er jahre unter manchen schwierigkeiten wieder neu erweckte, gelangte man längere zeit hindurch nicht zu gehöriger scheidung der ugrischen specialforschung von der altajischen forschung; namentlich wurde vergleichung des Magyarischen mit dem Türkischen betrieben, da augenfällige gemeinsamkeit einer gewissen zahl von wörtern (die sich indessen seitdem als wesentlich auf entlehnung beruhend herausgestellt hat) den schein eines nähern magyaro-türkischen verwandtschaftsverhältnisses erweckte.

Aber ebenso sehr als verfehlte richtung schadete dem werte der bisherigen ugrischen forschung die versäumniss eingehender und umfassender beobachtungen über die eigenart der einzelnen ugrischen sprachen in bezug auf lautliche form. Hiemit kam dieselbe mit der vergleichung nicht weit über das bereich des augenfällig ähnlichen hinaus, verfiel aber zugleich auch oft den täuschungen, die gerade das augenfällig ähnliche nicht selten dem sprachvergleicher bereitet. So hat z. b. finnisch *köyte* (eigentlich *köyde*, nom. *köysi*) „strick“ allerdings verführerische ähnlichkeit mit mägy. *köt* „binden“; aber wir wissen bereits, dass jener stamm (finn. *köyde*) im magyarischen regelrecht nur *köl*, *kel* oder etwa auch *köz*, *kez* lauten kann, und in der tat findet sich auch *kel* in der

diminutivform *telke* statt *kelke* (nom. *telek*) „strick, schnur, bandriemen“. Muss doch anerkanntermassen eine jede sprachvergleichung, die überhaupt festen boden unter den füssen haben will, sich vor allem über den eigentlichen wert der lautform in den betreffenden sprachen zurecht zu finden suchen; den sprachgeschichtlichen wert der einzelnen laute zu bestimmen, oder wenigstens die gegenseitige aequivalenz der laute verschiedner sprachen zu fixiren, das mass der möglichen formschwächung und verkürzung durch lautschwund und zusammenziehung, das vorkommen umgekehrter lautentwickelung (verstärkung, firmation), sporadischen lautwechsels, umstellung u. s. w. zu constatiren — mit einem worte eine der vergleichung dienende lautlehre zu schaffen ist erstes unerlässliches postulat für jede streng wissenschaftliche sprachvergleichung.

Dass auch die ugrischen sprachen je ihre eigenart haben, welche in der angedeuteten weise festzustellen ist, darf als selbstverständlich gelten. Wir besitzen auch bereits ein gewisses mass von erkenntnissen die lautlehre ugrischer sprachen betreffend, das sich durch fortgesetzte beobachtung vermehrt und rectificirt. Da es hier nicht meine aufgabe sein kann, dieselben, wenn auch nur ihrem hauptsächlichsten inhalte nach, darzulegen, so erlaube ich mir statt dessen an ein paar beispielen zu zeigen, wie es mit strenger berücksichtigung derselben gelingt, in anscheinend gänzlich verschiedenen formen die ursprüngliche identität zu erkennen.

1) Magyarisch *sötét* „dunkel, finster“ — finnisch *häpeä* „schande, dedecus“. — Mit diesen zwei wörtern für sich allein liese sich allerdings keine vernünftige vergleichung anstellen. Wir finden aber die vermittelung im Wogulischen. Hier heisst *sätem* „dunkelheit (dämmerung), finster“, *sätäp-* (verbalstamm) „dunkel werden, dunkeln“ (wogL. [= an der Losswa] *šätepent-* „finster werden“). Sowol *sätäp-* mit seinem momentanen (intensiven) *-p* (cf. *kualep-* und *kual-* „surgere“), als das der bildung nach deverbale *sätem* gehen auf ein einfacheres verbum *sät-* zurück, welches für sich wol kaum etwas anderes bedeuten kann, als „nicht sehen lassen“, d. h. „decken, bergen“ (vgl. σκότος von indog. *ška-*, *sku-* „bedecken“). Nun erweist sich aber das wogB. (d. i. nord-wog.) *sät-* „decken, bergen“ nach dem zwingenden zeugnisse des wogK. (wog. an der Konda) als aus älterem *säbt-* entstanden, worin das *t* bereits suffix ist, dem man nach zahlreichen analogien den wert intensiver modification beilegen darf (vergl. wog. *kajt-*, wogK. *χojt-* „laufen“ neben *koj-* „geraten (wohin)“. Die dem *sät-* st. *säbt-* entsprechende wogK. form lautet nämlich *čapt-* st. *čäpt-* (nach erweisbarem wandel des vocalismus im wogK.) und bedeutet „verwahren, verbergen, begraben“. Die in *sät-* statt *säbt-* anzunehmende unterdrückung eines *b* vor *t* findet sich in ähnlicher weise in wog. *not* aetas = ostjak. *nubit*, oder wog. *āt*, *ät* crinis = ostjak. *ubit*, *ubt*. Das übrigens dem *sät-* st. *säbt-* zu grunde liegende verbum *säb-* „bergen, decken“ ist ohne das verdeckende suffix *t* in der Gestalt *šav-* (ebenfalls mit erweislichem vocalwechsel, statt *šäv-*) erhalten in ostjB. *šavij-* „bewahren, verwahren, begraben, beerdigen“ (nom. actionis *šavijipsa* beerdigung); für die hier indifferente weiterbildung mit *-j* vgl. ostjB. *ńolij-* neben finn. *nuole-*, magy. *nyal- (nyalo-)* „lecken“. Es hat uns also die analyse der angeführten wogulischen und ostjakischen wörter ein einfaches verbum *säb-* (*čäb-*, *šäv-)* geliefert, welches wir mit der approximativen ugrischen form *s̯b-* ansetzen dürfen (*̯* bedeutet hochlautigen vocal, unbestimmt ob *ä*, *e*, *i*, *ö* oder *ü*, ebenso *̮* unbestimmten tieflautigen vocal).

Nun können wir uns bereits zum finn. *häpeä* wenden. Dies ist zunächst, schon

vom standpunkt der finnischen dialekte aus, auf die form *häbedä* zurückzuführen. Nicht seltene nomina dieser form, nämlich mit der endung *-eda, -edä* (für welche nach specieller lautregel des finnischen *-ea, -eä* eintritt), haben sich als deverbalia erwiesen, so dass *-da, -dä* dasselbe nom. verbale-suffix ist, welches die grundform zu dem infinitiv auf *-dakse, -däkse* bildet (z. B. *juodakse* „zu trinken", *syödäkse* „zu essen", verkürzt *juoda', syödä'*; oder *sano'akse* für *sanodakse* „zu sagen"); vgl. *valkea* st. *valgeda* „lucidus, lucens, albus" von vb. *valge-*, das sich aus *valkene-* (st. *valgene-*) „lucescere" ergibt (vgl. *pakene-* „fugere" und *pake-* in *pako* „fuga"), oder finn. *kupea* st. *kubeda* „tumidus" nebst *kopea* st. *kobeda* „elatus, superbus" (d. i. aufgeblasen) von vb. *kube-*, *kobe-* (ugr. *k„b-*) „tumere", welches im ehstnischen *kobeva* (neben und = *kobeda*) nom. agentis zu tage tritt (vgl. noch finn. *kupu* und *kupehe*, ehst. *kubu* „magen der vögel", „seitenweichen", eigentl. „tumor" als nom. actionis). — Weiterhin berücksichtigend, dass anlautendes *h* im finnischen gewöhnlich aus *s* hervorgegangen, erhalten wir statt *häbedä* die form *säbedä*, und daraus ein verbum *säbe-*. — Ehe wir aber noch die bedeutung dieses vb. *säbe-* fixiren, wollen wir uns überzeugen, dass im lappischen ein treuer reflex von finn. *häpeä* d. i. *häbedä*, *säbedä* vorliegt in der form *čappad* (lpE. [am Enare] *čapped*, lpS. [schwed.-lp.] *čappet*), welches „schwarz" bedeutet. Nach erweislicher eigenart des lappischen vocalismus steht *čapped* zunächst für *čäpped*, oder (mit ergänzung eines endvocals) *čäppede*; das gedoppelte *pp* ist eine im lappischen beliebte verstärkung der media *b* (ebenso *kk: g*, z. b. *takke-* = finn. ehst. *tege-* „facere"; vgl. lappisch *koppalak* „pustula" dem finn. ehst. *kuula*, *kubla* gegenüber; lapp. *kuepper* „ungula" = finn. *kopara* st. *kobara* „ungula" und *kopra*, *koura* „kralle, manus prehendens"); hienach also *čapped* st. *čäppede*, und weiterhin st. *čäbede* = finn. *säbedä (häbedä)*. Die bedeutung „schwarz" des lappischen *čäbede*, welches auf ein verbales grundwort *čäbe-* (= finn. *säbe-*) hinweist, vindicirt aber diesem letzteren (nach analogie des wog. *sätem* von *sät-* st. *säbt-*) offenbar die bedeutung „bergen, decken", und es leuchtet ein, dass auch die bedeutung des finn. *häpeä* „schande, dedecus" entweder zunächst aus „schwarz, dunkel" hergeleitet werden kann („schande" als „dunkel" der „leuchtenden, glänzenden" „ehre" gegenüber; vgl. die auffassung des „schwarzen" im türkischen *jüzü-kara* „schwarzen gesichts" = „ehrlos"), oder dieselbe ergibt sich auch unmittelbar aus dem grundbegriffe „bergen, decken", so dass „dedecus" = „das gedeckte" (d. h. „was man verdeckt, verbirgt, nicht sehen lassen will"). Letztere auffassung empfiehlt sich durch die weiteren angehörigen des finn. *häpeä: häpy* st. *häby* (i. e. *häbü*), n. act., bezeichnet das „gefühl der schande" = „scham" (pudor, verecundia), d. h. das „verbergen (nicht sehen lassen wollen)"; das aus *häbe- (säbe-)* indifferent (oder etwa intensiv) weitergebildete verbum *häpeä-*, *häpee-* (st. *häbede-*), ehst. *häbene-* bedeutet „sich schämen (einer sache)", aber als vb. transitivum mit directem object (zb. *häpeen työtäni* „ich schäme mich meiner tat", was mit ebenfalls transitivem verbum füglich nur so übersetzt werden kann: „ich verdecke [= will nicht sehen lassen] meine tat"; ebenso kann *häpeen silmiäni* „demitto vultum ex pudore" eigentlich nur bedeuten: „ich verdecke (mag nicht sehen lassen) meine augen (mein gesicht)".

Nun endlich zu magy. *sötét* „dunkel, finster". Dasselbe steht zunächst für *sötét* (vgl. *cselőte* und *cselőke* „stock, knüttel"; *szunyáta* und *szunyák* „schläfrig"), eine bildung wie *rejték* „versteck, verborgenheit" von *rejt-* „verstecken, verbergen"; führt also schon auf magyarischem boden auf ein vb. *söt-* (die endung *ék* statt *ej-k* erscheint als weiter-

bildung eines nom. verbale auf *-j* = finn. *-ja, -jä*). Dieses *söt-* als = wog. *sät-* (st. *säbt-*), bezw. als zunächst aus einer form *sɛvt-* entstanden zu betrachten geht um so mehr an, als die oben berührte intensive weiterbildung des verbalstammes mit *t* auch im magyarischen nachweisbar ist (vgl. *sér-* und *sér-t-*, *tar-t-*, *szere-t-*, *veze-t-*; in stärker zusammengezogener form: *ju-t-* = wog. *joχt-* von einem grundverbum *jɷg-*; *fu-t-* von *pɷg-* = finn. *page-*), und andrerseits auch die übrigens leicht begreifliche unterdrückung des *b, v* vor *t* (vgl. magy. *it* „trank, potus" aus *ivt, ivat)* in einem dem wog. *sät-* st. *säbt-* ganz analogen sicheren falle vorliegt: magy. *hét (hêt, hete)* „sieben" = wog. *sāt* st. *sāt* = ostj. *tābet*, ostjB. *labit, labt.* Dem erschlossenen verbum magy. *söt-* kommt also ebenfalls die bedeutung „decken, bergen" zu und es ist als solches nur variante zu *süt-* in der redensart *le-sütni a szemét* „die augen niederschlagen (vor scham)", eigentl. „die augen bergen", vgl. das ganz ähnliche oben erwähnte finnische *häpeen silmiäni.* — Aber auch das magy. wort für „pudor, dedecus", nämlich *szégyen*, ist nach der analogie von finn. *häpeä* u. *häpy* aus ugr. *sɛb-* „decken, bergen" leicht zu erklären. Formell steht es für *szevegyen, szeveden*, als nom. verbale (mit *n* für *m* = finn. *-ma, -mä*, vgl. *haszon, haszno* „nutzen, gewinn" = finn. *kasvama*, mordw. *kasima, kasmo* im sinne von „zuwachs"), von einem frequentativ gebildeten stamme *szeved-* = ugr. *säbend-* (vgl. magy. *vagy-* st. *valgy-* und *megy-, mengy-*, frequ. gebildete praesensstämme zu *val-* „sein" und *men-* „gehen").

2) Magy. *titok* (stamm *titko)* „geheim, geheimniss, arcanum, secretum" (adj. *titkos*, adv. *titkon* geheim), *titkol-* „occultare, celare" — finn. *sokea* „blind, caecus". — Zuerst sehen wir zu, als was sich der nominalstamm *titko-* im magyarischen darstellt. Ganz analoger bildung ist magy. *szitko* (nom. *szitok)*, „fluch, maledictum", vom vb. *szid-* „maledicere", woraus hervorgeht, dass das suffix *-ko* deverbales nomen bildet (vgl. ehstnisch *-ku* in *paneku* „das legen" von *pane-* „legen"). Das somit erschliessbare (tieflautige) verbum magy. *tit-* entspricht zunächst dem wog. *tujt-* „verstecken, verbergen", wonach in magy. *tit-* das *i* aus einem tieflautigen *i*-diphthong entstanden ist (vgl. *szid-* aus *szɷj-d-* und wog. *suj* „vox, sonus"). Im wogulischen aber weist *j* vor *t* auf älteres *g* hin (vgl. wog. *majt* „leber" = ostj. *mugot*, finn. *maksa;* wog. *jajt* „arcus" = ostj. *jugot*, lapp. *juoks)* und steht somit wog. *tujt-* für *tug-t-*. Sowol dies *tug-t- (tuj-t-)* als auch magy. *ti-t-* (st. *tɷj-t-)* darf als dem oben entwickelten wog. *sät-, čapt-* und magy. *söt-* analog gebildeter verbalstamm gelten, und ergibt sich demnach ein grundverbum *tɷg-* „celare, abscondere".

Das finn. *sokea* steht für *sogeda* (ehstn. noch *sögeda*, nom. *söge*) und ergibt nach dem oben über *häpeä* st. *häbedä* gesagten ein verbum (finnischer form) *soge-*. Dass sich die bedeutung „blind, caecus" an dem nomen verbale eines verbums „verbergen" entwickeln könne (wobei das objective „nicht-erscheinen, geborgen sein = dunkel sein" auf den subjectiven zustand des „nicht-sehens" übertragen wird, ganz so wie auch die entgegengesetzten begriffe „leuchten, glänzen" und „sehen" vertauscht werden), zeigt uns slawisch *slēpŭ* „blind" neben lit. *slēp-* „verbergen" = lat. *clep-* „stehlen" *(se clepere* „sich verbergen"). Wir dürfen also auch dem finn. *soge-* die bedeutung „verbergen" beilegen. — Nun kommt nur, die form des wortes betreffend, noch in betracht, dass das finnische ursprünglichen anlaut *t* häufig zu *s*, und teilweise weiter zu *h* verschoben hat (meistens in hochlautigen wörtern, z.b. *sinä* „du", plur. *te* „ihr"; *särke-* „brechen" = magy. *tör-, seiväs* „zaunpfahl" = ehstn. *teivas* u.s.w., aber auch in tieflautigen, z.b. *sulka*, bezw. *sulga* st. *sugla* „feder" = ostj. *togol, togl*ɷ, magy. *toll*, mordw. *tolga);* hienach kann für vb. *soge-*

älteres *toge-* angenommen werden, und wir haben volles recht dasselbe mit dem aus magy. *tit-*, wog. *tujt-* erschlossenen ugr. *t„g-* „verbergen" zu identificiren, bezw. den zusammenhang von finn. *sokea* „blind" mit magy. *titok* „geheim" zu behaupten.

3) Nicht minder wichtig, wie in den erörterten beispielen zur auffindung sich bergender gemeinsamer grundwörter, ist die berücksichtigung der lautlichen eigenart verschiedener ugrischen sprachen zur bestimmung wirklich übereinstimmender grammatischer formen. An einer zahl einfacher wortstämme lässt sich z. b. erkennen, dass einige ugrische sprachen im inlaute sich eines ursprünglichen vocals vor medien (g, d, b) zu entledigen liebten (mit oder ohne ersatz), während andere an dem nasal festhalten und wol lieber die weiche explosiva fallen lassen. Zu ersteren gehört das lappische, syrjän-wotjakische und das magyarische. So entspricht einem finn. *anda- (anta-)* „geben" das wotj. *ud-*, magy. *ado-*; finn. *onde (onte)* „cavum" = magy. *odu*; f. *neljände* quartus = lp. *neljad*, magy. *negyed*. Dieses lautgesetz veranlasst uns in inlautendem magy. *d* überhaupt den reflex von urspr. *nd* zu sehen, und es bestätigt sich diese annahme dadurch, dass z. b. eine magyarische frequentativbildung auf *-d* (z. b. *leped-*, *köpöd-* neben *lep-*, *köp-*) gerade in den sonst am nasal festhaltenden sprachen als *-nd (-nt)* erscheint, z. b. finnisch als *-nd (-nt)* gewöhnlich mit *l* combinirt *-ndele (-ntele)*, im mordwinischen *-nd* (z. b. *kadîndî-* von *kadî-*), wog. *-nt*. — Wir gelangen zur vermutung, dass auch das als affix 2. pers. auftretende magy. *-d* (z. b. *véred* „dein blut") einmal ein *n* vor sich gehabt haben müsse, und in der tat sind im finnischen noch spuren von *-nsi* statt *-si*, d. h. *-nti* statt *-ti* als affix 2. pers. erhalten (*verensi* st. *veresi* = magy. *véred*); es ist dies offenbar dasselbe coaffixum *n*, welches ich zuerst (Ugr. sprachstudien I.) als begleiter der pluralischen personal-affixe nachgewiesen habe. Ganz regelrecht erscheint dagegen im magyarischen als vertreter eines einfachen *d* ohne coaffix am verbum die 2. personalendung *l* (z. b. *mondál*, *mondanál*, *mondottál*, *leszel*). Wenn es nun im magyarischen, wie es heute vorliegt, auch den anschein hat, als ob in einer (aber nur einer) verbalform 2. person auch ein affix *sz* die 2. pers. bedeute (nämlich im ind. praes. 2. pers. sing.: *mondasz*), so muss dem zunächst aus rücksicht auf die vergleichende lautlehre widersprochen werden; in der tat lässt sich zeigen, dass die betreffende form eigentlich affixlos ist (gerade so wie *vagy*, *mégy* als 2. pers. neben 1. pers. *vagyok*, *megyek*) und das *sz* noch aus einer früher allgemeineren frequentativen praesensstammbildung herstammt.

Nun noch ein beispiel von verdeckter formgleichheit in affixen. Ich wage die paradoxe behauptung, dass vom stamme magy. *vize* = finn. *vede* (*vete*) „wasser" die casusformen magy. *vizen* und finn. *vedellä* „auf dem wasser" auch formell vollkommen identisch seien. Bisher galt die ganz plausible annahme, dass der magy. adessivus auf *-n* (wie *vizen*, *asztalon*), der auch als temporalis und instrumentalis dient (*napon*, *télen*; *hat ökrön szántani*) — dem finnischen einfachen locativ (essiv) auf *-na*, *-nä* entspreche, also magy. *vizen* = f. *vedenä* (*vetenä*) sei. Dem stellt sich aber die erwägung entgegen, dass ein am wirklichen wortende (nicht stammende) freistehendes, nicht durch consonantenanlehnung geschütztes *n* aus der ugrischen periode schwerlich noch im heutigen magyarischen erhalten sein kann, in anbetracht der starken abschleifung des wortendes, die überhaupt am magyarischen wahrnehmbar ist; sonst fänden wir ja wol auch noch den ugrischen genitiv auf *n* im magyarischen. Es ist sogar nachweisbar, dass ursprünglich geschütztes *n*, welches erst relativ spät endständig geworden, im magyarischen grossenteils hat weichen

müssen (z. b. *n* als endung 3. pers. praes. ind., nur noch an einigen verben erhalten). Formen wie *haszon* „nutzen" haben das *n* erst in jüngster zeit aus der anlehnung an vorhergehenden consonanten (*haszno*) ans ende geworfen. Hienach wird wahrscheinlich, dass das magy. affix *n* in *vizen* zunächst den wert eines doppelten *nn* hat, gerade so wie das *n* der postposition *-ben* st. *benn* (cf. *bennem, benned*) und weiterhin statt *beln* (von *bel* inneres: lativ *belé*). Gewiss ist in dem ja locativischen *nn* (von *vizenn*) auch das einfache ugr. locativ-affix *n* (= f. *na, nä*) enthalten, aber offenbar nur mit einem anderen elemente combinirt, mit welchem es eigentlich eine postposition ausmacht. Wir erkennen es der form nach im locativischen adverbium *hun* „ubi", vom interrog. pronom.-stamme *ho, hu*; dessen nebenformen *hol* und *hult* (z. b. *so-hult*) weisen vermittelndes *l* auf, so dass *hun*, statt *hunn*, aus *huln* entstanden ist; vgl. das zugehörige lative *hová* „wohin", statt *holá* (mit auch sonst erweislichem *v* für *l*). So erhalten wir als postulat magyarischer lautverhältnisse statt *vizen* die vorausgehenden formen: *vizenn, vizeln*, mit endvocal ergänzt *vizelne*. — Diesem *vizelne* entspricht aber laut für laut das finn. *vedellä*, welches nach speciell finnischer lautregel bekanntermassen für *vedelnä* steht (worin *-nä* das eigentliche locativ-affix, *l* aber vermittelndes element, sich auf die äussere localität beziehend, im gegensatze zum *s* der sog. innern localcasus). Die divergenz der erläuterten magy. und finnischen formen (*vizen : vedellä*) rührt eben aus der verschiedenen lautentwickelung her: das magyarische hält bei *ln* am *n* fest, das finnische dagegen am *l* (so *tullut* aus *tulnut*, *villa* aus *vilna*).

Doch darf ich schon nicht länger Ihre geduld mit der entwickelung von einzelheiten der ugrischen forschung ermüden. Die gegebenen beispiele dürften wol hinlänglich zeigen, wie auch die ugrische forschung, wenn sie, nach dem leuchtenden vorbilde der indogermanischen, sich vor allem strenge formentwickelung zum unverbrüchlichen gesetze macht, und nur schritt für schritt, aber sicheren fusses, ihren boden zu erobern trachtet — in nicht allzu ferner zukunft ihr nächstes grosses ziel, d. i. die darstellung der ugrischen grundsprache, zu erreichen hoffen darf, über das hinaus dieselbe wieder mit ihren resultaten der umfassenderen altajischen sprachforschung die hand zu bieten hat.

Darauf ergriff Herr Dr. Orterer aus München das Wort

Zum Sâmaveda,

wovon er den folgenden Auszug mittheilt.

Unter den zahllosen handschriftlichen Schätzen des East India House und des British Museum zu London und der Bodleiana zu Oxford befindet sich auch eine stattliche Reihe von Manuscripten zum Sâmaveda und der dazu gehörigen Literatur. Ein gut Theil der zu London befindlichen Codd. hat bereits Benfey für seine grundlegende Bearbeitung des Sâmavedârcikam benutzt. Doch ist ein weitaus grösserer Theil erst im Laufe der letzteren Jahre dem E. I. House aus Indien zugeflossen. Dort hat sie Burnell, der sich durch die Herausgabe des Vaṁçabrâhmaṇam und des Sâmavidhânabrâhmaṇam für den Sâmaveda Verdienste erworben hat, im Süden des Landes, wo der Sâmaveda neben dem weissen Yajurveda besondere Verehrung geniesst, erworben. Sie sind zumeist — mehr als 50 an der Zahl — in Granthacharakteren auf Palmblätter geschrieben und bis jetzt in Europa fast unbenutzt geblieben. (Vgl. Burnell, Catalogue of a Collection of Sanskrit Manuscripts, pg. 38 ff.). Einige Fingerzeige nun über die Bedeutung der auf den

Sâmaveda bezüglichen noch unbenutzten MSS. und einiges über die Resultate der von mir während meines Aufenthaltes in London und Oxford angestellten Untersuchungen sind der Zweck der hier folgenden Mittheilungen.

Was fürs erste die Sâmaveda-Saṁhitâ betrifft, so ergab sich aus der genauen Vergleichung des Benfey'schen Textes bezw. der diesem zu Grunde liegenden Codd. mit einigen Abschnitten der bei Burnell unter Nr. CXXIII und CXXV aufgeführten Manuscripte, dass kaum nur irgend wesentliche Varianten in Text, Eintheilung, Accentuation*) u. s. f. vorliegen. Nur darin weichen diese südindischen Handschriften von den anderen ab, dass sie am Schlusse des Pûrvârcikam eine sogenannte Âraṇyaka-Saṁhitâ und Mahânâmnî-Verse enthalten. Die erstere in 5 Daçatis von bald mehr bald weniger als 10 Versen fällt zusammen mit den bei Benfey I. pg. 268 f. mitgetheilten Angaben, die sich auf ein der Naigeya-Çâkhâ eigenes III. Prapâṭhaka beziehen. Jedoch ergeben sich aus den oben genannten MSS. einige Aenderungen und wird anderes dadurch sicher gestellt. Dieselben Verse finden sich auch im Manuscr. Polier (Brit. Mus.) als Mahânâmnî-Saṁhitâ und in ein Paar Codd. der Bodleiana (Cod. Wils. 377, 376 und Cod. Mill. 91). Die Mahânâmnî-Verse sind auch in den meisten Codd. zum Âraṇyagâna überliefert, und zwar auch dort in derselben einfachen Form, nicht nach Art der Gâna-Texte behandelt. Bharatasvâmin hat sie in seinem unten bezeichneten Commentar auch mit aufgenommen. Dieser älteste Commentar des Sâmaveda, Sâmavedavivaraṇam des Bharatasvâmin, ist im Cod. CXXVII (nach Burnell) erhalten und ist nach Burnell's Ausführungen**) besonders wichtig, da Sâyaṇa's Commentar darauf zurückgeht, ja ihn geradezu copirt. Leider enthält das Manuscript nur die erste Hälfte und ist vielfach gerade an wichtigen Stellen wurmstichig oder sonst schadhaft. Doch zweifle ich nicht, dass auch so eine gründliche Benutzung desselben für den Sâmaveda manche Ausbeute gewähren wird.

Zu den Sûtras des Sâmaveda bietet die Bibliothek des India House, besonders in Burnells Collection, ein umfassendes, zum grössten Theil noch unbenutztes Material. Vor allem hervorzuheben sind die zahlreichen Handschriften zu Drâhyâyaṇa's çrauta-sûtras mit einem vollständigen Commentar Dhanvin's. Berlin und Oxford besitzen bloss Fragmente von letzterem, der in Europa bisher nicht vollständig bekannt war. — Ebenso liegen uns hier vor Drâhyâyaṇa's gṛhyasûtras mit dem Commentar von Rudraskandasvâmin***). Die sûtras sind in diesen Codd. dem Khâdira zugeschrieben; die dazu gehörigen Kârikâs tragen den Namen Vâmana's. — Ausserdem mache ich noch aufmerksam auf das für den Sâmaveda nicht unwichtige, äusserst schwer verständliche Pushpasûtra. Seine Kenntniss ist unerlässlich für ein genaues Verständniss der Entstehung der Sâman-Verse aus den Rik-Versen und ihr Verhältniss zu den gleich unten zu erörternden Gânas. Das dazu im Manuscr. CXXXV erhaltene Phullasûtravivaraṇa, der von Upâdhyâya Ajâtaçatru verfasste Commentar hiezu, verdiente eine besondere Beachtung, um so mehr als er, wie mich eine Vergleichung mit dem sonst hievon bekannten Materiale lehrte, wesentliche Verschiedenheiten aufweist und auch die 4 ersten Prapâṭhakas, gerade die schwierigsten

*) Vgl. Haug's Abhandlung „über das Wesen und den Werth des wedischen Accents" pg. 35 ff.
**) In der trefflichen Vorrede zu seiner Ausgabe des Vaṁçabrâhmaṇam.
***) Vergl. hiezu Cod. Wils. 403 in Oxford.

von allen, commentirt. Durch die südindischen MSS. wird übrigens der Name Phullasûtra aufs bestimmteste constatirt (nicht Pushpasûtra).

Besonders reichhaltig ist das Material, das uns das E. I. House für die Gânas bietet, jenen Zweig des Sâmaveda im weiteren Sinne des Wortes, der bisher noch durchaus der gründlichen Untersuchung entbehrt hat. Ausser einer Anzahl von MSS. in Devanâgarî-Schrift, wie solche auch in sehr geringer Zahl freilich im British Museum und etwas reichlicher in der Bodleiana sich vorfinden, sind besonders mehrere von Burnell erworbene MSS. hiefür von besonderer Bedeutung. Jedes der vier Gânas ist dabei vertreten. Für das erste wird durch alle diese südindischen MSS. der Name Grâmageyagâna, nicht Veyagâna, wie Benfey es nennt, und für das vierte Rahasya oder Ûharasyagâna durchweg bezeugt. Eine Copirung und Collation der beiden ersten Gânas (Grâmageya und Âraṇyagâna), welch ersteres besonders für die Gestaltung der Gânas aus dem Saṁhitâ-Texte des Sâmaveda von besonderer Bedeutung und instructiver ist als die übrigen, ergab mit Sicherheit, dass im wesentlichen eine doppelte Recension durch die Londoner und Oxforder MSS. repräsentirt sei, nämlich eine kürzere, einfachere und eine längere, complicirtere; jede von beiden in Handschriften beider Gattungen vertreten. Zwar gehören sie nach ihrem eigenen Zeugnisse drei verschiedenen Çâkhâs an, doch lässt sich kaum eine wesentliche Abweichung im Texte der einen Çâkhâ von dem der anderen constatiren. Die Londoner und Oxforder Handschriften, wenigstens in den beiden ersten Gânas, die ich genauer untersuchte, ergänzen sich überdies in der besten Weise. Keine ist ohne Lücken. — Für die Aufeinanderfolge der Gâna-Verse der 2 ersten Gânas, für die ihnen eigenen und oft höchst eigenthümlichen Compositionsnamen, deren Ursprung und Bedeutung noch vielfach räthselhaft ist, ist von Wichtigkeit das Ârsheyabrâhmaṇam, wozu ich ebenfalls noch ein Paar, Benfey völlig unbekannte, MSS. in London fand. Eines von ihnen, MS. Polier im Brit. Mus. 5356 und in E. I. H. Nr. 665, ergänzen das von Benfey benützte MS. der Chambr. Sammlung in der erwünschtesten Weise. Ein Grantha-MS. stimmt mit diesen durchaus überein.

Das Princip der Anordnung in den Gâna-Versen der 3 letzten Gânas, und das Princip, nach welchem aus den einfachen Versen der S. V.-Saṁhitâ die Gâna-Verse geformt wurden, ist mir bis zur Stunde nicht klar geworden. Es sind mitunter die wunderlichsten Verrenkungen, Verunstaltungen, Einschiebungen an sich offenbar bedeutungsloser Silben, ja ganzer Wörter, Verlängerungen und Verkürzungen von Vocalen, Wiederholungen u. s. w., die wir an diesen merkwürdigen Texten gewahren. Das Studium des äusserst schwierigen Phullasûtra, das sich hierauf gerade bezieht, sowie des darauf basirten Commentares zu den 2 letzten Gânas, den Cod. CLII (Grantha) unter dem Titel Ûhadîpikâ und Rahasyadîpikâ enthält, wird wohl mit der Zeit noch nähere Aufklärung über diese dunkle Seite der Sâmaveda-Literatur schaffen. Dazu müssen noch herangezogen werden die zum Theil sehr umfassenden Specialschriften, die unter dem Titel: Nâradaçikshâ*), Svaraparibhâshâ, Sâmatantrabhâshya u. s. f. in Grantha-MSS. des E. I. House und anderwärts zerstreut sich vorfinden.

Zum Schlusse hielt Hr. Prof. Dr. Savelsberg aus Aachen folgenden Vortrag über lykische Inschriften:

*) Vergl. Haug, „Ueber das Wesen und den Werth des wed. Accents“ pg. 57 ff.

Meine Herren!

Indem ich vor Ihnen mit einem Versuch der Entzifferung lykischer Sprachdenkmäler auftrete, übernehme ich eine Arbeit, welche wohl besser manchem vorzüglich befähigten Orientalisten anvertraut würde. Da jedoch seit dem Bekanntwerden dieser Sprachdenkmäler in mehr als 30 Jahren sich so wenige Gelehrte daran versucht haben, so wollte ich durch Vorlegung eigener Entzifferungsversuche die Sache neu anregen und ihre Wichtigkeit hervorheben. Ein solch ungewöhnliches Ereigniss, wie die Entdeckung einer Sprache des Alterthums ist, übt schon an und für sich einen gewaltigen Reiz zur Forschung aus, dem auch ich nicht widerstehen kann, besonders da der Obelisk von Xanthos in seiner grossen lykischen Inschrift von 238 Zeilen Namen von Völkern und Königen enthält und somit als historisches Denkmal sich kundgibt, dann auch, weil die Vermuthung nahe liegt, dass die Sprache des lykischen Volkes gemäss der Lage seiner Wohnsitze an der südwestlichen Grenze Kleinasiens einen Uebergang bilden müsse zwischen den arisch-eranischen Sprachen im Osten und den grâeco-italischen im Westen. Für die heute mir knapp zugemessene Zeit wollte ich mir nur erlauben, hauptsächlich den sprachlichen Theil, nämlich den eranischen Charakter der lykischen Sprache, darzuthun. Indem ich nun in Betreff des Alphabets und der Aussprache auf meine Schrift: „Beiträge zur Entzifferung der lykischen Sprachdenkmäler“ verweise, welche sich in Ihren Händen befindet, etwaige Citate lykischer Wörter auf die Tafel schreibe und Ihnen vorlese, gedenke ich den angekündigten Nachweis zunächst an der Declination zu liefern.

Bei der Nominalflexion muss man, wie in allen arisch-eranischen Sprachen, so auch in der lykischen die Stämme auf *-a*, *-i*, *-u* unterscheiden, jedoch hat hier die Flexion der Stämme auf *-a* so sehr das Uebergewicht gewonnen, dass deren Endungen oft auch auf *i*-Stämme übergegangen sind und in zahlreichen Beispielen sich belegen lassen, was bei den Stämmen auf *-i* und *-u* sowie bei den consonantischen nicht der Fall ist. Wir beschränken uns also auf die *a*-Stämme.

Der Nominativ der Einzahl hat in der Regel, gleich wie im Altpersischen, sein Nominativzeichen *s* verloren: so heisst der griechische Name Σιδάριος in der zweisprachigen Grabschrift von Limyra in lykischer Schreibung *Sidärija*, der Name Ἴκτας in der zweisprachigen Grabschrift von Antiphellos lykisch *Ik̔tta*.

Die gewöhnliche Endung des Genetivs ist *-ah* oder *-äh*, z. B. *Apulänidah* in Lewisü v. 1 = Ἀπολλωνίδου das. v. 5, *K̔intänubäh* = Κινδανύβου; doch sind noch einige Beispiele einer älteren Genetivendung *-ähä* übrig, die dem altpersischen Genetiv auf *-aha* im n. pr. *Auramazdāha* und den üblichsten altbaktrischen Genetiven auf *-ahē* entsprechen, in *Intarijäusähä* und *Ártak̔ssirazahä* auf dem Obelisken zu Xanthos Ostseite v. 59, welche Namen im Altpersischen eine noch ältere Genetivendung *-ahjā* haben: *Dārajavusahjā* und *Artakhsatrāhjā*. Diese Endung, aus welcher die zuvor genannten Formen mehr und mehr verstümmelt sind, ist selbst wieder aus der ältesten Genetivendung im Sanskrit *-asja* hervorgegangen vermittelst des Lautwandels von *s* in *h*, welchen wir in den eranischen Sprachen häufig, bald auch in noch andern Casusendungen antreffen.

Der Dativ hat im Masculinum der allgemein indogermanischen Endung *-āi* gegenüber den längern Ausgang *-ajä* oder *-äjä* aufzuweisen, welchem sonst nur der in-

dische Dativ masc. auf *-āja* entspricht, z. B. *Puwiäläjä* in der zweisprachigen Grabschrift von Limyra v. 4—5 = Πυβιάλῃι v. 8. Das Femininum *lada* dagegen ändert bloss *a* in *i* im Dativ: *ladi* das. v. 4 = γυναικί v. 7—8.

Der Accusativ geht auf *-o* aus in sehr vielen Beispielen, unter denen *k'upo* „Grab" und *lado* „Frau" am öftesten vorkommen. Diese Endung *-o* führen wir ohne alles Bedenken auf die indogermanische Grundform *-am* zurück, wenn auch im Lykischen keine Spur von *m* sich erhalten hat, und stellen damit eine analoge Lautbezeichnung zusammen, die uns in einer Verbalendung *-oto* für *-anto* begegnet: nämlich *prinnavoto* in Lewisü v. 1 mit der Uebersetzung ἐργάσαντο v. 4 kann als dritte Person Pluralis füglich nicht anders als vermittelst der indogermanischen Grundform *-anta* aus einer Mittelform *-anto* erklärt werden. Wir vermuthen, dass *n* vor *t* im Lykischen, wie schon im Altpersischen, z. B. in *bara(n)ti* „sie tragen", desshalb nicht geschrieben wurde, weil hier nicht eigentlich *an*, sondern nur ein nasalirtes *a* gehört wurde und ähnlich im Lykischen die Aussprache sowohl der Accusativendung *-am*, als der Silbe *-an* in *-anto* die eines nasalirten *o*, wie im französischen *on*, gewesen ist.

Der Nominativ der Mehrzahl hat eine aus dem altvedischen Pluralnominativ *-āsas* entstandene Endung, welche einigemal noch *-aha*, gerade wie im Altpersischen in *bagāha* „Götter", geschrieben sich findet, z. B. *k'iñnaha* „Nachkommen, ἔγγονοι", *säiñnaha* „Heere", armenisch *henq'*, meist aber das schliessende *a* zu *i* geschwächt hat in *k'ssadrapahi* „Satrapen", *atlahi* „Körper" und auch *k'iñnahi* „Nachkommen".

Für den Genetiv der Mehrzahl habe ich noch keine bestimmte Endung entdeckt, sondern statt dessen einigemal den Nominativ der Mehrzahl *äpttähä*, *äpttähi* und *äbttähi* im Sinne von lat. *ipsorum* gebraucht gefunden.

Zum Dativ Pluralis *ladōi* „den Frauen", der schon lange erkannt ist[1]), füge ich *mahōi* „den Göttern" hinzu. Die Endung *-ōi* entspricht der des Instrumentalis Pluralis auf *-āis* im Sanskrit und besonders im Altbaktrischen, weil hier dieser Instrumentalis mit dem Dativ Pl. wechselt. Im Lykischen treten aber auch Nominative des Plurals auf *-ähi*, oder apokopirt auf *-ä* und *-a*, wie *tidäimä* „Söhne", *lada* „Frauen" für den Dativ ein.

Vom Accusativ der Mehrzahl hat sich eine eigenthümliche Endung nur bei Stämmen auf *-i* erhalten, indem diese von der indogermanischen Grundform *-ns* noch das *s* festhalten, wie *tidäimi-s ähbi-s* „seine Söhne", *omi-s* „meine", gleichwie das Armenische ein *s* ansetzt und zwar ganz allgemein, das Altbaktrische wenigstens bei allen Nomina auf *-i* und *-u*, das Sanskrit nur noch bei den Femininen auf *-i* und *-u* das *s* hinzufügt. Sonst ist uns von Stämmen auf *-a* eine Accusativendung des Plurals nicht begegnet; dafür wird wiederum, wie auch im Altbaktrischen, einigemal der Nominativ Pluralis gebraucht: *säiñnaha* „Schaaren", *atlahi* „Körper", *miintähi* „Strafen".

Die lykische Sprache hat also in mehreren Casusformen die grösste Aehnlichkeit mit den eranischen Sprachen; dazu kommt, dass sie mit diesen auch die Vernachlässigung der Casus obliqui besonders im Plural gemein hat, die in der altbaktrischen und altpersischen Sprache beginnt und in der lykischen noch weiter um sich gegriffen hat.

Diesen sprachlichen Umrissen füge ich zum Schluss noch die beachtenswerthe

1) Von D. Sharpe in den Proceedings of the Philol. Society, Vol. I (1843) p. 207.

Uebereinstimmung bei, dass der eranische Name für Gott *baga* auch für das Lykische vorausgesetzt werden muss. Er findet sich in der Verwandlung *maha*, die sicher aus *baga* hervorgegangen ist; denn in vielen von Griechen überlieferten persischen Namen kommt im ersten Theil oft Μεγα neben und für Βαγα vor, z. B. Μεγαβάτης und Βαγαπάτης „Gottbeschützt", Μαγαδάτης = altbaktr. *Baghodāta* „Gottgeschaffen", und der von Herodot unter den sieben persischen Verschworenen genannte Μεγάβυξος[1]) hat sich in den altpersischen Keilinschriften als *Bagabukhsa* wiedergefunden. Dieser Lautwandel von *b* in *m* hat auch im Altbaktrischen Statt gehabt, wo wir z. B. die indische Wurzel *brû* „sprechen" in *mrû* übergegangen finden in dem häufigen Imperfect *mraot* „er sprach". Vom lykischen *maha* nun kommt der Dativ Pluralis *mohōi*, der mit rückwärts wirkender Vocalassimilation aus *mahōi* entstanden ist, mehre Male und ausserdem noch einige Ableitungen vor.

Weitere Nachweise vom eranischen Charakter des Lykischen zu liefern muss ich mir jetzt versagen und für eine andere Gelegenheit vorbehalten.

Als zweiten Beweggrund zur Erforschung des Lykischen wollte ich die historische Bedeutung des Obelisken von Xanthos kurz hervorheben. Die bisher über den Inhalt der Inschrift geäusserten Vermuthungen konnten sich nur an das griechische Epigramm von 12 Hexametern anlehnen, welches zwischen den 238 lykischen Zeilen auf der Nordseite des Obelisken eingefügt ist, in welchem aber wenig thatsächliches erwähnt wird, nur dass der Sohn eines Harpagos sich im Kriege sehr ausgezeichnet und viele Burgen zerstört hat. In der umfangreichen lykischen Inschrift jedoch sind wenigstens Völker und Könige genannt und darin haben wir denn auch Andeutungen über die Zeit der historischen Begebenheit. Ich habe auf der Ostseite v. 59 und 60 die Namen der persischen Könige Darius und Artaxerxes gefunden in *Intarijäusähä* und *Ärtak'ssirazahä*, Genetivformen, welche in den altpersischen Keilinschriften sehr entsprechend *Dārajavusahjā* und *Artakhsatrāhjā* lauten. Demnach kann man die Inschrift frühestens in die Zeit des letztgenannten Königs Artaxerxes II 405—362 setzen, welcher auf Darius II (424—405) folgte.

Auf derselben Ostseite finden wir denn auch v. 26 *k'ssadrapahi* „Satrapen", ferner specielle Völkernamen v. 27 *Ijonisiñ Sppartazi Atonaz[i]*, in denen wir sofort Ioner, Spartaner, Athener erkennen. Es fehlt auch nicht das Wort für Heer: *säiñna*, welches dem skr. *sēna* (d. i. saina), altpers. *hainā* und altbaktr. *haena* entspricht. Es ist also hierin ein Stück kleinasiatischer Geschichte enthalten und zum ersten Mal liegen uns hier über Kriegsbegebenheiten von Vorderasien einheimische gleichzeitige Berichte vor. Mögen denn, um diesen Schatz zu heben, recht viele Orientalisten sich an der Entzifferung dieser Sprache betheiligen, welche die Mühe nicht unbelohnt lassen wird, sondern, wie die Erfahrung bei andern wiederentdeckten Sprachen von Persis und Italien gezeigt hat, zuerst freilich viel Ausdauer erheischt, dann aber auch für Sprachwissenschaft und Geschichte reichliche Zinsen in Aussicht stellt.

Auf die Frage des Präsidenten, ob jemand das Wort ergreifen wolle, trug Hr. Rector Dr. Rieckher aus Heilbronn darauf an, dass die Versammlung Herrn Prof.

1) Nach Meineke's Emendation aus Strabo XIV p. 641.

Savelsberg für die aus den bisher so wenig gekannten Sprachdenkmälern mitgetheilten Entdeckungen ihren Dank aussprechen möge.

Prof. Delbrück aus Jena: Auch ich will meine Anerkennung bekunden, nur in etwas anderer Weise, indem ich auf den Inhalt des Vortrages eingehe. Da ist mir unter den Nachweisungen, die den eranischen Charakter der lykischen Sprache darthun sollten, aufgefallen, dass *saina* „Heer" dem skr. *sena* und nicht dem eranischen altpers. *hainā* und altbaktr. *haena* entspricht. Wo ein *s* nicht in *h* übergeht, leugne ich den eranischen Charakter, und so scheint mir dieser für das Lykische wenigstens zweifelhaft.

Prof. Savelsberg erwidert:. Der eranische Charakter des Lykischen kann sich kaum auf eine irgendwie denkbare Weise deutlicher kundgeben, als in den hier verzeichneten Casusendungen: im Genetiv *Intarijäusähä*, *Purihimätitähä* verglichen mit altbaktr. *Ahurahē* und altpers. *Auramazdāha*, im Nominativ Pluralis *k'innaha* „Nachkommen" verglichen mit altpers. *bagāha* „Götter", in welchen Endungen zugleich der Uebergang von *s* in *h* ersichtlich ist, z. B. im Nom. Plur. von der vedischen Endung *-āsas* zu *-āha*. Jedoch ist dieser Lautwandel nicht so durchgreifend, wie in andern eranischen Sprachen, indem ich in meinen Beiträgen S. 50 u. 51 den sigmatischen Aorist der Wurzel *ta* „legen, setzen" sowohl mit beibehaltenem *s* in *intäsäti*, als mit dessen Verwandlung *h* in *intahoti* entdeckt habe. Da auch in den bekannten eranischen Sprachen bei der durchgängigen Verwandlung von *s* in *h* doch manchmal das alte *s* wieder zum Vorschein kommt[1]), so ist es nicht zu verwundern, wenn diess in einer nahe verwandten Sprache häufiger der Fall ist.

Prof. Delbrück: Ich kann mich nicht von dem eranischen Charakter überzeugen, wo ein *s* im Anfange eines Wortes oder zwischen Vocalen geblieben ist. Vielleicht ist bei den vermeinten Ausnahmen die etymologische Herleitung nicht die richtige.

Prof. Savelsberg: Ich habe sogleich Anfangs die Vermuthung geäussert, dass das Lykische einen Uebergang bilde zwischen den arisch-eranischen Sprachen im Osten und den graeco-italischen Sprachen im Westen. Je weiter verwandte Völker nach Westen gerückt sind, desto mehr haben sie das *s* gewahrt, in Italien weit mehr, als in Griechenland: im Griechischen ist die Schwächung des *s* zum blossen Hauch sehr allgemein, doch ist c erhalten in cûc neben ûc und im sigmatischen Aorist, wo das Altbaktrische nur *h* aufweist. Wir können von keiner Sprache in Vorderasien a priori bestimmen, wie weit das der Regel nach wandelbare *s* einerseits zu *h* geworden, andererseits aber noch erhalten geblieben sei, sondern müssen unbefangen forschen und die Beobachtungen und Ergebnisse ohne vorgefasste Meinung verzeichnen. In diesem Sinne habe ich meine Beiträge Ihrer Prüfung übergeben; es soll mich freuen, wenn andere mehr und weiter sehen als ich, und ich werde jede Belehrung und Berichtigung gern annehmen, die der Sache Gewinn bringt.

---

1) z. B. im altpers. *nij-a-sādajam* von *had* „sitzen"; im Altbaktr. wenigstens *sh* in *upa-shakto* von *hac* „folgen", in *ni-shanç-ja* von *hanç* „gewähren", in *aiwi-shuta* von *hu* „bereiten".

Vierte Sitzung, Donnerstag den 1. October, Morgens 9 Uhr.

Der grösste Theil dieser Sitzung war Verhandlungen über geschäftliche Angelegenheiten der deutschen morgenländischen Gesellschaft gewidmet.

Ausserdem aber hielt Hr. Prof. Dr. Schlottmann aus Halle einen Vortrag über die unweit des Onondaga ausgegrabene Statue mit phönizischer Inschrift. Er erinnerte zuerst an die vielbesprochenen Stellen der alten Classiker, die auf eine Kunde der Phönizier und Karthager von einem Continent jenseit des atlantischen Oceans hinzudeuten scheinen und an die Bestätigung, welche A. v. Humboldt dafür in der Beschaffenheit der einheimischen Culturanfänge Americas gefunden habe, insofern dieselben sich kaum anders als durch die Annahme sporadischer von der alten Welt aus erfolgter Anregungen befriedigend erklären lassen. Was man schon früher von Monumenten als directe Beweise phönizischer Ansiedelungen in America geltend gemacht habe, sei freilich nicht stichhaltig und beruhe theilweise auf offenbarem Schwindel. Das gelte auch von der unlängst angeblich bei Parahyba in Brasilien gefundenen phönizischen Inschrift, über welche er eine Mittheilung in der Jenaischen Lit. Z. d. J. (Art. 768) gemacht habe und deren ihm aus America zugekommenes Facsimile er nach dem ausdrücklichen Wunsche mehrerer Fachgenossen in dem nächstens erscheinenden Hefte der Zeitschr. der D. M. G. als jedenfalls interessantes Actenstück veröffentliche; dies sei trotz gewisser sofort einen starken Verdacht erweckender Einzelnheiten mit grossem paläographischen und sprachlichen Geschick gefertigt; es fehle dabei übrigens jede äussere Beglaubigung. Anders verhalte es sich seiner Ansicht nach mit dem am Onondaga ausgegrabenen Koloss und seiner phönizischen Inschrift, obgleich die Zeitungen Nordamericas, durch welche sich dort die öffentliche Meinung häufig allzu leicht bestimmen lasse, alles für Humbug erklärt haben. Dass er selbst die naheliegenden Verdachtsgründe wohl erwogen habe, werde man ihm zutrauen. Ihnen stehen aber erhebliche Momente gegenüber durch das Material, das er sich durch die gütige Vermittlung eines verdienstvollen Gelehrten, des Herrn Prof. Mac Whorter in New-Haven, allmählich verschafft habe. Es im ganzen Umfange zu veröffentlichen würde einige Schwierigkeit haben; um so erwünschter sei es einem Kreise wie dem gegenwärtigen jenes Material zur Einsicht und Prüfung vollständig vorlegen und daran eine möglichst objective Darstellung des für und wider anknüpfen zu können. — Von den in diesem Sinne dargebotenen Erörterungen des Vortragenden geben wir hier einen Auszug.

Die 10 Fuss lange Statue, aus demselben harten Alabaster („sulfate of lime") wie die Ninevitischen Denkmäler bestehend, wurde schon am 16. Oct. 1869 beim Graben eines Brunnens auf dem Gute des Farmers Newell gefunden — unweit des Onondaga-Flusses, an der Grenze der Stadt Lafayette, gegenüber dem Dorf Cardiff, im Innern des Staates New-York. Auf das Gerücht von dem entdeckten „versteinerten Riesen" strömten die Menschen aus der Umgegend herbei. Schon am andern Morgen war einer der ersten auf dem Platze der Photograph Gott aus dem benachbarten Syracuse. Seine Abbildungen [die der Versammlung vorgelegt wurden] zeigen den Koloss in der c. 5 Fuss tiefen Grube

liegend, zuerst noch mit den anhaftenden Erdmassen, und lassen ihn weiter verfolgen, bis er mit der Maschine herausgehoben wird und endlich gesäubert zu bequemem Ansehen hingelegt ist. Das alles geschah unter dem Auge einer zahlreichen Bevölkerung und ist nie angezweifelt worden. Eine in Syracuse gebildete Actien-Gesellschaft kaufte die Statue und kam durch das Eintrittsgeld der Anfangs zahllos herbeiströmenden Menge bald wieder zu ihrem Gelde. — Nun tauchten aber bald an verschiedenen Orten der Union ein halbes Dutzend nachgemachter „versteinerter Riesen“ oder „fossiler Präadamiten“ oder „einzig echter Cardiffs“ u. dgl. auf. Besonders beliebt war die Beziehung auf die vorsintflutlichen Riesen, während eine befriedigende wissenschaftliche Deutung des Steines, des „what is he“, wie man zu sagen pflegte, nicht gefunden wurde. Indem dies den Journalen einen reichlich ausgebeuteten Stoff der Satire darbot, erklärt sich daraus zugleich, dass der seltsame Humbug eines berüchtigten Schwindlers und Schmugglers, eines Tabackhändlers, der unter den beiden Namen *Odds* und *Hull* figurirte, allgemeinen Glauben fand. Er behauptete nämlich öffentlich, er habe einen ungeheuern Alabasterblock von jenseit des Missisippi (aus einer Entfernung von über 1000 englischen Meilen von Lafayette) bezogen, habe daraus selber heimlich in einer Scheune in Chicago den Steinriesen gemacht und ihn auf der Farm am Onondaga vergraben lassen, alles lediglich zu dem Zweck, die Leichtgläubigkeit der Menschen zu verspotten. Er bewies durch Frachtzettel und Atteste, dass er wirklich 11 Monate vor Auffindung der Statue eine grosse und schwere mit Eisen beschlagene Kiste von Chicago nach Syracuse befördert hatte. Dies imponirte der schon vorher zu ähnlichen Annahmen geneigten öffentlichen Meinung so sehr, dass die Gegenbeweise keinen Eindruck mehr machten. Und doch wurde durch gerichtliche Untersuchung festgestellt, dass in jener Kiste (deren Dimensionen übrigens auch etwas geringer waren als die des Kolosses) Taback und eiserne Tabacks-Maschinen verpackt gewesen und dass dieser ihr Inhalt von Syracuse aus auf den Black River-Canal befördert worden war. Ebenso war schon vorher der Farmer Newell durch eine ganze Reihe eidlich vernommener Zeugen von dem Verdacht des Betruges gereinigt worden. Seine Aussagen stimmen mit denen seiner Familienglieder, seiner Leute, der Nachbarn und des früheren Besitzers der Farm in der Constatirung von Thatsachen überein, die, wenn sie wahr und nicht durch ein beispiellos stupides oder corrumpirtes Rechtsverfahren erschlichen sind, die Möglichkeit einer vorherigen betrügerischen Eingrabung der Statue mit fast mathematischer Sicherheit ausschliessen. Dabei haben 4 angesehene Männer, an ihrer Spitze der frühere District-Attorney der Grafschaft Onondaga, Frank Hiscock, eidlich bekräftigt, dass sie den Mr. Newell in vieljähriger Bekanntschaft stets als rechtschaffen und glaubwürdig — 'a man of strict integrity and honesty' — befunden haben. [Von den Actenstücken der beiden betreffenden Untersuchungen, die im Syracuse Journal von 1869 und 1870 abgedruckt worden sind, legte Prof. Schlottmann vollständige Abschriften, mit Bezeichnung der Hauptstellen, der Versammlung vor].

Prof. Mac Whorter versuchte zuerst eine einlässliche antiquarische und epigraphische Deutung des Monuments in der New-Yorker Zeitschrift „Galaxy“ vom Juli 1872 [auch dieser Aufsatz wurde der Versammlung vorgelegt]. Mit Recht legte er in Betreff der Frage nach der Echtheit ein Hauptgewicht auf das Urtheil eines angesehenen und allgemein geachteten Naturforschers, des Prof. der Pathologie und Mikroskopie an der

Universität von New-Haven, Dr. Moses C. White, von welchem ein Brief in dem vorgezeigten Hefte (S. 84 f.) abgedruckt ist. Derselbe erklärt dort als Resultat einer sorgfältigen Prüfung, die er trotz des auch von ihm anfänglich vorausgesetzten Humbug unternommen hatte, dass bedeutende Momente rein physischer Art ihm für das hohe Alterthum der Statue zu sprechen scheinen; insbesondere seien auch an der auf deren Oberarm befindlichen stark zerfressenen Inschrift keinerlei Spuren neuerer Arbeit mikroskopisch zu erkennen. Erst durch diese Aussagen wurde Mac Whorter ermuthigt die Inschrift genauer zu studiren. Er erkannte sie als phönizisch und las mit scharfsinniger Restituirung der stark verwischten Züge: אדן תמז שמם אבעל: „Lord Tammuz of the heavens, the Baal". — Das letzte Wort אבעל halte ich sprachlich und, wenn die Zeichnung richtig ist, auch graphisch für unzulässig. Ich würde אָבִב lesen, „der sprossende", Name des Monats, in welchem die Natur sich wieder belebt. Auch gerade der Name תמז ist mir graphisch verdächtig. Ueberhaupt stehe ich für jene ganze Lesung nicht ein, da der von Hrn. Mac Whorter mir zugeschickte Wachsabdruck der Inschrift zu einem sichern Urtheil nicht ausreicht. Wohl aber treten auf demselben einzelne phönizische Buchstaben, z. B. Schin und Mem, deutlich genug hervor, wovon sich die anwesenden Paläographen durch Autopsie überzeugen können. Und die Deutung der Statue als Tammûz halte ich für berechtigt. Die als liegend abgebildete Gestalt derselben, die geschlossenen Augen, die Wunde am Schenkel, die Entmannung (seltsamer Weise verbunden mit der Beschneidung, die an den uralten Zusammenhang Phöniziens mit Aegypten erinnert) — das alles weist auf die Vorstellung von dem phönizischen Adonis als der zeitweilig unterliegenden Sonne hin, der in Byblos, dem Hauptsitz seines Cultus, als der grösste und älteste Gott, der Vater des Uranos, verehrt wurde (Movers Phön. I 543 f.). — Einen starken Verdacht wird bei der Betrachtung der vorgelegten Photographien der Kopf der Statue erregen, der eher einen indogermanischen, ja angelsächsischen, als phönizischen Typus zu verrathen scheint. Indess hat die spätere phönizische Kunst, wie die schönen Sarkophage im Louvre und manche längst bekannte karthagische Münzen zeigen, unter griechischem Einfluss gestanden. Höchst bedenklich wird ferner einem jeden der Umstand erscheinen, dass eine phönizische Statue nicht etwa an der Küste, sondern tief im Innern des Staates New-York gefunden sein soll. Aber doch wird man das unwahrscheinliche Factum nicht von vorn herein als unmöglich zurückweisen können. Die Gegend am Onondaga ist der nördlichste Centralpunkt der sogenannten Dammbauer (Moundbuilders), deren von da bis zum Ohio sich erstreckende Spuren beweisen, dass sie durch ihre Cultur der nachfolgenden Schicht der „Indianer" weit überlegen waren. Man könnte annehmen, dass jene das Tammuz-Bild von einer an der Küste erloschenen phönizischen Colonie überkommen und selber es im Innern des Landes, als sie den Indianern weichen mussten, vergraben hätten. (Der Ort, wo die Statue gefunden wurde, war noch 40 Jahre vorher Wald). Auch andre Möglichkeiten liessen sich denken. — Die Annahme einer Fälschung hat jedenfalls eine grosse Schwierigkeit: meiner Ansicht nach müssten ausser Newell ein geschickter, ja genialer Künstler, ein gelehrter Archäolog und ein geübter Epigrammatiker in raffinirter Weise dabei mitgewirkt haben. Dazu kommen die erwähnten äussern Zeugnisse, die, wenn sie nicht als falsch nachgewiesen werden, die Möglichkeit einer vorherigen betrügerischen Vergrabung des Kolosses kaum denkbar erscheinen lassen. Jedenfalls verdient die Sache eine genauere Untersuchung, da der Fund, wenn echt, von einer

weltgeschichtlichen Bedeutung wäre*). Dieser Schlusssatz des Vortrages fand in der kurzen Discussion, welche sich an letzteren knüpfte und sich besonders auf das für und wider der Echtheit bezog, eine ausdrückliche Anerkennung.

---

*) Hr. Prof. Schlottmann schreibt uns unter dem 20. Mai 1875:

„Die neuerdings zum Theil durch die Innsbrucker Verhandlungen in America selbst angeregte Discussion über den Onondaga-Koloss hat bis jetzt keine neuen entscheidenden Momente für oder wider die Echtheit dargeboten. Die dortigen Gegner der Echtheit ignoriren gänzlich die von mir hervorgehobenen Actenstücke, deren Zeugnisse als falsch nachzuweisen wären, und setzen ihnen keine kritisch festgestellten Thatsachen entgegen, sondern widersprechen sich einander und reden nach Hörensagen oder eigner flüchtiger Wahrnehmung. Dies gilt insbesondere von dem im Archiv für Anthropologie VII S. 267 (3. u. 4. Heft) abgedruckten Aufsatz des Dr. Rau in New-York. Er versichert z. B., auf dem Arm des Kolosses keine Inschrift bemerkt zu haben, weiss aber gar nicht, dass er in Woods Museum in New-York gar nicht das Original von Alabaster, sondern eine von Mr. Otto verfertigte absichtlich modificirte Nachbildung desselben in Gyps gesehen hat. Die Frage ist doch sicher einer gründlicheren Untersuchung werth". B. Jülg.

Verhandlungen der indogermanischen Section.

Die indogermanische Section, zu welcher sich einige 20 Mitglieder eingezeichnet hatten, constituirte sich am 28. September und wählte Herrn Prof. Dr. Joh. Schmidt aus Graz zum Vorsitzenden, Herrn Pivatdocenten Dr. Jolly aus Würzburg zum Secretär, beschloss jedoch zunächst mit der orientalischen Section vereinigt zu bleiben. Es wurden daher in dieser Section auch mehrere der für die indogermanische Section angemeldeten Vorträge gehalten, und erst am 1. October fand die

erste und einzige Sitzung

der indogermanischen Section Statt. Herr Dr. Jolly ergriff das Wort zu nachstehendem Vortrag.

Zur Geschichte der Wortstellung in den indogermanischen Sprachen.

Die Lehre von der Wortstellung, ein Lieblingscapitel der älteren grammatischen Richtungen und der Gipfelpunkt der *syntaxis ornata*, ist von der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, die ich bei den nachfolgenden Bemerkungen allein im Auge behalten werde, bisher stiefmütterlich behandelt worden. Und doch führt ein Umblick in der Geschichte dieser Sprachen hinsichtlich der Wortfolge, die sie beobachten, zu einer wichtigen Wahrnehmung, die sich ohne weiteres als allgemein giltiges Gesetz aussprechen lässt. Zu der Beobachtung nämlich, dass die Freiheit oder Gebundenheit der Wortfolge in diesen Sprachen in engem Zusammenhange mit dem Alter, genauer ausgedrückt der Alterthümlichkeit derselben steht: je näher ihr Formenbau der indogermanischen Grundsprache steht, je reicher sie an alten Flexionen sind, desto grössere Freiheit haben sie in der Anordnung der Satzglieder, und umgekehrt.

Um diesen Satz zunächst in allgemeinerer Weise zu erhärten, habe ich nur nöthig auf den eclatanten Widerspruch hinzuweisen, der zwischen der sogenannten grammatischen Constructionsordnung unserer Grammatiken und der thatsächlichen Anordnung der Satzglieder in den alten Sprachen besteht. Es ist mir nicht bekannt, woher erstere Regel stammt — vielleicht aus der Logik, die so viele Uebergriffe in die Grammatik der Alten gemacht hat. Denn dass schon die Alten mit dem ordo constructionis wohl vertraut waren, zeigt am deutlichsten das Beispiel Priscian's, der bei der Analyse eines jeden Satzes, den er in seiner für Geschichte der Grammatik sehr interessanten Schrift *De XII vers. princip. Aeneidos* bespricht, davon ausgeht. Mag aber die logische Analyse der Sätze am leichtesten von statten gehen, wenn man die Reihenfolge: Subject, Prädicat,

Object und adverbiale oder präpositionale Bestimmungen einhält — von einer grammatischen Geltung derselben kann *in den alten Sprachen* auch nicht entfernt die Rede sein, was selbst von Grammatikern der traditionellen Richtung indirect zugegeben wird. Zumpt bemerkt unmittelbar nachdem er die obige Reihenfolge der Satzglieder angegeben hat, dass dieselbe wohl *in den neueren Sprachen*, nicht aber im Latein regelmässig eingehalten werde. Erstere Behauptung ist so zutreffend, dass sie, obwohl Zumpt dabei offenbar nur das Nhd. und das besonders regelrechte Französisch im Auge hatte, auch auf das Neugriechische, das Neupersische, auf die keltischen Dialekte, kurz auf alle nicht sehr alterthümlich gebliebenen lebenden Sprachformen unseres Sprachstammes Anwendung findet. Das litauische Idiom hingegen zeichnet sich durch eine hervorragende Ungebundenheit der Wortfolge aus; hierin liegt eine gute Probe dafür, dass die Freiheit auf diesem Gebiete in der That das ursprüngliche, die Beschränkung späten Datums ist. Wie denn auch die ältesten Entwicklungsstufen des vorhin erwähnten Griechischen und Persischen, also Homerisches Griechisch und Zend oder Altpersisch, zu solcher Beschränkung kaum die ersten Ansätze gemacht haben.

Wie diese Gruppe von Thatsachen, die ich gleich nachher bedeutend zu vermehren gedenke, nach meiner Ansicht zu erklären ist, habe ich schon durch die Parallelisirung der alten und neuen Sprachen mit der Freiheit beziehungsweise Gebundenheit der Wortstellung angedeutet. Da aber wenigstens ein Theil dieser Thatsachen schon manche Grammatiker beschäftigt hat, so habe ich zunächst kurz anzugeben, wie sie sich die Sache zurechtgelegt haben. Sehr bequem macht es sich damit die traditionelle Grammatik, indem sie einfach jede Abweichung von der grammatischen Constructionsordnung, in der sie die logische oder natürliche Reihenfolge der Wörter erkennt, als eine Inversion oder Umstellung, folglich als eine Verfehlung gegen die Logik ansieht. Griechisch und Latein wären hienach weniger logische Sprachen als z. B. Französisch. Nicht einmal vom Standpunkte der reinen Logik ist diese Auffassung berechtigt, zu deren Widerlegung ich mich gerne der Worte eines französischen Gelehrten *) bediene, da die Franzosen im allgemeinen nur zu geneigt sind, die Sprache auf das Prokrustesbett logischer Definitionen zu spannen. Im Geiste des Menschen, bemerkt Condillac, gibt es weder eine rechte noch eine verkehrte Ordnung der Dinge, weil er alle die Wahrnehmungen, die er in einem Urtheil zusammenfasst, zu gleicher Zeit macht, und wäre es möglich, so würde er sie auch auf einmal äussern. Wenn also sogar die Logik darauf verzichtet ein Urtheil in eine geordnete Reihe zeitlich auf einander folgender Bestandtheile zu zerlegen, so kann die Grammatik, die es nur mit der völlig unreflectirten Aeusserung der Urtheile in Sätzen zu thun hat, noch viel weniger in diesen eine gesetzmässige Aufeinanderfolge der Glieder erkennen wollen. Es gienge desshalb auch nicht an, wenn man in einer mehr dem Zuge der historischen Grammatik entsprechenden Weise diese Auffassung dahin wenden wollte, dass die grössere Regelmässigkeit der Wortfolge in den modernen Sprachen allein auf Rechnung der zunehmenden Intelligenz, des Fortschrittes von sinnlicheren und ungenaueren zu nüchternen und präcisen Auffassungen zu setzen sei, obschon, wie wir später sehen werden, diese Auffassung innerhalb gewisser Grenzen berechtigt ist.

Hiegegen hat nun schon ein hervorragender französischer Grammatiker, Egger,

*) Angeführt bei Egger in seinem sogleich zu erwähnenden Buche.

in seinen viel aufgelegten *Notions élémentaires de grammaire comparée* vermittelst einer freilich bloss auf Griechisch, Latein und Französisch beschränkten Vergleichung auf die Verbindung hingewiesen, die zwischen der Wortstellung in diesen „drei classischen Sprachen“ und dem verschiedenen grammatischen Zustand des Französischen gegenüber Latein und Griechisch besteht. Nur weil das Französische eine analytische Sprache sei, gehe ihm die den vorherrschend synthetischen Sprachen des Alterthums eignende Fähigkeit, die Satzglieder ganz nach Willkür anzuordnen, ab, und müsse ihm abgehen, da es die Bedeutung oder Beziehung der Wörter in vielen Fällen lediglich durch die Stelle auszudrücken vermag, die es ihnen im Satzgefüge anweist. Als Beispiel benützt Egger den französischen Satz: *Les Grecs ont vaincu les Perses.* Der Grieche, der Römer kann dieselbe Aussage, dass die Griechen über die Perser gesiegt haben, in beliebiger Anordnung der Wörter machen und statt οἱ Ἕλληνες ἐνίκησαν τοὺς Πέρσας ebenso gut sagen τοὺς Πέρσας ἐνίκησαν οἱ Ἕλλ. oder ἐνικ. οἱ Ἑ. τ. Π., je nachdem der Begriff der Hellenen oder der Perser oder des Siegens urgirt werden soll; auch die Stellung des zweiten und dritten Satzgliedes ist ebenso willkürlich wie die des ersten. Im Latein kann derselbe Wechsel zwischen *Graeci vicerunt Persas, Persas vicerunt Graeci* u. s. w. statthaben.

Die Richtigkeit dieses Gedankens ist so einleuchtend, dass es nur Wunder nehmen kann, ihn nicht schon längst auf das allgemeinere Gebiet der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen übertragen zu sehen. Denn obwohl der Zusammenhang zwischen Flexionslosigkeit und fester Wortfolge aus dem Chinesischen hinreichend bekannt und auch die Parallele zwischen dem von Anfang an unflectirenden Chinesisch und den eines Theils ihrer Flexion beraubten jüngeren Sprachen unseres Stammes schon öfter gezogen ist, so ist doch die Gesammtentwicklung der Wortstellung im Indogermanischen noch niemals von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet worden. Freilich auch von keinem anderen Gesichtspunkte aus, da, wie Eingangs erwähnt, die Hauptwerke über vergleichende Grammatik von diesem ganzen Gebiet gar keine Notiz genommen haben. Im folgenden soll nun an einer Reihe einzelner Beispiele der Zusammenhang zwischen der Abnahme der Flexion und der Entstehung und Zunahme der Wortstellungsgesetze aufgezeigt werden.

Es werden mir vielleicht manche der significantesten Beispiele für diesen meines Erachtens durchgehenden Zug der Sprachentwicklung entgehen, aus dem Grunde, weil auch in unseren bedeutendsten historischen Grammatiken noch keine Sammlungen nach dieser Richtung hin vorliegen. Gar nicht behandelt ist die Wortstellung bei Grimm, Miklosich und in Schleicher's litauischer Grammatik, und der bezügliche Abschnitt in Zeuss-Ebel's keltischer Grammatik ist, obwohl interessant, doch nicht so ausführlich und mehr von der traditionellen Auffassung beherrscht, als im Interesse der Sache zu wünschen wäre. Nur von Diez ist eine Anzahl wichtiger Wortstellungsgesetze der romanischen Sprachen ganz in dem angedeuteten Sinne behandelt; hievon werde ich daher am besten meinen Ausgang nehmen, zumal da die romanischen Sprachen als das Prototyp von Secundärsprachen allgemein anerkannt sind.

Am sichtbarsten ist die Wirkung, welche in der Declination der Verlust der meisten Endungen auf die Anordnung der Satzglieder geäussert hat. Da, sagt Diez, diese Sprachen (die romanischen) das unmittelbare Object des Satzes von dem Subject nicht mehr durch flexivische Kennzeichen zu unterscheiden vermögen, so müssen sie diese

Unterscheidung, wo sie um des Sinnes willen nöthig ist, durch die Wortfolge zu gewinnen suchen, indem sie dem Object seinen Platz hinter dem Subject anweisen. Man sieht, es ist dies dieselbe Wahrnehmung, enger formulirt, aber von dem Französischen auf das weitere Gebiet der romanischen Sprachen überhaupt ausgedehnt, die wir vorhin bei Egger getroffen haben. Dem obigen Beispiel aber kann ich nach Diez ein noch weit instructiveres an die Seite stellen, welches die allmähliche Entstehung der Wortfolgegesetze erkennen lässt.

Der Provenzale konnte noch sagen: *Los fortz venson li forsor* „die tapferen haben die tapfereren besiegt", wobei also ganz wie im Deutschen das Object an der Spitze des Satzes figurirt. Aehnlich im Altfranzösischen, während dagegen im Neufranzösischen, Italienischen, Spanischen, kurz in allen anderen romanischen Sprachniedersetzungen das Subject vorauf genommen werden muss. Der Grund dieser Verschiedenheit ist aber offenbar kein anderer, als dass die alten Mundarten Frankreichs die einzigen Glieder der ganzen Sprachfamilie sind, welche den Nom. und Acc. Plur. des Artikels nicht zusammenlaufen liessen. Nur bei persönlichen Objectsaccusativen haben sich zwei andere Sprachen dieser Familie, Spanisch und Portugiesisch, bis auf den heutigen Tag die Möglichkeit und Gewohnheit bewahrt, dieselben auch äusserlich, nämlich vermittelst der vorgesetzten Casuspartikel à vom Subject zu unterscheiden. Hier tritt aber die Inversion auch sofort wieder auf: gleich gut wie *el marido ama la muger* kann der Spanier sagen *à la muger ama el marido.*

In beschränkterem Umfange zeigt sich dieselbe Erscheinung auch beim indirecten Object, dessen Stellung in lateinischen Sätzen bekanntlich noch ganz willkürlich ist. Da die romanischen Sprachen für den Verlust der Dativendung in dem vorgesetzten *ad* einen Ersatz gewonnen haben, so lässt sich eine für die ganze Sprachfamilie bindende Norm Betreffs der Stellung des Dativs im Satzgefüge nicht geben. Als gemeinromanisch gilt dagegen die Regel, dass bei dem enklitischen Personalpronomen der Dativ dem Accusativ vortreten muss; denn Dativ und Accusativ sind hier formell nicht geschieden. So sagt der Italiener *mi si mostrava* „er zeigte sich mir", wobei nur die Stellung anzeigt, dass *mi* als Dativ, nicht als Accusativ zu nehmen ist. Es ist wahr, dass das Italienische in gewissen Fällen den Dativ des Conjunctivpronomens auch durch eine Formveränderung vom Accusativ unterscheidet: in *dimmelo* „sag es mir" verwandelt sich das *i* des Dativs in *e.* Aber es ist nicht minder wahr, dass diejenige Sprache, welche keinerlei solche Formveränderung kennt, die französische, zugleich jene ist, welche die Stellung der Personalpronomina am strengsten geregelt hat. Als festes Gesetz gilt hier, dass im allgemeinen der Dativ seine Stelle vor dem Accusativ hat; ebenso feststehend ist die Bestimmung, dass *lui* und *leur* dem Accusativ nachfolgen.

Eine ganz analoge Entwicklung findet sich nun auch auf *germanischem* Sprachgebiet, und zwar hängt die grössere Freiheit, die sich hier einige Sprachen wie z. B. Nhd. im Vergleich mit den übrigen sowie mit den romanischen zunächst bei der Stellung der Substantiva gewahrt haben, aufs engste mit ihrem verhältnissmässig noch bedeutenden Material an Casusendungen zusammen. Einer der gewöhnlichsten syntaktischen Fehler welchen die Deutschen beim Englischschreiben oder -Sprechen begehen, ist der, dass sie das betonte Object an die Spitze des Satzes stellen; dies ist aber im Englischen im allgemeinen nur noch in der Poesie zulässig. Innerhalb der deutschen

Sprachgeschichte selbst ist eine ähnliche Restriction hinsichtlich der Eigennamen eingetreten, die heutzutage ihre im Mhd. noch lebendige Flexion fast völlig eingebüsst haben. Um in drei Worten auszudrücken, dass Friedrich einen Diener Namens Karl habe, kann man daher im Nhd. nicht mehr sagen „Friedrich dient Karl", wodurch abgesehen von ganz besonderen Zusammenhängen ein der beabsichtigten Aussage ganz entgegengesetzter Sinn entstünde, sondern nur „Karl dient Friedrich". Nur mundartlich und vulgär kommt die Inversion noch öfter vor, nämlich wenn man den Dativ durch ein vorausgestelltes *dem* oder durch ein angehängtes *en* ausdrückt: *dem* Friedrich oder *Friedrichen*.

Auch bei einem Theil der Genitive muss in den neueren germanischen Sprachen die Wortstellung der nicht mehr deutlich genug ausgedrückten Flexion zu Hilfe kommen. Während früher der Genitiv sowohl mit als ohne Artikel nach Gefallen seinem regierenden Substantiv voran oder nachgesetzt werden durfte, ist jetzt die Nachsetzung nur noch bei dem mit dem Artikel versehenen Genitiv zulässig, hier aber auch zur Regel geworden, von der nur in dem Falle abgewichen wird, dass das regierende Substantiv keinen Artikel bei sich hat. Und ganz fest ist jetzt die Stellung des durch keinen Artikel charakterisirten Genitivs geworden, der freilich mehr als eine Antiquität erscheint. Aber nur dadurch haben sich Verbindungen wie *Freundes Rath, Vatersbruder*, in einer grossen Menge uneigentlicher Zusammensetzungen vor allem, bis in unsere heutige Sprache hinein erhalten, dass sie petrificirt wurden, mit andern Worten, dass man sich daran gewöhnte, ein nicht mit dem Artikel flectirtes Substantiv, auf das ein anderes folgt, zu diesem im Verhältniss des Genitivs zu denken.

Nur Eigennamen können, obschon sie des Artikels ermangeln, auch in unserer heutigen Sprache eben so gut hinter wie vor ihr Substantiv treten; das Englische dagegen ist auch dieser Freiheit verlustig gegangen und kann den beiden deutschen Wendungen *Georg's Rath* und *der Rath Georg's* nur die eine: *George's advice* gegenüberstellen, wenn es sich nicht des umschreibenden *of* bedienen will. Hier ist übrigens einzuschalten, dass der Genitiv im Indogermanischen von Anfang an eine aus seiner bekannten Entstehung zu erklärende Tendenz zeigt, dem durch ihn näher bestimmten Substantiv voranzutreten. δήμου, älter δήμοιο, noch älter *δημόσιο πλοῦτος = δημόσιος πλοῦτος, eine Zusammensetzung des Stammes δημο mit dem alten Demonstrativstamm *sya*, stellt eine Composition zweier Substantive durch ein dazwischentretendes Pronomen dar. Es ist daher begreiflich, dass gerade wie bei den Adjectiven die Voranstellung von Haus aus die Regel gebildet zu haben scheint, ebenso die Genitive gerade in den alterthümlichsten Sprachen unseres Stammes, im Sanskrit, Zend und Altpersischen (auf den Keilschriften heisst es immer Vîçtaçpahyâ putra, nicht p. V.), dann im Litauischen (vgl. die Beispiele zur Syntax des Genitivs bei Schleicher Lit. Gr. 129) weitaus in den meisten Fällen vorangestellt werden. So war die viel weitere Ausdehnung dieses Gebrauchs in den jüngeren Sprachen allerdings von lange her vorbereitet, und wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn wir im Mittelpersischen einen Genitiv antreffen, der sogar kein Casuszeichen irgend einer Art mehr enthält, sondern bloss durch seine Stellung vor dem regierenden Substantiv als solcher charakterisirt wird. West in seiner trefflichen Pazendgrammatik nennt ihn daher *genitive by position;* er findet sich übrigens schon früher im Huzvâresh, z. B. in *malkân malkâ* „König der Könige", dem im Neupersischen *shâhanshâ* entspricht.

Wenn die bisher betrachteten Spracherscheinungen richtig erklärt sind, so wäre

folgerichtig auch bei den übrigen in das Gebiet der Nominalflexion fallenden Redetheilen, also namentlich beim Artikel, beim Adjectivum und beim Pronomen zu erwarten, dass ihre Stellung im Satze erst allmählich so fest geregelt worden sei, wie sie es in den meisten neueren Sprachen thatsächlich ist. Denn der griechische, romanische, deutsche Artikel hat zwar im allgemeinen keine starken Endungsverluste erlitten, ist aber, indem er zum Ersatz der verlorenen Substantivendungen verwendet wurde, von seiner ursprünglichen Geltung als Pronomen zu einem blossen Formwort herabgesunken; die Adjectiva und Pronomina aber haben ein den Substantiva ganz ähnliches Schicksal gehabt, und erstere sind durch das Wirken der Auslautgesetze speciell im Deutschen den Adverbia so ähnlich geworden, dass wir sie schwerlich in durchgreifender Weise von denselben unterscheiden könnten, wäre nicht eben wieder das treffliche Auskunftsmittel der Wortstellung bereit. Hieraus erklärt sich ein bekannter Paragraph der deutschen Schulgrammatik, wonach es verboten ist, das Adjectiv dem Substantiv nachzusetzen, abgesehen von ein Paar stereotypen, schon veraltenden Ausdrücken wie *Ein Gulden rheinisch*, *Mein Vater selig*, *Ein Ritter lobesan*, worin unserem Sprachgefühl das hinten angehängte Adjectiv wie ein Adverb erscheint. Auch in den romanischen Sprachen, namentlich, wie man weiss, im Französischen, bestehen detaillirte Gesetze über die Stellung des Adjectivs zu seinem Substantiv; dass hier im Unterschied vom Deutschen bald die Voran- bald die Nachstellung eintritt, hat vielleicht darin seinen Grund, dass diese ganze Sprachgruppe die Adverbia durch das angehängte *mente* sehr deutlich und bestimmt von den Adjectiven unterscheidet. Weniger ist es mir bei den Pronomina gelungen, einen durchgreifenden Unterschied Betreffs ihrer Stellung in alterthümlicheren und moderneren Sprachen aufzufinden; wohl desshalb, weil dieselbe schon frühe ziemlich fest bestimmt war, was namentlich hinsichtlich der Interrogativa und Relativa, gilt. Den auffallendsten Wechsel finden wir dagegen wieder in der Einfügung des Artikels in das Satzganze. Das lateinische *ille* konnte seinem Substantiv bald vorangehen, bald nachfolgen; in der überwiegenden Mehrzahl der Töchtersprachen ist die auch im Latein schon häufigere Voranstellung zur Regel erhoben worden, das Wallachische aber suffigirt bekanntlich seinen Artikel. Ein eben solches Schwanken in der Stellung des Artikels müsste man selbst, wenn nur die modernen Sprachformen bekannt wären, auch für die germanische Grundsprache voraussetzen, da derselbe in der Mehrzahl dieser Sprachen präfigirt, in einigen aber suffigirt wird. Man braucht aber nur auf das Mhd. zurückzugehen, um diese Schwankungen wirklich anzutreffen: nicht bloss *der sun Sigmundes* konnte man hier sagen mit der im Nhd. allein zulässigen Voranstellung des Artikels vor sein Substantiv, sondern ebenso gut *sun der Sigmundes*, und am allerliebsten sagte man sogar *der Sigmundes sun* mit der aus dem Griechischen bekannten Einschiebung des Artikels zwischen Genitiv und regierendes Substantiv. Auch bei den Griechen hat sich übrigens wie der eigentliche Artikel überhaupt, so auch dieses Stellungsgesetz erst in der nachhomerischen Gräcität entwickelt.

Das ausgiebige Material, das schon die Geschichte der nächstliegenden Sprachen gewährt, hat mich veranlasst, bei diesen vielleicht über die Gebühr zu verweilen; nunmehr wende ich mich direct zu einem Vergleich zwischen *Armenisch* und *Keltisch*, der für die von mir angenommene Wechselbeziehung zwischen Wortstellung und Nominalflexion ganz besonders beweisend sein dürfte.

Das Armenische ist in der Declination auf einer sehr alten Stufe stehen ge-

blieben und hat sogar den Instrumentalis und den Ablativ, die den europäischen Sprachen schon so frühe ganz oder theilweise abhanden gekommen sind, in lebendigem Gebrauche erhalten. Ueber die Wortstellung im Armenischen bemerkt Lauer in seiner Grammatik wörtlich folgendes: Substantiv und Attribut, Subject und Prädicat, das Verbum und das von ihm abhängige Nomen sowie das zu ihm gehörige Adverbium sind im Satze in ihrer Beziehung zu einander nicht an bestimmte Stellen gebunden. Das Keltische steht in Betreff seines grammatischen Gesammtzustandes dem Armenischen ungefähr gleich, nur sind es hier vorzugsweise die Personalendungen des Verbums, in denen die Sprache conservativ geblieben ist, während an die Stelle der Casusendungen meistentheils der Artikel tritt. In der Wortstellung dieser Sprachfamilie, im Altirischen besonders, finden wir wenigstens *ein* Gesetz constant durchgeführt: an die Spitze des Satzes tritt allemal das Verbum, wäre es auch nur das verbum substantivum und wäre es selbst eine der ganz verkürzten Formen, in die dasselbe im Keltischen gerne einschrumpft.

Noch augenfälliger als die früheren zeigt dieses letzte Beispiel, wie entschieden gerade der Verlust der Declinationsendungen auf die Wortstellung einwirkt; ja da das Armenische mit seiner Armuth an alten Conjugationsendungen sich eine freiere Wortstellung bewahrte als das Keltische mit seinem verhältnissmässigen Reichthum an solchen, so läge die Vermuthung nahe, dass der Zustand der Conjugation ohne jeden Einfluss auf die Wortfolge sei. Wirklich haben Egger und Diez nur, wie wir sahen, der Einbusse der alten Casusendungen im Französischen einen derartigen Einfluss beigemessen. Gleichwohl glaube ich im folgenden zeigen zu können, dass die der Geschichte der Nominalflexion vollkommen parallele Entwicklung bezw. Zerstörung der Verbalflexion in den neueren Sprachen auch auf die Wortstellung ganz analoge einengende Wirkungen ausübt, die nur desshalb unbeachtet geblieben sind, weil der Zwang uns bereits zur anderen Natur geworden ist.

Das unpersönliche *es*, dessen wir uns regelmässig bedienen, wenn wir in einem Aussagesatze das Verbum dem Subject voranschicken wollen, z. B. „es ritten drei Reiter u. s. w.“, hat sich erst successive eingebürgert, wie aus Grimm's Deutscher Grammatik zu ersehen. In einem anderen, ebenfalls bekannten Volksliede heisst es „kommt ein Vogerl geflogen“ und wird also das nämliche Verbum ohne ein vorausgehendes unpersönliches Subject an die Spitze des Satzes gestellt. Man könnte nun in dieser Entwicklung einen Einfluss der fremden Nachbarsprachen, namentlich des Französischen, sehen; allein obwohl das Französische allerdings solche unpersönliche Constructionen liebt, so hat es dieselben doch niemals wie das Nhd. auf alle Verba ausgedehnt, und wenn das französische *c'est* dem englischen *it is* zum Vorbild gedient haben mag, so sind dagegen jene deutschen Constructionen ohne Frage ganz idiomatisch. Wohl aber berechtigt uns ihre Begegnung mit den französischen und ähnlichen Wendungen im Italienischen zu einem wichtigen Schlusse, nämlich dem, dass in den modernen Sprachen das Bedürfniss gefühlt wird, das Verbum wenn auch nicht wie in den alten Sprachen an die erste, doch an eine der ersten Stellen im Satze zu rücken. Bei Homer habe ich im ersten Buch der Ilias*) nicht weniger als 24 Hauptsätze gezählt, die mit

*) A 33. 44. 46. 48. 56. 117. 120. 173. 181. 197. 207. 216. 219. 270. 305. 315. 363. 453. 498. 505. 528. 570. 586. 595. Allerdings sind einige Imperative dabei, die in allen Sprachen am Anfang des

dem Verbum anfangen. Die gleiche Erscheinung findet sich bei den Römern, wenn der sonst abgemessenere lateinische Stil in lebhafte Erzählung übergeht, wie sie z. B. in Horaz' Satiren in der 9. Satire des ersten Buches vorliegt*). Im Sanskrit ist es ebenfalls besonders die epische Literatur, welche das Verbum häufigst an die Spitze des Satzes stellt. Im Zendavesta werden die Unterredungen des Ahuramazda mit seinem Diener Zarathustra in der Regel mit dem Verbum eingeleitet: *pereçat zarathustrô ahurem mazdâm*, und fast ebenso oft begegnet die Wendung *mraoṭ ahurô mazdâo*. Bei den Versanfängen in Schleicher's Register seiner litauischen Dainos fällt es auf, wie oft sich als erstes Wort darin eine Verbalform findet. Kurz, das indogermanische Verbum konnte ursprünglich so gut die erste als — wofür es der Belege nicht bedarf — die letzte oder eine mittlere Stelle im Satzgefüge einnehmen. Die Neigung hiezu hat es auch immer beibehalten; wenn aber jene umschreibenden unpersönlichen Constructionen heutzutage das einzige Mittel geworden sind, um diese Neigung zu befriedigen, so rührt dies lediglich von der Zerstörung der Formen her. Im Zend konnte freilich ein Satz mit *pereçat* oder *mraom* eingeleitet werden, weil in diesen beiden Verbalformen auch sogleich eine deutliche Bezeichnung der fraglichen Person, des Numerus, des Modus, Tempus und Genus enthalten war; im Neupers. steht das Verbum fast nie an der Spitze, sondern gewöhnlich am Ende des Satzes, denn obigem *pereçat* entspricht hier eine jeder Endung baare Form, die eigentlich ein Particip mit abgefallenem Nominalsuffix und Casuszeichen ist: *pursīd*. Ganz auf dieselbe Weise ist es zu erklären, dass der Germane und Romane seine Verba nur noch ausnahmsweise an die Spitze des Satzes stellen kann; wenn es doch noch z. B. im Nhd. und Italienischen häufiger geschieht als im Persischen, so kommt dies einfach daher, dass die Zerstörung der alten Verbalflexion in letzterer Sprache eine besonders radicale war. Auch das Keltische spricht für die Richtigkeit meiner Auffassung; weil das Verbum sich hier verhältnissmässig gut erhielt, jedenfalls viel besser als das Nomen, konnte die Voranstellung des Verbums sich behaupten, ja, wie oben erwähnt, zur Regel entwickeln.

Nicht nur an der Spitze des Satzes, sondern ganz im allgemeinen erschienen nach und nach auf den jüngeren Sprachstufen die immer mehr verfallenden alten Verbalformen als anstössig und unerträglich. Indem nun aber neue, analytische Tempus-, Genus- und Modusformen an ihre Stelle traten, geschah es, dass eine grosse Anzahl von Wortaggregaten in die Sprache eingeführt wurden, die sich aus zwei, drei und mehr Wörtern zusammensetzten, deren Reihenfolge eine fest bestimmte war. Die periphrastischen Perfectbildungen im Sanskrit und Zend, die umschriebenen Verbalformen des Griech. und Lat., z. B. τετυμμένοι εἰσίν, *amatus sum*, dürfen der Regel nach nicht durch ein dazwischen geschobenes Wort getrennt werden. Da aber dieselbe Regel auch für die jüngeren Sprachstufen gilt, wie sehr muss dadurch hier die Wortstellung beeinflusst werden, nachdem die Anzahl der analytischen Bildungen sich in steigender Progression vermehrt hat. Denn zu den auch schon vervielfältigten Umschreibungen der Zeit, Modus- und Genusverhältnisse ist hier häufig noch die Vertretung der Personalendungen durch beigefügte pron. pers. getreten, und in die complicirten Wendungen, die auf diese Weise entstanden

---

Satzes stehen können; andrerseits kommen aber die nothwendig durch das Fragepronomen einzuleitenden Fragesätze und die bei Homer so beliebten Partikeln zu Anfang der Sätze in Betracht.

*) Sie enthält in ihren 73 Versen 22 Hauptsätze, an deren Spitze ein Verbum steht.

sind, darf wohl im Deutschen, nicht aber in der Mehrzahl der verwandten Sprachen und Dialekte ein anderer Satztheil eingeschoben werden.

Auf die Stellung der Partikeln im Satzgefüge, die ich nun nach Besprechung der Nominal- und Verbalformen noch mit ein Paar Worten berühren muss, kann eigentlich mein Satz keine Anwendung finden, da sie als von Haus aus indeclinabel auch durch den Verlust der Endungen nichts einbüssen konnten. Allein sie haben doch mehrfach ihren grammatischen Rang verändert, namentlich ist ein Theil der Adverbien zu Präpositionen, ein anderer zu Infinitiven geworden, und dieser Uebergang hat auch auf ihre Stellung im Satze eine gewisse Wirkung geäussert. Die mit Verba zusammengesetzten Präpositionen können im Deutschen vielfach auch von denselben abgetrennt werden, und dieses auch im Homerischen Griechisch, im vedischen Sanskrit, im Zend begegnende Getrenntsein, diese sogen. Tmesis, ist bekanntlich die ältere, nicht, wie man früher meinte, die spätere Erscheinungsform dieser Präpositionen. Immer stärker zum Verbum inclinirend verwuchsen sie nach und nach mit demselben zu einem Worte, eine Umstellung, die im Latein schon in vorhistorischer Zeit vollzogen war. Ihre Erklärung findet aber auch diese Thatsache in einem rein grammatischen Vorgang, dem Vergessen der etymologischen Grundbedeutung und selbständigen Geltung dieser einstigen Adverbien. Dieselben und einige andere Adverbien wurden frühe auch mit Nomina in Verbindung gebracht, namentlich zu dem Zweck, um die verloren gehenden Casusendungen zu ersetzen. Zu fester Composition kam es nun zwar bei ihnen nur in Ausnahmsfällen, wohl aber bildete sich bei ihnen die Gewohnheit aus, sie dem Nomen unmittelbar vorangehen zu lassen, und von dieser Stellung der „Präpositionen" hat der ganze Redetheil seinen Namen erhalten. Von Haus aus und selbst in historischer Zeit konnten und können sie aber in allen indogermanischen Sprachen, auch im Latein. und Griech., woher ihr Name stammt, auch nachgesetzt werden und solche Postpositionen zeigen dann, besonders im Sanskrit, Deutschen und Latein., eine besondere Neigung sich an das Substantiv zu suffigiren. In diesem Zusammenhang mag auch eine analoge Beschränkung Platz finden, die im Laufe der Zeit die Stellung der Infinitive erfahren hat. Ich habe in meiner Geschichte des Infinitivs gezeigt, wie derselbe mehr und mehr von seiner rein adverbialen Grundbedeutung abkommt und besonders in der Verbindung mit Hilfsverba ganz in das verbale Gebiet übergeht. Diese mit Hilfsverba sich verbindenden Infinitive nun werden so stark von denselben angezogen, dass sie fast unabänderlich ihnen entweder unmittelbar vorangehen oder nachfolgen, im letzteren Falle ähnlich wie die Postpositionen sogar nicht selten damit componirt werden, wie dies z. B. in lat. cale-facio und ähnlichen Verben, in dem romanischen Futurum der Fall ist. Dagegen figuriren die vedischen und Zend-Infinitive als eigene Satztheile, die durch weite Zwischenräume vom Hauptverbum getrennt werden können und in den Vedas namentlich am Versausgang erscheinen; bei Homer besonders in formelhaften Wendungen wie θαῦμα ἰδέσθαι auftretend nehmen diese freieren, epexegetischen Infinitive im späteren Griech. und Latein. schon beträchtlich ab und kommen auf neueren Sprachstufen nur in der Verbindung mit Präpositionen noch vor, z. B. im Nhd. mit *zu* und *um zu*.

So weit die Beispiele, die ich Ihnen vorzuführen gedachte. Ich muss wiederholt um Ihre Nachsicht dafür bitten, wenn ich den oder jenen wichtigen Beleg für meinen Satz übersehen habe, obschon ich bestrebt war, so viel als möglich alle Redetheile und

alle verwandten Sprachen zu berücksichtigen; ich muss aber auch betonen, welch interessante Ergebnisse in sicherer Aussicht stehen, wenn in der angedeuteten Richtung umfassende Sammlungen über die Geschichte der Wortstellung in den Einzelsprachen angestellt werden. Gewiss wäre es verfehlt, für die älteste Zeit eine ideale Ungebundenheit der sprechenden in der Anordnung der Satzglieder vorauszusetzen. Die Composition, die in die frühesten Perioden des Sprachlebens hinaufreicht, zeigt, dass von Anfang an die Reihenfolge der Wörter ein Hauptfactor bei der Bestimmung ihrer Bedeutung und wechselseitigen Beziehung war. Auch auf späteren Sprachstufen spielt namentlich die Nominalcomposition eine ähnliche, die freie Bewegung der Wörter hemmende Rolle wie die durch den Verlust der Flexionsendungen hervorgerufene grammatische Constructionsordnung. So sehr das Sanskrit und Griech. dem Nhd., das Nhd. seinerseits dem Französischen an Freiheit in der Anordnnng der Satzglieder überlegen sind, gereicht doch andrerseits die unverhältnissmässig häufige Anwendung langer Nominalcomposita im Deutschen, Griech. und vor allem im Sanskrit der Leichtigkeit des Ausdrucks in diesen Sprachen nicht eben zum Vortheil. Ja die aus einem halben Dutzend oder mehr Stämmen zusammengesetzten Composita des Sanskrit sind noch störender für einen geschmackvollen Aufbau der Sätze als die doch nur aus höchstens 4 Wörtern bestehenden analytischen Verbalformen des Französischen und erinnern ganz an das Chinesische, wo die geringste Veränderung in der Reihenfolge der Wurzeln den Sinn des ganzen Satzes alterirt.

Ich muss mich endlich noch vor dem Missverständniss schützen, als wollte ich auch nur die Gesammtheit der späteren Wortfolgegesetze aus der Umgestaltung der Grammatik herleiten. Während in den meisten verwandten Sprachen der Relativsatz nach Belieben dem Hauptsatz vorausgehen oder nachfolgen kann, letztere Weise aber die häufigere ist, da es ja natürlicher ist, das wichtigere zuerst zu sagen, steht im Sanskrit fast allemal der Relativsatz voran. Mag man nun diese Regel mit Benfey*) aus einem allgemeinen Gesetze ableiten, dass der determinirende Satztheil dem determinirten vorauszugehen habe, oder, wohl richtiger, mit Delbrück**) aus dem rhetorisch-stilistischen Motiv, dass die Verfasser der Vedahymnen, in denen sich diese pathetisch klingende Anordnung der Sätze schon ganz regelmässig findet, dadurch dem etwas eintönigen Inhalt ihrer Dichtungen Schwung und Erhabenheit zu geben suchten: jedenfalls kann an einen grammatischen Grund bei diesem Stellungsgesetz des sonst so freien Sanskrit nicht gedacht werden. Noch willkürlicher, ja fast bizarr ist die Regel über die Stellung des Höflichkeitspronomens in der Anrede, welche im Mānava-dharma-çāstram II, 49 gegeben wird; vielleicht gehört diese Regel auch nur zu den vielen papierenen Bestimmungen des indischen Gesetzbuchs. Sie lautet dahin, dass ein Brahmane, wenn er eine Frau um Almosen angeht, das Wort bhavat im Anfang, ein Kshatriya in der Mitte, ein Vaiçya am Ende seiner Anrede anbringen soll. Wie verschiedenartig müssen die Gründe sein, von denen die Anordnung der Wörter abhängt, wenn sogar das indische Kastenwesen darauf Einfluss gewinnen konnte! Allein diese wechselnde Stellung des Vocativs***) je nach der Person des redenden

*) Gesch. d. Sprachw. S. 86.

**) Syntakt. Forsch. S. 33.

***) Dass es sich a. a. O. gerade um diesen Casus von *bhavat* handelt, steht allerdings nicht da, es ist vielmehr nur von dem Wort *bhavat* (*bhavacchabda* Kull.) im allgemeinen die Rede; allein aus

ist doch nur in einer solchen Sprache denkbar, die wie das Sanskrit oder das Latein oder das Griech. den Vocativ auch durch die Endung vom Nominativ und den anderen Casus deutlich scheidet. Hat dagegen die Zerstörung des Auslauts, der Abfall der Flexionsendungen sich in einer Sprache auch auf den Vocativ erstreckt und ihn dem Nominativ völlig gleich gemacht, so bildet sich auch eine feste Ansicht über die Stellung aus, die er im Satzgefüge einzunehmen hat. Im Nhd. kann der Vocativ nur, wenn er besonders betont ist, an einer beliebigen Stelle des Satzes erscheinen; die Regel ist, dass er am Anfang steht, weil er sich äusserlich vom Nominativ in keiner Weise unterscheidet. So kommt auch hier die Wortfolge der Armuth der Grammatik zu Hilfe.

An diesen Vortrag knüpfte sich eine längere Debatte, an der sich namentlich die Herren Proff. Delbrück aus Jena, Christ aus München, Schmidt aus Graz betheiligten.

---

der Glosse des Kullûka geht hervor, dass an den Voc. des Femin, *bhavati*, zu denken ist (p. 331 der Ausgabe von Loiseleur, Paris 1830).

Beilage.

Nachtrag zu den Begrüssungsschriften.

Ausser den bereits auf S. 8. 39. 113. 168 aufgeführten Schriften, welche unter die Mitglieder vertheilt worden sind, werden noch die schon im Jahre 1873 erschienenen und gleichfalls allen Mitgliedern der Versammlung eingehändigten hier angegeben:

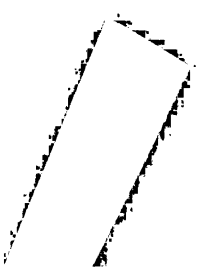
1) Programm des k. k. Staats-Gymnasium zu Innsbruck vom Jahre 1873, enthaltend eine Abhandlung von Prof. Dr. H. Dittel: „Der Dativ bei Vergil“ (S. 1—24), und von Prof. Dr. Jos. Egger: „Der Einfluss der alttirolischen Stände auf die Gesetzgebung“ (S. 25—37).
2) Separatabdrücke aus dem Programm des k. k. II. Staats-Gymnasiums zu Graz vom Jahre 1873, enthaltend:
   a) von M. Petschenig: „Zu den Scholiasten des Horaz“ (I. Die Veroneser Acronhandschrift. II. Zur Frage über die Verfasser der sogenannten acronischen Scholien. III. Textkritisches zu Porphyrion) [15 S.].
   b) von Wilh. Schmidt: „Zum Umriss von Europa. Eine Uebung im Kartenzeichnen“ (S. 14—52).
3) Begrüssungsschrift des k. k. Gymnasiums zu Hall in Tirol, von Prof. P. Pius Simmerle, O. S. Fr.: „Zur Bildung der Homerischen Infinitiv-Formen“. 8° (18 S.). Innsbruck 1874.

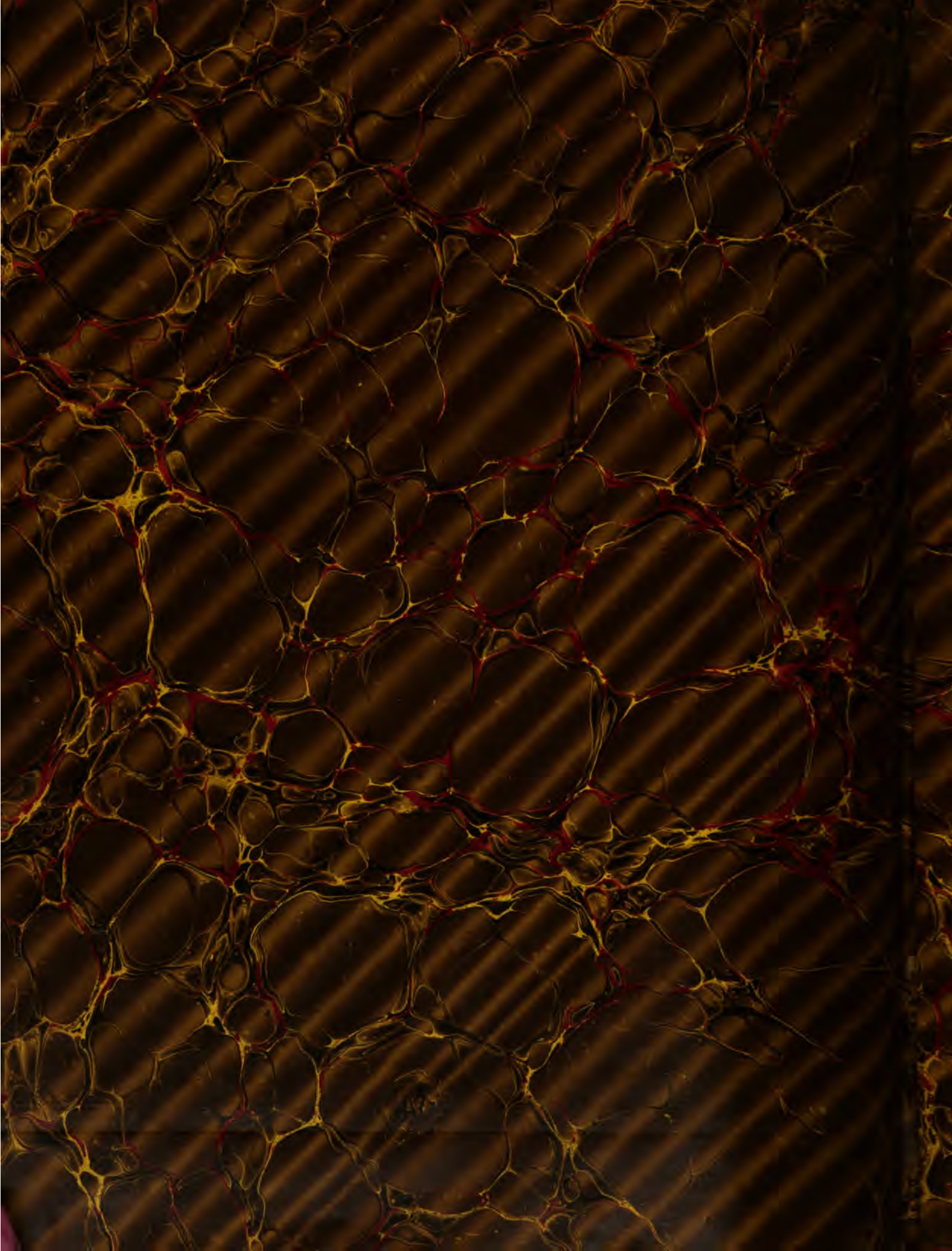
Nebstdem waren im Empfangsbüreau zur Begrüssung an alle Mitglieder vertheilt worden:

4) Philologos Oeniponti congregatos m. Septembri a. MDCCCLXXIIII. carmine rite prosequitur Jacobus Walser. 8° (8 p.). Oeniponti. Ex officina Wagneriana. A. MDCCCLXXIIII.
5) Erster Versuch einer Uebersetzung des jüngst aufgefundenen Fragmentes aus Hom. Odyss. XXV, der Philologen-Versammlung in Innsbruck zu milder Beurtheilung ehrfurchtsvoll vorgelegt vom Uebersetzer. 4° (192 Verse). Innsbruck, Wagner'sche Univ.-Buchdruckerei (1874).

Verbesserungen.

S. 127	Z.	6	statt	ja	lese man	je.	S. 134	Z.	15	lese man:	mehr als erwünscht, als bedungen erscheint.
S. 129	Z.	10	„	Bildung	„	Prüfung.					
S. „	Z.	6 v.u.	„	that	„	thut.	S. „	Z.	9 v.u.	„	unter anderm.
S. 130	Z.	13 v.u.	„	ihrer	„	Ihrer.	S. 136	Z.	16	„	allgemeinen.
S. 132	Z.	17	„	sie	„	Sie.	S. „	Z.	14 v.u.	„	technische.





OCT 26 1908
MAR 28 1905

3 2044 098 631 112